

Jahres- und Tagungsbericht der Görres- Gesellschaft

1980

Mit den in Aachen
gehaltenen Vorträgen
von Heinrich Schipperges,
J. Heinz Müller,
Alfred Schieb
und Victor H. Elbern

1981

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

Die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft befindet sich in
Köln, Belfortstraße 9 – Fernruf 73 83 17

Postanschrift: Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1

Postscheckkonto Köln (BLZ 370 100 50) 758 93-500

Kreissparkasse Köln (BLZ 370 502 99) 20 501

Postscheckkonto Wien (Österreich) 7747.366

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Erster Teil	
Wissenschaftliche Beiträge	
Heinrich Schipperges: „Eine ‚summa medicinae‘ bei Albertus Magnus“	5
J. Heinz Müller: „Europas Währung als Aufgabe und Problem“	25
Alfred Schieb: „Umweltschutz als Herausforderung – Der Einfluß des technischen Fortschritts auf das Schicksal unserer Mitmenschen und Nachkommen“	37
Victor H. Elbern: „Chiffren des Paradiesischen – Überlegungen zu einer Ikonographie unfigürlicher Formen im frühen Mittelalter“	56
Zweiter Teil	
Die Generalversammlung in Aachen	
Bericht über den Verlauf der Tagung	85
Konrad Repgen: „Hubert Jedin (1900–1980)“	88
Sektionsberichte	104
Dritter Teil	
Jahresbericht	
I. Vorstand und Sektionsleiter	146
II. Mitgliederstand	148
III. Beirat	148
IV. Unsere Toten	156
V. Institute und Auslandsbezeichnungen	
Institut Rom	156
Institut Madrid	158
Institut Lissabon	160
Institut für interdisziplinäre Forschung	164
VI. Publikationen	165

THE HISTORY OF THE

The history of the world is a long and varied one, filled with the lives and deeds of many great men and women. It is a story of triumph and tragedy, of hope and despair, of love and hate. It is a story that has shaped the world we live in today, and it is a story that will continue to shape the world of tomorrow.

In the beginning, the world was a chaotic and unordered place. But then, the great men and women of history came along, and they brought order and meaning to the world. They were the leaders, the thinkers, the doers. They were the ones who made the world a better place, and they were the ones who made the world a more interesting place.

And so, the history of the world goes on. It is a story that is never-ending, and it is a story that is always changing. But one thing is true: the history of the world is a story that is worth knowing, and it is a story that is worth living.

Wissenschaftliche Beiträge

Heinrich Schipperges

„Eine ‚summa medicinae‘ bei Albertus Magnus“

Einführung

„Und was für ein großer Mann war nicht der Bischof von Regensburg Albrecht mit dem Zunamen der Große!“ So lesen wir in einem alten Buche, 1790 bei Stein zu Nürnberg erschienen, aus der Feder von Samuel Wilhelm Oetter, mit dem weitschweifig barocken Titel: „Bestätigte Wahrheit, daß die Geistlichen in Deutschland seien ehehin die Lehrer der Arzneikunst und zugleich die Aerzte gewesen“!

Lehrer der Medizin und zugleich ein Arzt –, was nun ausdrücklich auch für Albertus Magnus in Anspruch genommen wird, wenn es weiter heißt: „Er war der größte Physicus und that durch die Physic gleichsam Wunder, welche vielen für unglaublich vorkamen. Daher wurde er für einen Hexenmeister gehalten.“ Mit diesem lapidaren Urteil haben wir gleich hier schon – in der Blüte der Aufklärung, da Joseph Görres gerade ein Knäblein war von 14 Jahren – den ganzen Zwiespalt vor Augen in der Beurteilung eines Naturforschers und Heilkundigen, der zugleich ein Zauberkünstler und Hexenmeister gewesen sein soll.

Wenn aber hier vom „physicus“ Albertus die Rede ist, so dürfen wir daran erinnern, daß gerade im Verlaufe des 13. Jahrhunderts – unter dem Einfluß des „neuen Aristoteles“ – der bisherige Titel eines „medicus“, eines rein empirisch eingestellten Heilkünstlers der mittelalterlichen Klostermedizin, mehr und mehr ersetzt wurde durch den „physicus“, wie auch „physica“ neben der Naturkunde immer die Heilkunde repräsentiert hat. So nannte sich Petrus Hispanus um 1250 in Siena noch „doctor in physica“, ehe er Leibarzt der Päpste wurde und schließlich wenig später selber den Purpur trug – und bislang auch der einzige Mediziner blieb, der zu päpstlicher Würde gelangte. Und so hatte ja auch die gelehrte Hildegardis von Bingen, die große Äbtissin und Ärztin, um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre „Physica“ niedergeschrieben: Naturwissen zu Heilzwecken.

In der zeitgenössischen Literatur finden wir diesen Physicus freilich eher als „Albertus Coloniensis“, in handschriftlichen Fassungen auch, so 1248 schon

in Paris oder 1258 in Toulouse, als „Albertus Teutonicus“, zu Lebzeiten schon gefeiert als „magnus philosophus“, und sein Schüler Ulrich von Straßburg gar konnte ihn nennen einen „vir in omni scientia divinus“, um in Bewunderung auszubrechen vor diesem „miraculum“, diesem „stupor nostri temporis“, einem wahren Wunder in dieser Zeit!

Als ein Wunder der Zeit ist Albertus, jedenfalls von der Naturforschung, erst in unserem Jahrhundert wieder entdeckt worden. Max Neuburger sieht in seiner „Geschichte der Medizin“ (1911) in Albert nicht nur den „Herold des Aristoteles“, sondern auch den eigenständigen Naturbeobachter, den gründlichen Kenner der Anatomie, Physiologie und Psychologie. Und seine „Summa naturalium“ habe bis weit ins 16. Jahrhundert hinein als „medizinische Propädeutik“ gegolten. Auf der Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, 1908 in Köln, war Albertus von Hermann Stadler bereits als „Beobachter allerersten Ranges“ gerühmt worden. „Wäre die Entwicklung der Naturwissenschaften (so hieß es damals) auf der von Albertus eingeschlagenen Bahn weitergegangen, so wäre ihr der Umweg von drei Jahrhunderten erspart geblieben“ –, drei Jahrhunderte steriler Scholastik, aber auch die folgenden drei Jahrhunderte einer szientistischen Einäugigkeit und eines methodologischen Dualismus.

Und damit sind wir am Thema mit all seiner Herausforderung, die allein schon durch den Titel „Summa“ bewußt provoziert werden sollte! Ich möchte in der heutigen festlichen Stunde gleichwohl diese „Summa Medicinæ“ einmal ganz ernst nehmen, sie aus der Wissenschaftsklassifikation der Scholastik herausheben und zur Diskussion stellen, wobei ich – vor dem naturphilosophischen Hintergrund des 13. Jahrhunderts – die drei klassischen Bereiche der „Medicina“ betonen sollte, nämlich: 1. die Physiologie als eine in sich geschlossene Naturkunde des Menschen, eine Anthropologie also, 2. die Pathologie und damit alle Phänomene des Krankhaften am Menschen, den „logos“ von „pathos“, und 3. das therapeutische Grundkonzept, das allein einer Heil-Kunde den Namen und einen Sinn zu verleihen imstande ist.

Und wenn hierbei von einer „Summa Medicinæ“ die Rede ist, in einer sicherlich gewagten Analogie zu den Summen der Hochscholastik, dann ist keineswegs ein System im modernen Sinne gemeint, und schon gar kein Modell oder Paradigma oder so was, eher schon „System“ im Sinne von Kants Begriff der „Architektonik“, wie sie in der Methodenlehre seiner „Kritik der reinen Vernunft“ verstanden wird: daß nämlich im Aufbau einer solchen Wissenschaft sich etwas „per intus susceptionem“ zusammenfinde und eben nicht „per appositionem“ (so wie dies in geradezu grotesker Weise in der neuen Approbationsordnung für Ärzte der Fall ist: per appositionem ad

approbationem!), systematisch vielmehr, architektonisch durchstrukturiert, was allein auch uns das Recht geben würde, hier nun von einer „Summa medicinae“ zu sprechen, einem Dombau, gefügt aus Gedankenketten zu großartigen Verstreungen. Ein großer Geist kann nur durch klare Konturen an seiner Tiefe erkannt werden, sonst wirkt er nur rhapsodisch und eben nicht architektonisch, wie dies unsere „Summa“ meint, eine „Summa“, wie sie im Grunde jede Medizin sein müßte, die den Rang einer Heilkunde beansprucht. Zuvor aber lassen Sie mich mit wenigen Worten erinnern an den Mann und sein Werk!

Leben und Werk

Albertus wurde um 1193 bei Lauingen an der Donau geboren, und er starb 1280 bei den Dominikanern in der Stolkgasse zu Köln. Seine Lehrjahre führten ihn über Venedig nach Padua, wo er nach ausgiebigen Studien der Philosophie und der Medizin 1223 das Ordenskleid der Dominikaner nahm aus der Hand des Jordan von Sachsen. Seine Lehrtätigkeit begann er 1233 in Hildesheim, 1235 in Freiburg; 1236 bis 1243 dozierte er in Regensburg und Straßburg. Im Jahre 1243 wird Albertus nach Paris gesandt, in die Metropole der damaligen Wissenschaften; während der dortigen Lehrtätigkeit war Thomas von Aquin unter seinen Schülern. 1248 wird er nach Köln zurückberufen, um die Ordenshochschule auszuweiten auf ein eigenständiges „studium generale“ (Ein „studium generale“ mit dem Charakter einer „universitas magistrorum et discipulorum“ freilich erhielt erstmals in Deutschland Heidelberg im Jahre 1386!). 1248, das war das Jahr, in dem auch der Grundstein zum heutigen Kölner Dom gelegt wurde. Im Jahre 1254 übernimmt Albertus Coloniensis das Amt des Provinzials für ganz Deutschland, wird ein Albertus Teutonicus. 1260 wird Albert zum Bischof von Regensburg ernannt, dabei auch vom Gelübde der Armut entbunden. 1264 bis 1266 lehrt er in Würzburg, danach abermals in Köln, von 1268–1269 in Straßburg. Danach behält er seinen ständigen Wohnsitz in Köln, um von hier aus zahlreiche Visitationsreisen zu unternehmen: nach Basel, nach Antwerpen, nach Utrecht, nach Lyon, wo er 1274 am Konzil teilnimmt. 1277 tritt er, begleitet von Hugo von Lucca, eine letzte Reise nach Paris an. Am 15. November 1280 starb er: Ein rastloses Wanderleben war zu Ende gegangen. Keine fünf Jahre finden wir Albert am gleichen Ort. Und doch – welch ein geschlossenes Werk!

Albertus war es, welcher den alten kühnen Traum verwirklichte, den gesamten Aristoteles, und damit das griechisch-arabische Bildungsgut, den abendländischen Schulen zugänglich zu machen. Wie bereits bei der früheren

griechisch-arabischen Rezeption, so gelangt auch hier wieder die Philosophie „im Schlepptau der Medizin“ in die lateinische Scholastik. Mit dem „neuen Aristoteles“ war in der Tat ein neuer Kontinent aus dem Meere des Nichtwissens aufgestiegen: Euklid und Ptolemaios, Hippokrates und Galen, Platon und Plotin, Aristoteles und seine Schüler, sie alle kamen jetzt erstmals zur Kenntnis des Abendlandes. „Die Aristotelesforschung Alberts ist untrennbar von seiner ausgedehnten Kenntnis der arabisch-jüdischen philosophischen wie auch medizinisch-naturwissenschaftlichen Literatur“ (Grabmann (1928) 21). Avicenna und Averroes werden zitiert, aber auch Alfarabi, Alkindi, Isaac Judaeus, Moses Maimonides und Constantinus Africanus – und wie sie alle heißen. Und selbst bei den großen Vertretern der „devotio moderna“ würden wir, meint Grabmann, beim Graben nach den Quellen immer wieder stoßen auf „albertinisches Gestein“.

Vor allem Martin Grabmann (1919) hat uns frühzeitig schon den „Eindruck des Gewichtigen, Gewaltigen und Großen“ vermittelt, der entstehen muß, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Es sind auch heute noch die „Züge einer gewissen stetigen Gegenwart und einer unverwelklichen Jugend“, die uns an Albertus faszinieren; vor allem aber sei uns seine „Größe als Naturforscher“ immer deutlicher geworden, so besonders in den „Summae Albertinae de creaturis, quae est de homine“! Martin Grabmann hat (1944) mehr und mehr auch betont, gerade die neuaufblühende geschichtliche Erforschung der Naturwissenschaften und der Medizin werde auch der Albertusforschung zum Nutzen sein. Und gerade aus den in unserer Zeit so zahlreich zitierten Publikationen glaubt er entnehmen zu können, „daß Albert auch auf dem Gebiet der Medizin seiner Zeit vorausgeeilt“ sei.

Der naturphilosophische Hintergrund der „Summa medicinae“

Soweit zu Leben und Werk! Von einer „Summa“ allerdings kann dabei nicht gesprochen werden, ehe nicht der ganze naturphilosophische Hintergrund dieser „Opera Alberti“ aufgezeigt ist. Ich will es einfach einmal versuchen, diesen Horizont aufzureißen mit seinen wenigen gewichtigen Dimensionen!

Der naturphilosophische Hintergrund zeigt sich am deutlichsten in der „Summa de creaturis“, die nicht von ungefähr heißt: „Summa de homine“. Der Mensch, das „animal perfectissimum“, ein „animal nobilissimum“, tritt in den Mittelpunkt des Schöpfungswerkes und wird zum Schicksal der Schöpfung. Der erste Beweger der Welt, die „forma formans“, trägt als das „summum bonum“ alles geschaffene Sein und läßt es sich entwickeln und jeweils spiegeln (in omnibus relucet summa bonitas). Alle Seinsordnung ist daher

zugleich Wertordnung (*gradus entium sunt gradus bonorum*). Mit zunehmender Distanz zu dieser Quelle des Seins aber verändern sich die Formen und ihre Bewegungen in charakteristischer Weise, lassen Mißbildungen erkennen und Funktionsausfälle, Defekte in der Konstitution, die wiederum in sich tragen die Intention zu Heilung und Heil. Aus diesem stufenweisen „modus deficiens“ heraus versteht sich allein auch der Drang nach Heilwerden, nach Restitution der Deformation, nach Rehabilitation. Alles Lebendige trägt in sich ein Verlangen nach Reife, Ganzheit, Güte, Vollkommenheit (*motus est perfectio*), einen „appetitus“ als die „causa motus et actionis et operis“ (Metaph. XI, 2,39); denn: „omnia appetunt bonum“ (Metaph. XI, 2)! Und fände man in menschenleerer Einsamkeit einen Palast, nur von Schwalben bevölkert, so würde doch aus seiner Konstruktion sofort einleuchten, daß er nicht von Schwalben erbaut und nicht für Schwalben bestimmt wäre.

Der Mensch als „animal nobilissimum“ ist Modell und Medium jenes Kosmos, der von oben her durchsichtig geplant, von unten her schichtenförmig gebaut ist, von innen her gesehen so transparent, um alle Geschöpfe in je verschiedenen Graden am Sein partizipieren zu lassen. Die überfließende Güte Gottes mußte sich einfach mitteilen. Gott wollte seine Herrlichkeit nicht alleine haben (sagt Hildegard von Bingen). Gottes edelste Schöpfung aber, der Mensch, ist bereit und wird bereitet, das unendliche Gut in sich aufzunehmen.

Albert ist daher auch ein entschiedener Vertreter der „*praedestinatio Christi absoluta*“, daß nämlich Gott Mensch werden sollte schon *vor* dem Fall und auch *ohne* den Fall, jene prädestinierte Inkarnationslehre, die erstmals eindeutig von Rupert von Deutz formuliert wurde, voll und ganz von Hildegard von Bingen vertreten wird und jetzt auch von Albertus, obwohl er schreibt – und das ist wieder typisch –, jede wissenschaftliche Aussage darüber bleibe sehr fraglich (*solutio incerta est*). Was Albertus neben den Mysterien der Trinität an der christlichen Theologie zum Problem wird, das ist einmal die Frage nach der „*scientia incarnationis*“ und zum andern die Frage der „*scientia resurrectionis*“ (S. th. I.I.12 a).

Die Kriterien einer keineswegs selbstverständlichen und sicherlich nicht sehr häufigen christlichen Orthodoxie, sie scheinen mir in genau diesen beiden Punkten zu liegen: in der Inkarnationslehre und der Auferstehungslehre. Nach dem Vorbilde des auferstandenen Leibes Christi ist dem Menschen das glorreiche Leben verheißen („*in integritate membrorum et cum sexu*“, wie es die Nonne Hildegardis formulierte). „Christus resurgens“ ist die „causa efficiens“ unserer leibhaftigen Auferstehung. Der Kosmos ist somit erfüllt von zwei gewaltigen Kraftströmen, die von unten drängen und von oben ziehen, die sich in Trieb und Zug aber auch gegenseitig bedingen und einander ergänzen.

Gottes Güte ergießt sich ins Universum, um jedes Glied des Kosmos heimzusuchen, wiederzufinden, heimzuholen.

Beim Suchen nach einer Einsicht in Welt und Mensch stehen hier Finalität und Kausalität noch ganz und gar im Einklang, in einer Korrespondenz und Konkordanz. Das Ziel erst erklärt die Bewegung aller stofflichen Dinge; allem Streben entspricht das „*summum bonum*“: Gott erfüllt alle Welt wie ein strömender Quell! Es ist dieser leidenschaftliche Trend zur Synthese, der die traditionellen „*auctoritates*“ in Einklang setzt zu den modernen Geistesströmungen dieser so ungemein bewegten Zeit, die schon hier eine Synopsis erstrebt von Theologie und Wissenschaften, von christlichem Glauben und moderner Welt.

1. Physiologie als Naturkunde des Menschen

Mit diesen naturphilosophischen Voraussetzungen stehen wir nun schon mitten in unserem ersten Teil, der Physiologie als einer Naturkunde vom Menschen. Für diese „*scientia naturalis*“ hat uns Albertus Magnus einen großangelegten Entwurf vorgelegt und diesen mit folgenden Worten motiviert: „Meine Absicht ist, ein Buch über die Natur zu verfassen, worin man zum einen die Naturwissenschaft vollständig besäße und woraus man zugleich die Schriften des Aristoteles richtig verstehen könnte. Obwohl ich mich nun einem solchen Werke nicht gewachsen fühle, konnte ich doch den Bitten der Brüder nicht widerstehen und habe so die oft verweigerte Arbeit endlich zugesagt und unternommen . . . Ich werde aber in diesem Werke so verfahren, daß ich der Anordnung (*ordo*) und der Lehrmeinung (*sententia*) des Aristoteles folge und zu seiner Erklärung sage, was notwendig erscheint, so jedoch, daß der Text desselben nirgendwo besonders erwähnt wird.“ Aristoteles war ihm nun einmal der „*archidoctor philosophiae*“, was ihn freilich nicht an der kritischen Bemerkung hindert: „*Aristoteles multum erravit in ista ratione*“. Und in seiner „*Summa*“ gibt er gar eine Systematik „*De erroribus Aristotelis*“ (S. Th. II, tr. 1, qu. 4, 2).

Dem „neuen Aristoteles“ vermochte Albertus somit sehr bewußt und durchaus kritisch den ganzen Aristoteles folgen zu lassen: „*Nostra intentio est omnes dictas partes (physicum, metaphysicum et mathematicum) facere Latinis intelligibilis*“ (Physic. I, 1, 1). Mit diesem „*ordo*“ und einer solchen „*sententia*“ sind wir nun schon sehr deutlich auf den Weg gesetzt: Nicht die Geheimnisse der Schöpfung sollen untersucht werden, sondern einzig und allein das, „was im Bereiche der Natur, auf Grund der den Dingen eingepflanzten natürlichen Ursachen, geschehen kann“ (De coelo I, cap. 1).

Die Physiologie dieser Hochscholastik wäre also zunächst in den Aristoteleskommentaren zu finden, nach arabischen Texten, wie sie damals bekannt wurden, zunächst einmal in den Kommentaren des Petrus Hispanus, jenes großen Arztes zu Siena, der später Papst Johannes XXI. wurde und dessen voluminöse „Opera Medica“ auch heute noch unentdeckt im Codex 1877 der Biblioteca Nacional zu Madrid ruhen. Dicht daneben treten nun die beiden Auslegungen des Albertus; eine hochinteressante Konstellation, und ein Vergleich Alberts mit Petrus Hispanus wäre hoch an der Zeit!

Hier wäre nun der Ort, ein Wort zur Methodik dieser Naturwissenschaft zu sagen: Albertus stützt sich neben der „auctoritas“ auf „ratio et experimentum“, die scholastische Grundformel des methodologischen Gleichgewichts, die man zu Unrecht dem harten Kern der Neuzeit zugerechnet hat. „Ratio“ bedeutet hier Skepsis und Argumentation, „experimentum“ meint den methodischen Zweifel wie das Streben nach Erfahrung und Beobachtung. An zahllosen Stellen lesen wir: „difficile est investigare“ oder „quod mirabile videtur“ oder aber auch energischer: „Et vidi ego et audivi“, immer wieder auch: „quod sum expertus“ oder „et hoc quidem ego vidi“ oder sehr selbstbewußt „de hiis sum ipse expertus“ oder wieder bescheidener: „nostram dicemus opinionem“, oder auch: „ego autem expertus sum“. Aufgabe der Naturforschung, der „scientia naturalis“, ist eben nicht, das Überlieferte zu sammeln (*narrata simpliciter accipere*), sondern den Dingen auf den Grund zu gehen: „in rebus naturalibus inquirere causas“ (*De miner. II, 1; B. V, 30*), und dies in der gleichen Weise, wie die Ärzte dies tun (*quo mos est medicis*), wenn sie ihre Heilmittel beschreiben (*describere simplices medicinas*).

In den Naturwissenschaften genügt es eben nicht, ein Wissen im allgemeinen zu haben (*in universali*); wir müssen vielmehr jedes Naturding auf seine ihm eigentümliche Natur untersuchen, auf seine „*propria natura*“. Ein logischer Schluß, der im Widerspruch zur Sinneswahrnehmung steht, ist für Albertus gänzlich unbrauchbar (*conclusio, quae sensui contradicit, est incredibilis*), wie es in der „*Physica*“ (*VIII, 5, 2*) heißt. Daher kann auch eine einzelne Beobachtung nicht genügen; man muß sie vielmehr immer wieder unter den verschiedensten Umständen wiederholen (*oportet experimentum non in uno modo, sed secundum omnes circumstantias probare*), um zu einer Sicherheit zu gelangen. Wobei sich Albertus eigens auf das „*experimentum fallax*“ des Hippokrates beruft (*Ethic. 6, 3, 25*). Das wiederholte Experiment erst gibt gesicherte Erkenntnis: „*experimentum solum certificat*“ (*De veget. 6, 1,1*).

Besonders kritisch eingestellt zeigt er sich zu Galen, der ja den Scholastikern wie ein Kirchenvater gegolten haben soll, so, wenn es heißt: „*per quod scitur*

falsum dixisse Galenum in eo, quod dixit“, wie er sich überhaupt bei einem Dissens zwischen Galen und den Arabern immer auf die Seite des Avicenna, des Averroes, des Alfarabi schlägt. Aus den Philosophen, selbstverständlich auch den heidnischen, auch den islamischen, holt Albertus jeden nur möglichen Beweis als „stabilimentum opinionis“, so wenn es heißt: „Avicenna tamen dicit“ oder „Et narravit mihi medicus“, oder „Et narravit mihi unus de expertis in talibus“, wie er sich auch umgekehrt nicht scheut, die Kirchenväter zur Stütze seiner klassischen Autoritäten heranzuziehen: „Ergo Augustinus confirmat, quod dicit Aristoteles“!

In These und Antithese soll in all diesen „quaestiones“ zunächst einmal der Knoten des Problems geschürzt werden, ehe man die Fragestellung nach und nach, mit all ihrem Pro und Contra, der Lösung zuführt, wobei im konkreten Feld der Natur eben die Erfahrung mehr wiegt als alle Syllogistik: „experimentum solum certificat“. Von daher erst versteht man den so oft zitierten methodologischen Leitsatz aus den „Sentenzen“: Wo es sich um Dogmatik oder Moral handelt, da traue ich mehr dem Augustinus als den Philosophen. Geht es aber um medizinische Fragen, glaube ich doch eher dem Galen oder dem Hippokrates. Ist die Rede von der Naturkunde, schenke ich lieber dem Aristoteles Glauben als irgendeinem anderen Experten!

Am Schluß seines Kommentares zur Aristotelischen Politik aber finden wir ihn wettern gegen all die Fachidioten und geistigen Krüppel, diese ständigen Kritikaster auch, „welche zur Vertröstung ihrer eigenen Unfähigkeit in den Schriften anderer nichts als lauter Mängel wittern“. Und dann noch einmal, härter, resoluter, drastischer: „Solche Leute haben den Sokrates umgebracht und den Plato in die Verbannung geschickt. Das sind die, die sich im wissenschaftlichen Organismus verhalten wie die vergiftete Leber im Körper. Und wie die ausfließende Galle den ganzen Leib verbittert, so machen auch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft solche galligen Leute allen anderen das Leben nur sauer.“ Mit dieser kritischen Einstellung und nach solchem methodologischen Präludium können wir nun die Albertinische Physiologie etwas eingehender betrachten.

Die Spur Gottes in all den Dingen, sie deutet darauf hin, daß der Schöpfer hingeschritten ist über alle Kreatur, um in allen konkreten Strukturen seine dreifaltigen Zeichen zu hinterlassen. In einem ungemein reichhaltigen, hierarchisch gestuften, trinitarisch geprägten System wirken die „anima vegetabilis“, die „anima sensibilis“ und der „intellectus“ einträchtig zusammen. Das vegetative Leben umfaßt die „potentia generativa“ und die „potentia augmentativa“, Werden und Wachsen; die sinnlichen Funktionen werden im Men-

schen überhöht zu „*imaginatio*“, „*ratio*“ und „*reminiscentia*“. Die den Welt-elementen korrespondierenden Körpersäfte sind demnach: „*causa vitae et mortis, et vigiliae et somni, et iuventus et senectutis, et sanitatis et aegritudinis*“ (De animal. I, 3). Die „*anima*“ bedient sich der „*natura*“ als eines „*instrumentum*“, der „*res naturales*“ eben: all der Elemente und Säfte und Kräfte, all der Qualitäten und Temperamente. Der Mensch hat nun einmal – so schon Wilhelm von Auvergne – seinen Namen vom irdischen Körper (*homo ab humo*), woher denn auch die „*humanitas*“ nicht etwa „das Seelische“ sei, sondern die Ganzheit eben dieses Leibes (*perfectio ipsius corporis*).

Basis der organischen Struktur sind die Elemente erster Ordnung, die in ihrer Primärqualität sogleich die Elemente zweiter Ordnung aufbauen als die Basis wiederum der animalischen Komplexion, die in den Kardinalorganen schließlich jene Komposition des individuellen Organismus repräsentieren, die Albertus nennt die „*ultima determinatio et distinctio materiae*“ (Phys. I, 3). Aus der Transparenz dieser somatischen Komposition wohl erklärt sich auch die große Rolle, die Albertus der Physiognomik (*physionomia*) zugesprochen hat: Unser Habitus allein schon läßt seelische Neigungen erkennen, die „*inclinationes passionum*“. Alle Lebewesen sind Bedeutungsträger und damit Phänomene, die es jeweils zu interpretieren gilt. Was aus dieser Leiblichkeit resultiert, ist eine geradezu musikalisch durchstimmte Proportionskunde, die jede Situation zum Klingen bringt und den Menschen als ganzen verstehen läßt.

Nach Aristoteles und mit Galen wird der Körperbau „*de capite ad calcem*“ beschrieben: der Schädel, das Skelett, die Muskulatur, die Hautorgane, die Zähne, das Nervensystem und die Sinnesorgane, die Systeme sodann von Kreislauf, Atmung, Verdauung, die Fortpflanzung, wobei „*sperma masculinum tangit guttam feminiam*“. Als erstaunlich vor allem imponiert die Leistung des Herzens: „*parvum quantitate et magnum virtute*“. Albert beschreibt sehr ausführlich die Hirnnerven als ein Röhrensystem, in dem der Nervengeist (*spiritus*) seine Funktionen ausübt, als ein „*vehiculum virtutis sensitivae*“, aber auch als ein „*actus motivus*“. Der Nerv selber wird aufgefaßt als ein Fibrillenbündel, das in ein halbflüssiges Plasma eingebettet ist, die „*substantia viscosa*“, wobei offengelassen wird, ob die Erregung in den Fibrillen oder im Plasma abläuft. Während die Sinnesfasern der vorderen Hirnbasis entspringen, stammen die Bewegungsfasern aus dem Hinterhaupt. Unterschieden werden sieben Paare von Gehirnnerven: einer davon erstreckt sich aus dem Hinterhaupt in den Körper hinein bis zu Zwerchfell und Magen (wohl der Vagus). Von den motorischen Nerven heißt es, daß sie sich netzartig (*reticulatim*) in der Muskulatur verzweigen.

Die physiologische Grundstruktur des somatischen Organismus ist es somit, die als Spiegel der geistigen Würde des Menschen zu dienen hat: „et per hanc imprimis in naturam, ut omnis actio corporis ad formam rationabilis perficiatur“ (De nat. et orig. anim. 1, 6). Und so erscheint er mit einem Male vor unseren Augen, im klassischen Kanon körperlicher Proportionen, bei ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen, eine geradezu vollendete Symmetrie, ein „homo-mensura“-Kanon, in ganz ähnlicher Weise, wie wir diesen aus der berühmten Handzeichnung des Leonardo da Vinci kennen.

Soweit zur Physiologie des Albertus Magnus! Joseph Ratzinger hat uns vor wenigen Jahren (1963) sehr schön am Wortgebrauch von „natura“ bei Bonaventura aufgezeigt, wie weit hier im 13. Jahrhundert bereits der Prozeß einer Verselbständigung der Philosophie, und damit auch der Naturkunde, gegenüber der Theologie fortgeschritten war. Das gleiche ließe sich leicht auch, wie die wenigen Beispiele andeuten wollten, am Naturbild des Albertus Magnus näher begründen, wenn wir uns nur endlich entschließen wollten, ihn nicht nur unter dem Schatten seines Schülers zu sehen. Es ist hier in der Tat – um die Mitte dieses 13. Jahrhunderts – eine recht kritische Phase, die weiterwirkt bis in unsere Tage hinein, eine wahrhaft säkulare Krise, wo das alte sakramentale Heilsdenken einfach umbricht auf Dogmatisches und Doktrinäres, auf Kasuistik und Moralistik.

Bei Albertus aber lebt sie noch, die alte Heilslehre: Als „animal perfectissimum“ (De animal. I, 498) hat allein der Mensch auch das „regimen vitae“: Er bedient sich der Natur, um sie zu jener Kultur zu bilden, die wiederum unsere zweite Natur sein soll. Aus der Physiologie, den „res naturales“, allein schon ergibt sich der Auftrag der Hygiene, der „res non naturales“, die verhindern oder heilen sollen das Krankhafte, jene „res contra naturam“, wie sie nunmehr behandelt die Pathologie.

2. Phänomene des Krankhaften

Lassen Sie mich vor diesem zweiten, dem schwierigsten Kapitel, der Albertinischen Pathologie, etwas weiter ausholen! Vor genau hundert Jahren, in seiner Festschrift zum 600. Todestag des heiligen Albertus, mußte der Freiherr von Hertling die bedauerliche Feststellung treffen, daß gerade die Würdigung des Naturforschers Albert, den man doch als den „Herold des Aristoteles“ gepriesen hatte, bisher – trotz aller Einzelstudien – am wenigsten gelungen sei. „Hier, wo es insbesondere auch auf die Durchmusterung der weitschichtigen arabischen Literatur ankommt, liegt noch ein schweres Stück kaum begonnener Arbeit.“ Dies gilt – wie wir sahen – für alle Teile der Physiologie, dies gilt

in gesteigerter Weise für die Pathologie, die Erforschung der Phänomene des Krankhaften!

Mit der Klage Hertlings sind wir aber auch methodisch schon auf den Weg gesetzt, auf jene „*studia Arabum*“ verwiesen, die gerade in unserer Zeit eine geradezu stürmische Renaissance erlebten und die allein uns Licht in dieses Dickicht einer „*physica*“ versprechen dürften. Hundert Jahre nach Hertlings Festschrift, die sich so vorbildlich von Übertreibung wie Verkleinerung des großen Alberts freizuhalten gedachte, liegen die Quellen wesentlich übersichtlicher vor uns, eine ungemein reiche, wenn auch kaum begangene Quellenlandschaft.

Auch bei der Erfassung der pathologischen Phänomene geht Albert aus von der naturphilosophischen Grundkonzeption. Im universellen Konnex einer omnivalenten Lebenskraft ist es die natürliche „*Komplexion*“, die aus der elementaren Substanz heraus durch ihre verschiedenen Mixtionen immer wieder neu ein qualitatives Gleichgewicht finden muß, ein im Grunde sehr labiles Fließgleichgewicht, das aus inneren wie äußeren Ursachen immer wieder auch entgleisen muß, preisgegeben dem „*discursus rerum in tempore*“, wie Petrus Hispanus dies nannte, dem wir auch das klassische Diktum verdanken: „*tempus est causa corruptionis*“, die Zeit ursachet die Fäule (Paracelsus).

Es sind nicht mehr die einfachen Bewegungen der Materie, wie sie das mechanistische Denken der Naturforscher und noch die Physikotheologen der Aufklärung in Unruhe hielten, es ist eher ein ungemein dynamischer Gestaltwandel im Gefüge der Zeit und der Zeitigung, eine Sehnsucht gleichsam nach Veränderung, die letztlich auch den Mangel erklärt, jenen eigentümlichen „*Begriff der Beraubung*“, den Albertus als „*privatio*“ so ausführlich beschrieben und gleichsam als das Schlüsselwort für alles Pathologische angesehen hat. „*Privatio*“ meint das Fehlen und Unterbleiben, einen Mangel, die Devianz, den „*modus deficiens*“, ein „*contrarium*“ also zur „*forma*“, wie es der „*materia*“ nun einmal anhaftet und so allein auch deren Hinfälligkeit, Widerspenstigkeit, Häßlichkeit erklärt. Andererseits ist es aber auch wieder gerade diese „*similitudo incompleta*“, welche die Materie antreibt, ständig an ihrer Umwandlung zu arbeiten durch „*transmutatio*“ und den „*appetitus ad perfectum*“. Hier klingt jene Wahlverwandtschaft im Sinne einer „*affinitas electiva*“ an, wie sie zum erstenmal – nach dem Grimm’schen Wörterbuch – bei Albertus Magnus verwandt wurde, später auch bei Galilei, um dann in der Aufklärung in die Organische Chemie überzugehen oder auch in den klassischen Roman aufgenommen zu werden, mit aller Behutsamkeit freilich, so wie

sich Charlotte etwa im naturwissenschaftlichen Lehrgespräch der „Wahlverwandtschaften“ vernehmen läßt, sehr skeptisch, wenn sie sagt: „Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so tut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken“ –, mit der gleichen Behutsamkeit also wie in der Stufenlehre der „*attractio electiva*“ bei Albertus.

Krankheit ist demnach – wie auch Gesundheit – kein Zustand, sondern eher ein Habitus, eine Kommensuration und Kontemperation, auf einer sehr individuellen Basis. Gesundheit als Konstitution, Krankheit als Destitution, das sind relative Begriffe, die von Fall zu Fall und vor Ort erklärt sein wollen; pathogene Organe beeinflussen jeweils verschieden immer die Struktur auch des ganzen Organismus, die distempериerte Dyskrasie des gestörten Fließgleichgewichts.

Hierzu ein paar Beispiele, Hinweise nur zu einer durchaus möglichen Allgemeinen und Speziellen Pathologie und vor allem Psychopathologie! Bei der Zerstörung des Vorderhirns geht mit der „*phantasia*“ das Vorstellungsvermögen zugrunde. Schädigungen im Bereich der mittleren Zelle bedeuten Beeinträchtigung der „*ratio*“. Störung am Hinterhaupt bedingt Störung der „*memoria*“. Mit dem Araber Qusta ben Luca – „*ut dicit Constabulus*“ – wird besonderer Wert auf die „*media cellula*“ gelegt, die auch „*sylogistica*“ heißt oder „*cogitativa*“, und die beherbergt die „*vis cogitativa, et est vis inquirens et disponens et ordinans singularia*“, die alles im einzelnen weiß und ordnet.

Noch weitreichender in seiner pathogenen Bedeutung ist der Schlüsselbegriff der „*melancholia*“, die einmal die Konstitution meint (*complexio melancholica*), dann aber auch alle psychopathischen Abweichungen in Emotionen und Affekten, schließlich das ausgeprägte psychotische Zustandsbild der Depression. Alle diese scheinbar rein seelischen Variationen tragen ihren leibhaften Typus vor, wie etwa bei der Epilepsie gezeigt wird mit ihrer Erbkomponente und ihrer so drastischen Störung des Wasserhaushaltes, dessen Regulierung dann auch wieder zu den therapeutischen Prinzipien rechnet. „*Privatio*“ dient somit durchgehend als Gegenbegriff zur „*forma formans*“; Kranksein und Mangel lösen geradezu in der Materie eine Kraft aus, die wiederum abzielt auf Vervollkommnung. *Privatio* wird aber auch zur Ursache dafür, daß die unvollkommene Materie nach höheren Formen verlangt, so wie die Frau den Mann begehrt: „*quod materia desiderat formam sicut foemina masculum*“ (Phys. I, 3, 16).

Nicht übersehen werden sollte in dieser Pathologie auch die Rolle der Frau, die an sich schon als ein Defektivwesen angesehen wird, ohne die „*privatio*“

gar nicht verstanden werden kann –, eine schauerliche Anthropologie des Weibes, das bei Aristoteles schon definiert wurde als „quasi mancus“, ein verstümmelter Mann nur, ein biologisch zukurzgekommener Mensch, der „mas occasionatus“, wie dieses Kümmerwesen noch bei Thomas von Aquin heißt, und auch bei Albertus lesen wir, daß die Frau „ad perfectos motus et operationes non sufficit“ (Lib. I. Ethic. VII, 3; B. VII, 108), gar nicht fähig ist, etwas Vernünftiges ins Werk zu setzen. Andererseits wird der weibliche Körper aber auch mit dem Fleisch einer köstlichen Apfelfrucht verglichen, während die „caro masculina“ hart sei und spröde wie eine Quitte. Im ganzen aber bekennt Albertus sich wieder zur Gleichberechtigung: Die Frau ist eben Gefährtin, nicht Sklavin: „non ancilla, sed socia“!

Aller Kreatur aber wohnt – um die Pathologie kurz zusammenzufassen – gerade in ihrer Gebrechlichkeit ein unbändiger Drang inne, die eigene Unzulänglichkeit zu beseitigen. Alle Lebewesen trachten – auf jeder Stufe des Seins mit sich steigender Intensität – danach, sich zu vollenden. In diesem Trachten haben wir den Grund des Heilverlangens zu suchen wie auch aller Heilungsvorgänge. In allem erleben wir die so wundervoll gefügte Lebensordnung, so leicht zu stören, zu zerstören, so schwer wieder zu fügen, zu heilen. Daß die Albertinisten dieses Abgrundtiefe an Not, diese „destitutio“ einer „constitutio“, wie auch deren therapeutische Dimension, die „restitutio“, nicht gesehen und gedeutet haben, das habe ich als Mediziner nie verstehen können, wo sie doch gerade hier so dramatisch zutage tritt: die Not – und dann auch das Not-wendige!

3. Das therapeutische Grundkonzept

Und damit kommen wir nach Physiologie und Pathologie noch zum dritten Teil, dem Kernstück einer jeden medizinischen Architektonik: der Therapeutik. In seiner „Geschichte der Medizin“ konnte der Wiener Medizinhistoriker Max Neuburger bereits 1911 die tiefsinnige Bemerkung machen: Albertus habe gerade durch seine „Summa naturalium“, die man auch „Philosophia pauperum“ zu nennen pflegte, den Grundstein gelegt zu einer „medizinischen Propädeutik“, einer wissenschaftlichen Einführung in die Heilkunst.

Wir gehen auch hier nicht ein auf die verwilderte Rezeptliteratur und Zauberaapotheke, mit der man aus dem Albertus Magnus einen Albertus Magus gemacht hat, nicht auf die „Tugend der edlen Gestein“ oder gar auf der „Weiber Heimlichkeit“. Noch im 19. Jahrhundert und bis in unsere Tage hinein werden Hausmittel und Lebensessenzen, Wundenbalsam und Universalmittel aller Art angepriesen als des „Albertus Magnus erprobte und

bewährte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse“ (so zu Ulm bei Ebner 1845, Nachdruck 1979).

Will man vielmehr bei Albertus von den Prinzipien einer Therapeutik sprechen, die alle Heilmaßnahmen zu begleiten und zunächst einmal zu begründen haben, so stoßen wir auf den spätantiken, bei den Arabern kanonisierten und in der Hochscholastik noch gängigen Topos von den „sex res non naturales“. Sechs Lebensmuster sollen es sein, die sich ganz und gar auf die Natur gründen, aber in der täglichen Lebensführung durch und durch zu kultivieren sind, um eine vernünftige Lebensordnung zu garantieren. Es sind dies: 1) der gebildete Umgang mit Licht und Luft, Wasser und Wärme, der Umwelt also im weitesten Sinne, dem Raum von „aer“ im antiken Sinne; 2) die Kultur von Speise und Trank, die Stilisierung der Lebensmittel im engeren Sinne, 3) das Gleichgewicht von Bewegung und Ruhe, „motus et quies“, Arbeit und Muße, mehr noch: in Muße; 4) der Rhythmus von Schlafen und Wachen, analog der kosmischen Rhythmik von Tag und Nacht; 5) die Regulierung der Absonderungen und Ausscheidungen, der „excreta et secreta“, und 6) die Kultivierung unseres Affekthaushaltes, der „affectus animi“, wie die Alten dies nannten.

Dem ersten Kulturkreis, dem gebildeten Umgang mit „aer“, ist Albertus systematisch nachgegangen im „Liber meteorum“ sowie in „De passionibus aeris“, am Rande wohl auch im Traktat „De spiritu et respiratione“. Neben Klima, Landschaft, Witterung haben Winde und Lüfte einen Einfluß auf den gesunden, den kranken, den zu heilenden Menschen. Die Luft dringt durch die Poren in das Mark, die Gedärme, das Blut (inficit) und bewirkt damit „profectus“ oder „defectus“ des Organismus. Alles an Lebensmittel, Nahrung, Verdauung, Traumleben und Lebensdauer, alles ist durchwirkt von der Qualität dieses Fluidums. Was gerade die frische Luft für die gesunde Lebensführung ausmacht, das ist kaum abzuschätzen. Albert behandelt Anlage und Ausbau von Ziergärten, „viridaria“, grünen und damit lustbarlichen Gärten also, die zum reinen Vergnügen dienen, zur Freude des Auges und der Nase und aller Sinne. Wichtig sind ihm auch hier Boden, Pflanzenwuchs, Wetterseite, die ganze schöne Gartenkunst, die auch den Arzt zum Gärtner macht.

Wichtiger noch für das gesunde Leben ist die Kultur der Lebensmittel im engeren Sinne, der gebildete Umgang mit „cibus et potus“, mit Speise und Trank. Der Ernährung ist ein eigener Traktat gewidmet: „De nutrimento et nutribili“ –: daß man mehr auf Qualität als auf Quantität zu achten habe, daß man dann schon aufhöre zu speisen, wenns noch Spaß macht, daß man sie genau zu kennen habe, die „opera nutritionis“, in ihrer „potentia propinqua“ wie in der „potentia remota“. Lebensmittel sind hierbei – nach guter alter

Galenischer Tradition – immer auch Heilmittel, der Übergang ist fließend: „Quod sanis est ad officium, aegrotis est ad remedium“. In normaler Verfassung vermitteln uns Speisen und Getränke die potentielle Energie; im Krankheitsfalle werden sie zum empfindlichsten Indikator der Störung unserer Leiblichkeit. Und selbst die sog. Geisteskrankheiten, sie erscheinen hier eher als Selbstvergiftungen des Organismus denn als Erkrankungen des Geistes.

Der dritte Punkt der klassischen Diätetik und Hygiene betrifft den kultivierten Umgang mit Bewegung und Ruhe, mit Arbeit und Muße, „motus et quies“, wobei die Erholung nicht etwa hinter die Leistung kommt, als Feierabend oder so oder gar als Freizeitgesellschaft: Die Muße muß vielmehr eingebunden sein in die Bewegung; die Pause gehört zum Takt des Arbeitsprozesses; die Stille ist ein Element des so vielfältig bewegten Alltags. Von hier aus lassen sich im scholastischen „Regimen“ erst die verschiedensten Formen des „exercitium“ verstehen, auch Sport und Spiel, und auch die berühmte „askesis“ ist ja nichts anderes als Übung, Einübung in die Kunst vernünftiger Lebensführung mit ihrer so heilsamen inneren Rhythmik.

Der nächste große Rhythmus, die Kultur des Schlafens und Wachens, wird ganz nach dem aristotelischen Traktat „De somno et vigilia“ abgehandelt, wobei auffallend häufig der arabische Arztphilosoph Alfarabi zitiert wird, der gesagt hatte: „Somnus est sensus in potentia, vigilia autem sensus in actu“; der Schlaf ist potentielle, das Wachen aber aktualisierte Sinnlichkeit. Schlafen und Wachen repräsentieren besonders eindrucksvoll die „passiones animae“, denen jeweils rein physiologische Bedingungen zugrunde liegen. Es sind daher auch die klügeren Doktoren, die „doctores inter medicos“, die sich um die Träume kümmern, die in ihrer Signatur sowohl auf Leibliches als auch auf Seelisches hinweisen. Während des Schlafens vereinigen sich die Sinne „sämtlich wie in einer Wurzel oder in einem Fundamente“, so heißt es weiter; denn: Schlaf ist die „Fessel der äußeren Sinne“, daher man nicht zuviel schlafen soll und niemals am Tage –, nicht umsonst sind Schlafen und Wachen eingelagert in den kosmischen Rhythmus von Tag und Nacht.

Etwas ausführlicher eingehen sollten wir auf den fünften Punkt unserer diätetischen Topologie, auf die „excreta et secreta“, die ja noch nachklingen in all den pseudo-albertinischen Titeln wie „Der Weiber Heimlichkeit“. Nach griechisch-arabischer Überlieferung werden unter diesem Topos nicht nur die Verdauungsprozesse und Ausscheidungsvorgänge verstanden, sondern auch der innersekretorische Stoffverkehr, wie er sich äußert im Geschlechtsleben, das als ein „desiderium naturale“ und mit seinem „appetitus naturalis“ durchaus als ein „officium naturale“ zu gelten hat. Gerade dieser Topos ist es, der den Menschen nicht nur einbindet in die Elementarkräfte des Kosmos, son-

dern ihn auch über die Generationen verknüpft mit der heilsgeschichtlichen Dynamik.

Für Albertus Magnus ist der Geschlechtsakt aber nicht nur ein sinnenhafter „actus naturae“, sondern „actus hominis“, ein spezifisch menschlicher Akt personaler und auch sozialer Hingabe. Daher der erstaunliche Satz: „homo est animal magis conjugale quam politicum“; die eheliche Hausgemeinschaft, sie wird hier gleichsam zum Modell der Staatsverfassung. Gerade im Sexualverkehr zeigt sich besonders eindrucksvoll, wie aus einer „res naturalis“ eine „res non naturalis“ werden kann und muß, da nun einmal alle Natur aus ist auf Kultur. Die außerordentlichen Leistungen des Tastsinnes beim Sexualverkehr werden nach Galen beschrieben, nach Avicenna noch einmal die ungewöhnliche Sensibilität der Geschlechtsorgane und die damit verbundene Intensität der Geschlechtslust (propter quod coitus delectatio intensissima est). „Weil alles nach Lust strebt, Menschen wie Tiere, so ist das ein gewisses Zeichen dafür, daß die Lust irgendwie das Höchste ist, was alle erstreben“ (Ethic. VII, 2,4).

Nach einem Text des Avicenna erläutert Albertus Magnus auch die wichtigsten Sexualstörungen: daß etwa bei der Impotenz die „frigiditas“ des Mannes die „potentia coeundi“ gleichsam mitten in ihrer Bewegung zum Stehen bringe, einem störrischen Pferd gleich, das den Reiter einfach abwirft.

Ausführlich erörtert wird die Frage, ob die Ehegemeinschaft lediglich wegen der Sünde eingerichtet sei, das „matrimonium“ also so etwas sei wie eine „medicina“, oder wie sich das an sich so natürliche „officium“ vereinen lasse mit dem bloßen „remedium contra peccatum“. Und war bei Hildegard von Bingen noch die Sinnlichkeit eine beseligende Erinnerung an das Paradies und seine „genitura mystica“, so wird sie hier schon zum Memento des Sündenfalls. Die Lust beim Koitus muß daher durch „höhere Güter“ kompensiert werden. Zwar erkennt auch Albertus noch in diesem „opus alterum per alterum“ das elementare Verhältnis von „animal“ zu „animal“; mit Aristoteles aber sieht er schon eine uns und dem Geiste entfremdende Macht, die dann bei Thomas verlästert wird als korrupt und infek, daher schändlich (turpe) und unwürdig (foedum) –, die gleiche Libido und Potenz im gleichen Akt, der eine heilige Hildegard hundert Jahre zuvor noch zu ihrem hymnischen Vergleich mit dem inneren Leben der Dreifaltigkeit begeistern konnte.

Das sechste und letzte Feld der „res non naturales“ ist von Albertus an verschiedensten Stellen abgehandelt worden: die „affectus animi“, die durchaus legitimer Bestandteil sind der Physiologie, der Pathologie, der Therapie. Zwar gilt die Seele als Träger aller Gemütsbewegungen, aber nur „per accidens“, da alles Seelische nur erfahren werden kann an somatischer Struktur. Es

ist letztlich das Somatische, dem in erster Linie das „pati“ zukommt. Es ist immer der psychosomatische Konnex gemeint, wenn von Begierden (appetitus) oder Affekten (passiones) die Rede ist. Zur „Arbeit des Gemüts“ gehört daher auch, daß man „gerne lebe in Freuden bei guten Freunden und sich erfreue des Saitenspiels.“

Eine derart konkret durchstrukturierte Lebensordnung, sie scheint mir ganz und gar im Einklang mit einer Heilslehre, in der immer wieder die Rede ist vom Licht der Welt, vom Brot des Lebens, der Erquickung des Herzens, dem Heile, gerichtet auf jene neue Schöpfung, die in den Heilsdoktrinen unserer „Theologie mit Schlagseite“ kaum noch zu finden ist, einer Theologie, die bei allen Entwicklungen auch säkulare Verkümmierungen erfahren mußte, ganze Dimensionen verdrängen konnte, so die des Ästhetischen, die „Herrlichkeit“, so auch – worauf Eugen Biser aufmerksam machte – die Dimension des Therapeutischen.

Ausblick

Soweit zur Architektonik dieser „Summa medicinae“, gegliedert in Physiologie, in Pathologie, als Therapeutik, ein überraschend ausgewogenes Wissen um die Natur als die vorgefundene Schöpfungswirklichkeit, die vom Arzt und Naturforscher erkannt werden will, um sie dann fruchtbar zu machen und heilsam zu verwenden.

Diese großzügige Architektonik, im vollen Kontext mit allen Phänomenen der Natur, der Geschichte, der Gesellschaft, sie ist von der mittelalterlichen Scholastik entworfen worden, ohne sich jedoch durchsetzen zu können. Dabei hätte gerade hier die Heilkunde angesichts ihrer sachlichen Spannbreite und aus der synoptischen Intention einer „Summa medicinae“ noch einmal die Möglichkeit gehabt, Ingrediens und Konstituens einer verbindlichen Heilkultur zu werden, eines allgemeinen physiologischen Bildungsprozesses, wie er in der griechischen Paideia grundgelegt war, wie er in so eleganter Manier im Typus des arabischen Arztphilosophen realisiert schien und wie er jeder humanisierenden Lebensstilisierung selbstverständlich innewohnt. Daß die europäische Medizin diese ihre Chance nicht zu nutzen verstand und somit nicht in die kulturellen Großräume des modernen Bewußtseins vorstoßen konnte, das lag nicht allein am Formalismus dieser Scholastik, sondern eher daran, daß sie die formale Durchdringung und Integration dieser Realien ebensowenig zu leisten vermochte, wie dies etwa auch in unserem eigenen Zeitalter, bei all seiner Kunst und Wissenschaft, angesichts der Phänomene der Technik und ihrer künstlichen Welten uns möglich erscheint.

Seit der Mitte unseres Jahrhunderts erst ist das hier so natürlich dargestellte Wechselverhältnis von Mensch und Umwelt wieder stärker in den Vordergrund getreten, ohne jedoch zu einem überzeugenden Durchbruch zu kommen. Während noch Kant im Streit der Fakultäten (1798) ganz allgemein von der „Evolution einer naturrechtlichen Verfassung“ und damit von einer gleichwertigen Evolution des Menschen und der Natur sprechen konnte, kam es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu jenem aufregenden Szenenwechsel zwischen Humanismus und Naturalismus, der zu all den Einseitigkeiten der heutigen Schulmedizin führte, zu der Psychoanalyse wie Sozialmedizin hinwiederum in eine offensichtliche Gegenbewegung getreten sind, wobei alle Versuche zu einer synoptischen Medizinischen Anthropologie bisher ohne verbindliche Lösung blieben. Der Mensch kann nun einmal auf seiner Natur allein nicht stehen, und er darf nicht nur auf sich selber sehen. Wer sich selbst ansieht, leuchtet nicht. Über die Natur hinaus und ihre „res naturales“ hatte die alte Heilkunde daher mit gutem Grunde immer auch alle Gebiete der „res non naturales“ umspannt, und sie hat in diesem Spannungsgefüge erst die Konzeption einer wirklichen Heilkultur zu entwickeln vermocht.

Vielleicht wird uns vor diesem Horizonte der Zukunft erst deutlich, was große Geister an Albertus Magnus mehr geahnt als gewußt haben, so wenn Alexander von Humboldt von dieser „herrlichen Figur des Mittelalters“ geschwärmt hat, wenn gerade moderne Naturforscher immer wieder diesen „glänzenden Beobachter“ rühmen und mehr noch den großen Synoptiker mit seiner Sehnsucht nach Synthese von Glauben und Wissen – bei allen Kontroversen und bei offensichtlich zunehmender Konfrontation dieser Glaubenswelt mit unserer Welt, sodaß der Mensch – gerade heute und mehr noch morgen – gut beraten wäre, sich auf sich selber zu besinnen: auf sein Wesen, seinen Fall, sein Heil! Was Albertus, der große Synoptiker, im tiefsten geleistet hat, ist die Rückübersetzung aus der Sprache der Systeme in die Sprache des Herzens, wobei weniger das analytische Denken vorherrscht als das primäre Zureden, die Zuwendung, das Gefühl des Beistandes auch, das die Not des anderen sich zu Herzen nimmt zu seinem Heile. Auf dem Weg zu diesem Heil aber ist dem heiligen Albertus Magnus ein Vers der Antike zum Leitwort geworden, das lautet: „Omnia vincit amor, et nos cedamus amori“. Die Liebe, sie bezwingt alles und alle; wir aber, wir sollten uns einfach beugen dieser Macht der Liebe!

Literaturhinweise

- Alberti Magni Opera omnia. Ed. A. Borgnet. – 38 tom. Parisiis 1890–1899.
- Albertus Magnus: De animalibus libri XXVI. Ed. H. Stadler. Münster 1916.
- Altner, Helmut: Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit. In: Georg Schwaiger und Paul Mai (Hrsg.): Albertus Magnus. Regensburg 1980, S. 63–76.
- Ansaldi, Mario: Natura, origine e importanza del sangue in Alberto Magno. In: Angelicum, Serta Albertina, Vol. 21 (1944) 306–325.
- Bach, Josef: Des Albertus Magnus Verhältnis zu der Erkenntnislehre der Griechen, Lateiner, Araber und Juden. Wien 1881.
- Balss, Heinrich: Albertus Magnus als Biologe. Werk und Ursprung. In: Große Naturforscher, Bd. 1 (Hrsg. H. W. Frickhinger). Stuttgart 1947.
- Barbado, F. M.: La physionomie, le tempérament et le caractere, d'après Albert le Grand et la Science moderne. Revue Thomiste 36 (1931) 314–351.
- Bloch, Ernst: Albertus Magnus und Thomas von Aquin. In: Zwischenwelten in der Philosophiegeschichte. Frankfurt 1977, S. 84–103.
- Bonné, Jakob: Die Erkenntnislehre Alberts des Großen mit besonderer Berücksichtigung des arabischen Neuplatonismus. Theol. Diss. Bonn 1935.
- Brandl, Leopold: Die Sexualethik des heiligen Albertus Magnus. Regensburg 1935.
- Choulant, Ludwig: Albertus Magnus in seiner Bedeutung für die Naturwissenschaften, historisch und bibliographisch dargestellt. Janus 1 (1846) 127–160; 687–690.
- Gaul, Leopold: Alberts des Großen Verhältnis zu Plato. Beitr. Gesch. Phil. MA, Bd. 12 Münster 1913.
- Geyer, Bernhard: Die Albert dem Großen zugeschriebene Summa naturalium (Philosophia pauperum). Texte und Untersuchungen. In: Beitr. Gesch. Phil. Theol. MA, Bd. 35. Münster 1938.
- Grabmann, Martin: Der Gegenwartswert der geschichtlichen Erforschung der mittelalterlichen Philosophie. Freiburg 1913.
- : Drei ungedruckte Teile der „Summa de creaturis“ Alberts des Großen. In: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, H. 13. Leipzig 1919.
- : Der Einfluß Alberts des Großen auf das mittelalterliche Geistesleben. Zschr. kath. Theol 25 (1928) 153–182; 313–356.
- : Der heilige Albert der Große. München 1932.
- : Mittelalterliches Geistesleben. Bd. 2. München 1936.
- : Zur philosophischen und naturwissenschaftlichen Methode in den Aristoteleskommentaren Alberts des Großen. Angelicum 21 (1944) 50–64.
- Haberl, Ferdinand: Die Inkarnationslehre des heiligen Albertus Magnus. Theol. Diss. Freiburg 1939.
- Hertling, G. Freiherr von: Zur Charakteristik scholastischer Naturerklärung und Weltbetrachtung. In: Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Festschrift. Köln 1880, S. 126–146.
- Killermann, Sebastian: Die somatische Anthropologie bei Albertus Magnus. In: Angelicum, Serta Albertina, 21 (1944) 224–269.
- Kopp, Paul: Psychiatrisches bei Albertus Magnus. Beiträge zur Psychiatrie der Scholastik I. Zschr. ges. Neurol., Psych. 147 (1933) 50–60.
- Krapf, Eduardo: Tomas de Aquino y la psicopatología. Contribución al conocimiento de la psiquiatria medieval. Buenos Aires 1943.
- Lange, Winfried: Glückseligkeitsstreben und uneigennütziges Lebensgestaltung bei Thomas von Aquin. Untersuchung zum Problem der inneren Einheit seines ethischen Systems. Phil. Diss. Freiburg 1969.
- Liertz, Rhaban: Der selige Albert der Große als Naturforscher und Lehrer. München 1931.
- : Die Naturkunde von der menschlichen Seele nach Albert dem Großen. Köln 1933.
- : Der Gemeinsinn und das Gewissen bei Albert dem Großen. In: Angelicum 21 (1944) 270–278.

- Mayer, Claudius Franz: Die Personallehre in der Naturphilosophie von Albertus Magnus. Ein Beitrag zur Geschichte des Konstitutionsbegriffs. *Kyklos* 2 (1929) 191–257.
- Mora, George: Thomas Aquinas and Modern Psychology: a Reassessment. *Psychoanalytic Review* 64 (1977) 495–530.
- Neuburger, Max: Geschichte der Medizin. Bde. I/II. Stuttgart 1911.
- Oetter, Samuel Wilhelm: Bestätigte Wahrheit daß die Geistlichen in Deutschland seien ehehin die Lehrer der Arzneikunst und auch zugleich die Aerzte gewesen. Nürnberg: Stein 1790.
- Ogarek, S.: Die Sinneserkenntnis Alberts des Großen verglichen mit derjenigen des Thomas von Aquin. Fribourg 1931.
- Ohlmeyer, Albert: Zwei neue Teile der summa de creaturis Alberts des Großen. *Recherches de Théologie ancienne et médiévale* 4 (1932) 392–400.
- Ostlender, H. (Hrsg.): *Studia Albertina*. Festschrift für B. Geyer. Münster 1952.
- Ovio, Guiseppe: Cenni d'ottica fisiologica. In: *Angelicum, Serta Albertina*, 21 (194) 302–305.
- Pelster, F.: Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften Alberts des Großen. *Ergh. Stimmen der Zeit*, 2. Reihe: Forschungen, H. 4 (1920) 1–179.
- Pieper, Josef: „Scholastik“. Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie. München 1960.
- Ratzinger, Joseph: Der Wortgebrauch von Natura und die beginnende Verselbständigung der Metaphysik bei Bonaventura. In: *Miscellanea Medievalia* (Hrsg. Paul Wilpert), Bd. 2 (1963) 483–498.
- Reilly, George C.: *The Psychology of Saint Albert the Great Compared with that of Saint Thomas*. Washington 1934.
- Scheeben, Ch. H.: Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens. Leipzig 1931.
–: *Albertus Magnus*, Bonn 1932.
- Schneider, Arthur: Die Psychologie Alberts des Großen. Nach den Quellen dargestellt. In: *Beiträge Gesch. Phil. MA*, Bd. 4, Heft 5 u. 6. Münster 1903/1906.
–: *Albertus Magnus, sein Leben und seine wissenschaftliche Bedeutung*. Rektoratsrede 1926. Köln: O. Müller 1927.
- Schwaiger, Georg und Paul Mai (Hrsg.): *Albertus Magnus, Bischof von Regensburg und Kirchenlehrer*. Gedenkschrift zum 700. Todestag. Regensburg 1980.
- Stadler, Hermann: Albertus von Cöln als Naturforscher und das Cölner Autogramm seiner Tiergeschichte. In: *Verhandl. Ges. Dtsch. Naturforscher und Ärzte Köln* (1908). Leipzig 1909, S. 29–37.
- Steneck, Nicholas H.: Albert the Great on the Classification and Localization of the Internal Senses. *Isis* 65 (1974) 193–211.
- Stratton, George M.: Brain Localization by Albertus Magnus and some Earlier Writers. *Americ. J. Psych.* 43 (1931) 128–131.
- Strunz, Franz: *Albertus Magnus. Weisheit und Naturforschung im Mittelalter*. Wien, Leipzig 1926.
- Thum, Beda: La dottrina di S. Alberto Magno su i sensi interni. *Angelicum* 21 (1944) 279–298.
- Walz, Angelus und Augustus Pelzer: Bibliographie S. Alberti Magni indagatoris rerum naturalium. In: *Angelicum* 21 (1944) 13–40.
- Werner, Karl: *Der Entwicklungsgang der mittelalterlichen Psychologie von Alcuin bis Albertus Magnus*. Wien 1876.

Europas Währung als Aufgabe und Problem¹⁾

I. Schon im Jahre 1961 beschäftigte sich die Görres-Gesellschaft in einer gemeinsamen Veranstaltung der Sektionen für Rechts- und Staatswissenschaft und für Wirtschaftswissenschaft auf ihrer damaligen Trierer Generalversammlung mit Fragen der europäischen Integration. Das Ergebnis dieser Sitzung²⁾ faßt der Tagungsbericht wie folgt zusammen: „Über den praktischen Erfolg oder Mißerfolg“ einer Integrationsmaßnahme (H. M.) „entscheidet die Bereitschaft der Nationalstaaten, ihre bisherige Zuständigkeit supranationalen Organen anzuvertrauen. Gerade diese Bereitschaft läßt aber zu wünschen übrig. Einmal stellt sich das allgemeine Problem, daß die Bereitwilligkeit zum freiwilligen Verzicht auf liebgewordene Souveränitätsrechte noch fehlt, sodann das spezielle Problem, daß von einem Punkt ab die politische Unifikation mit vermeintlichen oder tatsächlichen wirtschaftlichen Opfern erkaufte werden muß.“

Genau dieses, im Rahmen der damaligen Veranstaltung ganz allgemein gezogene Ergebnis wird das Fazit unserer heutigen Überlegungen über Aufgabe und Problem einer europäischen Währung sein.

Ein großes Wirtschaftsgebiet, wie es das Europa der Neun oder ein noch größeres Europa darstellt, bedarf in Anbetracht seiner intensiven wirtschaftlichen Verflechtung einer gewissen Einheitlichkeit seiner Währungen. Das sei zunächst ungeprüft als Hypothese in den Raum gestellt; sie wird durch die nachfolgenden Analysen gestützt werden. Diese Einheitlichkeit der Währungen hat keineswegs zur Voraussetzung, daß in allen Staaten des Wirtschaftsgebietes die gleiche Währungseinheit, z. B. ein „Eurofranken“, gesetzliches Zahlungsmittel ist. Vielmehr kann in jedem beteiligten Staat eine eigene Währung umlaufen; das Umtauschverhältnis der Währungen untereinander, also ihr Wechselkurs, muß dann aber zumindest für kürzere Frist fixiert sein. Ob dieser Wechselkurs 1:1, 3:1 oder ein langer Dezimalbruch ist, stellt lediglich ein Problem für den Computer dar, der die entsprechenden Umrechnungen vorzunehmen hat. Ob dabei eine Bandbreite bei der Wechselkurskonstanz zugelassen werden soll, wie es im internationalen Zahlungsverkehr oft üblich ist, kann an dieser Stelle offen bleiben.

¹⁾ Der vorliegende Beitrag befaßt sich ausschließlich mit den langfristigen Problemen der europäischen Währung. Im Gegensatz zur kurzfristigen Situation erwartet der Autor langfristig eine Höherbewertung der D-Mark, jedenfalls solange, wie in fast allen Ländern die Preissteigerungsrate deutlich höher liegt als in der Bundesrepublik Deutschland. (In diesem Sinne neuerdings „Die Mark ist stark“, in: Wirtschaftswoche, Nr. 4, 35 Jg. 1981, S. 30 ff.)

²⁾ Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 1961, S. 61.

II. Ein Blick in die jüngere Geschichte der internationalen Währungen führt uns tiefer in die Problematik. Mit dem Aufkommen von Dampfschiff und Eisenbahn wuchs der internationale Güteraustausch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bis zum Beginn des ersten Weltkrieges ganz erheblich. Er erreichte nach der Kriegsunterbrechung in der Zeit zwischen 1925 und 1930 seinen zweiten Höhepunkt. Währungsmäßig herrschten in dieser Zeit innerhalb der verschiedenen Staaten Edelmetallwährungen in durchaus verschiedener Ausprägung. Entscheidend war, daß in jedem Land der Wert des Geldes in Edelmetall fixiert war. Bekannt ist aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg die Währungsgleichung des Deutschen Reiches: 1 kg Feingold = 2790 Goldmark. Sieht man von den Problemen ab, die aus der Besonderheit der Fixierung des Geldwertes in Gold oder Silber bzw. in Gold und Silber folgen, die grundsätzlich aber unser Problem nicht entscheidend verändern, so kann man feststellen, daß alle international bedeutungsvollen Währungen durch solche Währungsgleichungen an das Edelmetall gebunden waren. Da gleichzeitig Goldmünzen bei Vorlage von Gold gegen Zahlung der die Kosten deckenden Gebühr von der staatlichen Münze geprägt wurden (Freiprägbarkeit) und auch Münzgold von jedem nach Belieben demonetisiert werden konnte, war sichergestellt, daß der Wert des Goldes als Edelmetall und sein Geldwert sich nur um die Kosten der Prägung bzw. Demonetisierung auseinanderentwickeln konnten. Für eine Goldkernwährung gilt im Prinzip das gleiche, solange jederzeit uneingeschränkt die umlaufenden Banknoten gegen Gold und Gold seinerseits in Banknoten getauscht werden können.

Dieser primär national wirkende Mechanismus hat wichtige Auswirkungen im internationalen Bereich. Weil alle Währungen an das Edelmetall gebunden sind, stehen sie untereinander in einem durch die Edelmetallmenge, in der die Währungseinheit fixiert ist, bestimmten festen Wertverhältnis. Entfernt sich nun das tatsächliche Austauschverhältnis zweier Währungen von diesem fixierten Wert – etwa indem in dem Land B die Preise stärker steigen als in dem Land A und als Folge davon die Exporte von A nach B zu – und die umgekehrt laufenden Importe abnehmen –, so kann sich trotzdem der Wechselkurs nicht nach Belieben von diesem Fixpunkt entfernen. Steigt nämlich in Folge der eben dargestellten Entwicklung die Nachfrage nach der Währung des Landes B, während die Nachfrage nach der Währung des Landes A absinkt, so verschlechtert sich der Wechselkurs der beiden Währungen zu Lasten der Währung des Landes B. Das findet aber alsbald seine Grenzen.

Es ergibt sich ein Punkt, an dem sich der Wechselkurs so sehr verschlechtert hat, daß es für die Bewohner von B vorteilhaft wird, ihr eigenes Gold zu demonetisieren und das dabei anfallende Edelmetall zur Bezahlung ihrer

Auslandsschulden zu verwenden. Der Wechselkurs kann sich also nicht stärker verschlechtern, als die Kosten der Demonetisierung und der Versendung des Edelmetalls ausmachen. In ähnlicher Weise ist auch eine umgekehrte Wechselkursänderung in ihrem Ausmaß begrenzt, indem nämlich auch dann von einem bestimmten Wechselkurs an die Versendung von Edelmetall zur Schuldenbegleichung an Stelle von Geld vorteilhaft wird.

Dieses klassische System des internationalen Goldautomatismus bewirkt eine Angleichung der Währungsentwicklung in den beteiligten Staaten. Ist es wegen der Höhe der Preissteigerungen im Lande B vorteilhaft, Gold ins Land A zu versenden, so reduziert sich damit die Edelmetallmenge in B, während sie in A wächst. Mit dieser größeren Edelmetallknappheit in B reduziert sich dort automatisch die Geldmenge, während der gleiche Mechanismus sie in A wachsen läßt. Das hat eine Anpassung der Inflationsraten beider Länder zur Folge. Der Wechselkurs zweier Währungen – und das Ergebnis läßt sich auf beliebig viele andere Länder übertragen, die untereinander im Austausch stehen, – ist also mit einer gewissen Schwankungsbreite an das Verhältnis der inneren Währungsgleichungen gebunden.

Damit sind aber auch der nationalen Wirtschafts- und Währungspolitik enge Grenzen gesetzt, indem der Staat die Geldmenge nicht nach Belieben verändern und damit innenpolitisch Beschäftigungspolitik nach eigenem Ermessen betreiben kann. Er muß sich vielmehr mit den Wirkungen des internationalen Goldautomatismus abfinden.

Dieser Automatismus hat – von der Kriegszeit und kleineren anderen Einschränkungen abgesehen – bis ca. 1930 unangefochten gewirkt. Er hatte eine Weltgoldwährung zur Folge, von der sich die einzelnen Staaten nur sehr begrenzt lösen konnten. Würde ein solches System auch heute noch bestehen, wäre die Einheitlichkeit einer europäischen Währung genau so wenig ein Problem, wie die Schaffung einer einheitlichen Währung ein Problem der deutschen Einigung im vorigen Jahrhundert darstellte. Die Tatsache, daß diese internationale Goldwährung nicht mehr besteht, ist es, die unser heutiges Problem ganz grundsätzlich von ähnlich gelagerten älteren Vorgängen unterscheidet.

III. „Als damals (am Beginn der Dreißiger Jahre, H. M.) die internationale Goldwährung zerfiel und als durch Abwertungen unterschiedlichen Ausmaßes die internationalen Währungsrelationen und Handelsbeziehungen in Unordnung gerieten“³⁾, begann eine neue Zeit, in der die Veränderung der Wäh-

³⁾ Karl Erich Born, Art. Währungsunionen I: Geschichte, Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, 17/18. Lieferung, 1979, S. 542.

rungsrelationen zu einem wichtigen wirtschaftspolitischen Aktionsparameter der Einzelstaaten wurde. Den entscheidenden Einschnitt bildete die Abwertung des britischen Pfundes am 20. 9. 1931, der sich eine ganze Reihe von politisch und wirtschaftlich abhängigen Staaten anschloß.

In der Folgezeit lief der internationale Gütertausch auf „Sparflamme“. Das damalige Deutsche Reich führte eine umfassende Devisenbewirtschaftung ein. Sie hatte zur Folge, daß jeder internationale Gütertausch einer staatlichen Genehmigung bedurfte. Für private Auslandsreisen stand z. B. zeitweise nur ein Betrag von ca. RM 40,- je Kopf zur Verfügung. Das Mitführen höherer Beträge bedurfte einer behördlichen Genehmigung, die nur bei Vorliegen besonderer Gründe erteilt wurde.

Die Kehrseite war der Versuch, möglichst viele Güter im eigenen Land herzustellen, eine Entwicklung, die z. T. auch der Vorsorge für den sich alsbald anschließenden Zweiten Weltkrieg diente. Entscheidende Folge dieser Entwicklung war, daß sich der internationale Gütertausch weltweit gesehen auf ein Minimum reduzierte.

Um eine Wiederholung der währungspolitischen Fehlentwicklung dieser Zwischenkriegszeit zu vermeiden, wurde während des Zweiten Weltkrieges eine Reihe internationaler Konferenzen durchgeführt, die im Jahre 1944 ihren Abschluß in den Vereinbarungen von Bretton Woods fand.

Es wurde ein System fester Wechselkurse vereinbart; Änderungen davon sollten nur im Falle eines fundamentalen Ungleichgewichtes in der Zahlungsbilanz erlaubt sein. Größere Wechselkursänderungen bedurften zudem der Zustimmung des Internationalen Währungsfonds.

Demgegenüber sollten die verschiedenen Länder in ihrer inneren Wirtschafts- und Währungspolitik prinzipiell frei sein. Sie konnten diese nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten und damit insbesondere das Ziel der nationalen Vollbeschäftigung verwirklichen, das damals in allen wichtigen Staaten an oberster Stelle stand.

In der Zeit bis etwa 1960 funktionierte dieses System recht gut. Die Paritäten aller wichtigen Mitgliedsländer blieben – mit Ausnahme Frankreichs und Italiens – in dieser Zeit nahezu unverändert. Der Welthandel erfuhr eine außerordentlich starke Ausweitung. Doch schon bald danach zeigte sich, daß der Kompromiß von Bretton Woods mit erheblichen Schwierigkeiten belastet war. Es wurde immer deutlicher, daß die Freiheit nationaler Geld- und Wirtschaftspolitik nicht mit den Notwendigkeiten vereinbar war, die aus einem System fester Wechselkurse folgen.

Es kann nicht Aufgabe dieses Referates sein, die sich anschließende Entwicklung im einzelnen ins Gedächtnis zu rufen. Lassen Sie mich nur wenige Überlegungen vorwiegend aus deutscher Sicht anstellen. Die Bundesrepublik Deutschland war in dieser Zeit intensiv bemüht, ihren inneren Geldwert einigermaßen konstant zu halten. Trotz aller auch bei uns zu verzeichnenden Steigerungen des Preisniveaus ist ihr das im Vergleich zu allen anderen Staaten – mit Ausnahme der Schweiz – langfristig sehr gut gelungen. Das war aber nur möglich, indem wir uns gegenüber den geldpolitischen Effekten, die von den Preissteigerungen anderer Staaten ausgingen, abschirmten. Je stärker unsere Bundesbank mit ihren einschlägigen Bemühungen Erfolg hatte, umso mehr wuchs international gesehen die Preisdiskrepanz: Während unsere Preise im Inland und bei festen Wechselkursen auch im Ausland wenig stiegen, ergaben sich in den meisten anderen Staaten weit größere Preissteigerungen. Die Folge war, daß unsere Exporte wesentlich stärker zunahmen als unsere Importe, was zu wachsenden Exportüberschüssen führte. Wenn auch diese Entwicklung vom deutschen Standpunkt überwiegend als positiv angesehen wird, so ist doch zu bedenken, daß man sie auch mit der OECD anders deuten kann: Die Bundesrepublik Deutschland hat sich mit ihrer Währungs- und Wirtschaftspolitik vom internationalen Gleichschritt entfernt, was ihr allerdings nach den Grundsätzen von Bretton Woods voll gestattet war.

IV. Die Folge war eine Reihe von Aufwertungen der D-Mark fast allen anderen Währungen gegenüber. 1973 brach das System von Bretton Woods dann endgültig zusammen. Viele Länder gaben ihre feste Parität gegenüber dem Dollar auf und gingen auch untereinander zu flexiblen Wechselkursen über. Im Rahmen der EG kam es zu unterschiedlichen Regelungen: Ein Teil der Länder blieb untereinander bei festen Wechselkursen; sie schlossen sich zur sog. „Währungsschlange“ zusammen, die freilich im Zuge der Entwicklung durch das Ausscheiden einzelner Staaten immer dünner wurde. Andere Länder führten auch untereinander flexible Wechselkurse ein mit dem Ergebnis, daß die Austauschrelationen dieser Währungen von Tag zu Tag Schwankungen unterworfen waren. Die Folge dieser Schwankungen waren erhebliche Unsicherheiten für die am internationalen Gütertausch beteiligten Unternehmen. Verdeutlichen wir uns diese Unsicherheiten an einem Beispiel, etwa am Gütertausch zwischen Deutschland und Frankreich. Je nachdem, ob die Bezahlungen bei einem solchen Gütertausch in D-Mark oder französischen Franken vereinbart werden, und je nachdem wie sich inzwischen die bilateralen Wechselkurse ändern, macht der französische oder der deutsche Partner dieses Kontraktes einen zusätzlichen Währungsverlust. Er muß entweder in eigener Währung zur Erfüllung des Kontraktes mehr zahlen, oder er erhält als Gegenwert in der eigenen Währung weniger, als er ursprünglich erwartet

hatte. Die Gefahr, die von solchen Verlusten, die nicht zum normalen internationalen Gütertausch gehören, ausgeht, reduziert die Bereitschaft zu internationalen Kontrakten. Zwar kann jedes an solchen Kontrakten beteiligte Unternehmen entsprechende Devisentermingeschäfte abschließen, aber sie bringen zusätzliche Kosten mit sich. Viele wichtige internationale Kontrakte sind langfristiger Art und unterliegen damit dieser Gefahr besonders, sei es, daß es sich um große Bauvorhaben oder um laufende langfristige Lieferkontrakte handelt.

Das Problem potenziert sich aber noch im Rahmen des internationalen Kapitalverkehrs. Man kann beim internationalen Kapitalverkehr eine Vereinbarung treffen, wie man will, stets werden sich für einen der beiden Partner, u. U. auch für beide, bei variablen Wechselkursen erhebliche Währungsrisiken ergeben.

Diese Währungsrisiken beeinträchtigen den internationalen Güter- und Kapitalaustausch, soweit es sich um längerfristige Kontrakte handelt, stark, da die beteiligten Unternehmen entweder zusätzliche Kosten für das Devisentermingeschäft aufbringen oder das entsprechende Risiko selbst tragen müssen. Die Wechselkursveränderungen haben mithin schon im normalen internationalen Handel erhebliche Beeinträchtigungen zur Folge, für einen großen gemeinsamen europäischen Markt⁴⁾, der nach den Zielsetzungen der Römischen Verträge möglichst weitgehend dem Ideal eines Binnenmarktes entsprechen soll, sind aber die Beeinträchtigungen von noch wesentlich gravierenderer Natur.

V. Das waren die wichtigsten Gründe für das am 5. 12. 1978 beschlossene und am 13. 3. 1979 in Kraft getretene neue Europäische Währungssystem, jedenfalls soweit sie offiziell vorgetragen wurden. Inwieweit diese Gründe nur vorgeschoben wurden, läßt sich z. Z. noch nicht endgültig entscheiden. Jedenfalls ist festzustellen, daß das Europäische Währungssystem „sein Entstehen Politikern im hohen Staatsamt . . . und nicht Notenbankgouverneuren und Sachverständigen der Finanzministerien“ verdankt⁵⁾. Es war vor allem das Werk von Giscard d'Estaing und Helmut Schmidt, die einen Anstoß von Roy Jenkins, dem Präsidenten der EG-Kommission, aufgriffen. Dieser nutzte die erste Jean-Monnet-Vorlesung am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz am 27. 10. 1977 zu seinen programmatischen Ausführungen⁶⁾.

4) Zu den Gefahren und Nachteilen flexibler Wechselkurse für den Gemeinsamen Markt: Hans Möller, Wolfgang Cezanne, Die Europäische Union als Währungsunion, Baden-Baden 1979, S. 89 ff.

5) Rainer Hellmann, Das Europäische Währungssystem, kritische Einführung mit Dokumentation, 1. Aufl., Baden-Baden 1979, S. 11.

6) Wiedergabe des Textes bei R. Hellmann, a. a. O., S. 113 ff.

Betrachten wir dieses neue Europäische Währungssystem etwas näher⁷⁾. Zunächst ist die im Zuge der Errichtung geschaffene Europäische Währungseinheit nichts Neues. Sie gab es seit dem 21. 4. 1975, und zwar als eine Rechnungseinheit, geschaffen in einem Abkommen der EG mit afrikanischen, karibischen und pazifischen Ländern. Diese Rechnungseinheit wurde dann in einige andere Verträge übernommen und diente ab 1978 als Einheit, in der der Haushalt der Gemeinschaft aufgestellt wurde. Die Entwicklung dieser Europäischen Rechnungseinheit über die Europäische Währungseinheit zum ECU im Rahmen des europäischen Währungssystems ist voll interessanter Details⁸⁾. So äußerte sich Helmut Schmidt am 8. 12. 1978 vor dem Deutschen Bundestag – sicher nicht i. S. der Franzosen – wenn er folgendes ausführte: „E C U ist eine französische Aussprache der englischen Abkürzung European Currency Unit. Ich habe nichts dagegen, wenn wir uns den Sprachgebrauch ECU angewöhnen sollten. Die Franzosen hören das gern; sie hatten vor Hunderten von Jahren einmal eine Münzeinheit, die so hieß“⁹⁾. Verwirrend aber ist, daß durch die Bezugnahme auf eine Münzeinheit der Eindruck geweckt werden konnte, als besitze die Recheneinheit bereits den Charakter einer im Umlauf befindlichen europäischen Währungseinheit, was bis heute aber nicht der Fall ist.

Der ECU findet „nicht als allgemeines Zahlungsmittel, sondern nur als Bezugsgröße Rechenmaßstab im Rahmen des Wechselkurs- und Kreditmechanismus des Europäischen Währungssystems Verwendung“¹⁰⁾. Der Wert eines ECU bestimmt sich mittels einer recht komplizierten Rechnung. Ihm liegt ein Währungskorb zu Grunde, der aus den Währungen der verschiedenen Mitgliedsländer besteht, unter Einschluß auch von Großbritannien, das sich bekanntlich dem Europäischen Währungssystem bisher nicht angeschlossen hat.

Dieser Währungskorb¹¹⁾ setzt sich aus festen Beträgen der beteiligten Währungen zusammen, den sog. Korbanteilen. So sind z. B. in einem ECU 0,828 DM, 1,15 Ffr., 109 Ital. Lire usw. enthalten. Diese Beträge sind orientiert an dem Anteil der betreffenden Länder am innereuropäischen Handel, am Brutto-sozialprodukt und an den Quoten in den Beistandsmechanismen; sie stam-

7) Zu den einschlägigen Regelungen s.: Das Europäische Währungssystem, in: Europäische Wirtschaft, Nr. 3, Juli 1979, S. 65 ff.

8) R. Hellmann, a. a. O., S. 44 f.

9) Bulletin 1978, Nr. 146, S. 1353.

10) Klaus Rose, Europäisches Währungssystem, in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften, 24. Lieferung 1980, S. 514.

11) Zur Funktionsweise des EWS s. die vorzügliche Darstellung von Willi Gösele, Grundzüge des Europäischen Währungssystems, in: Kredit und Kapital, 12. Jg. 1979, S. 377 ff.

men aus einer weiter zurückliegenden Zeit und sollten sechs Monate nach Inkrafttreten des Europäischen Währungssystems überprüft werden. Jedoch ist eine Änderung bisher nicht erfolgt. Jede solche Änderung der Korbbzusammensetzung bedarf der Zustimmung aller Mitgliedsländer, auch darf sich dadurch am Tag der Umstellung der Wert des ECU nicht ändern.

Der Tageswert des ECU bestimmt sich auf folgende Weise: Im Anschluß an die börsentägliche „Konzertation“ übermittelt jede EG-Notenbank der EG-Kommission den maßgebenden Kurs ihrer Währung zum US \$ nach dem Stand von 14.30 Uhr. Unter Berücksichtigung der Korbanteile der EG-Währungen werden hieraus sowohl die ECU-Tageswerte der EWS-Währungen wie auch diejenigen wichtiger dritter Währungen errechnet und den betreffenden Zentralbanken sowie der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) als Agent des Europäischen Fonds für währungspolitische Zusammenarbeit mitgeteilt.

Bei der erstmaligen Festsetzung der Wechselkurse wurden für die Länder, die vorher zur Währungsschlange gehörten (Bundesrepublik Deutschland, Benelux-Staaten und Dänemark), die geltenden bilateralen Leitkurse übernommen. „Für die übrigen teilnehmenden Währungen wurden von den am 12. 3. 1979 geltenden Marktkursen . . . bilaterale Leitkurse abgeleitet“¹²⁾.

Die Wechselkurse können sich nur in beschränktem Rahmen von diesen Leitkursen entfernen. So hat sich die Masse der Länder dazu verpflichtet, Schwankungsmargen von + oder -2,25% einzuhalten. Nur Italien hat eine größere Schwankungsbreite von + oder -6% in Anspruch genommen. Werden diese Schwankungen überschritten, so muß interveniert werden. Das Interventionssystem des Europäischen Währungssystems stellt dabei – ein Punkt, der in den Verhandlungen lange Zeit heftigst umstritten war – auf die Situation jeweils zweier Partnerländer ab. Von ihnen steht dann das eine am oberen, das andere am unteren Ende der Marge. Die Intervention vollzieht sich in der Weise, daß die knappe Währung vermehrt angeboten und die übermäßig vorhandene Währung durch Aufkaufen teilweise dem Markt entzogen wird. Dabei müssen sich die beteiligten Nationalbanken jeweils über die Maßnahmen verständigen, zu denen sie greifen. Diese Interventionen müssen gemäß den Vereinbarungen i. d. R. in den Währungen der teilnehmenden Zentralbanken erfolgen; entgegen dieser Vereinbarung überwiegen aber neuerdings Interventionen auf Dollar-Basis.

¹²⁾ Das Europäische Währungssystem, Deutsche Bundesbank, Monatsberichte, 1979, Nr. 3, S. 12f.

Eine besondere Rolle spielt dabei der Abweichungsindikator¹³⁾. Man versteht darunter die prozentuale Abweichung des ECU-Tageswertes einer Währung von ihrem ECU-Leitkurs. berschreitet diese Abweichung 75% ihres möglichen Höchstwertes (Abweichungsschwelle), so wird erwartet, daß Maßnahmen zum Abbau der Spannungen im Wechselkursgefge ergriffen werden. Die maximal mögliche Abweichungsspanne des ECU-Tageswertes in einer bestimmten Währung vom entsprechenden ECU-Leitkurs wäre dann erreicht, wenn sich der Marktkurs der betreffenden Währung vom bilateralen Leitkurs jeder einzelnen anderen Korbwahrung nach oben oder unten um die volle zulässige Schwankungsbreite von 2,25% entfernt hatte¹⁴⁾.

Dieses System wird ergänzt und gefestigt durch eine Reihe von Finanzierungsmaßnahmen lang-, mittel- und kurzfristiger Art, die sicherstellen, daß die zur Funktionsfähigkeit des Systems erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stehen. Falls notwendig, gewähren sich dazu die Partnerländer gegenseitig Kredit. Er wird in ECU denominiert. Das hat für den Einzelstaat eine Verringerung des Währungsrisikos zur Folge. Dieses Risiko mußte beim Wechselkurssystem von Bretton Woods jedes Land für sich je nach Form der Schuldfestsetzung allein tragen. Jetzt aber ist es auf alle beteiligten Länder verteilt. Umgekehrt ist die Forderung einer Notenbank in ECU nicht dem gleichen Schwankungsgrad unterworfen, dem die Einzelwahrungen ausgesetzt sind.

Es sind auch einige Sanktionen, vor allem bei mittelfristigem finanziellen Beistand, vorgesehen, denen sich die Schuldner unterwerfen müssen. Insgesamt kann aber von einem vollständigen Mechanismus, der eine gleichmäßige Geldpolitik in allen beteiligten Ländern sichern würde, bei weitem nicht die Rede sein.

VI. Die Bewertung des neuen Europäischen Währungssystems muß unter dem Gesichtspunkt erfolgen, inwieweit es den Erfordernissen Rechnung trägt, die ein Europa daran stellen muß, das einen intensiven internen Handel und Kapitalverkehr aufweist. Zunächst ist festzustellen, daß sich die Erwartungen in Bezug auf eine von dem Europäischen Währungssystem ausgehende stärkere Angleichung der nationalen Geld- und Wahrungspolitiken bisher nur in sehr begrenztem Maße erfüllt haben. Zwar heißt es in der Entschlieung¹⁵⁾ des

¹³⁾ Zum Abweichungsindikator s. Europäische Währungspolitik im Schatten der Ölkrise, IFO-Schnelldienst, 33. Jg. 1980, Heft 7, S. 25.

¹⁴⁾ Die Lira mit einer Schwankungsbreite von $\pm 6\%$ und das englische Pfund mit einer unbegrenzten Schwankungsbreite werden hierbei so behandelt, als wären auch sie auf $\pm 2,25\%$ begrenzt.

¹⁵⁾ R. Hellmann, a. a. O., S. 136 und S. 141.

Europäischen Rates vom 5. 12. 1978 wie folgt: „A 1.3. Wir sind fest entschlossen, den dauerhaften Erfolg des Europäischen Währungssystems durch eine auf größere innere und äußere Stabilität gerichtete Politik sowohl der Defizit- als auch der Überschußländer zu gewährleisten“, und an späterer Stelle: B 1 „Wir betonen, daß im Rahmen einer breit angelegten Strategie, . . . das Hauptanliegen darin bestehen sollte, die Konvergenz der Wirtschaftspolitiken im Hinblick auf eine größere Stabilität zu verstärken“.

Wie die Entwicklung zeigt, sind dies bisher aber ausschließlich Deklamationen geblieben. Von einer Aufgabe nationaler Rechte, wie sie auf der Trierer Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft als notwendige Voraussetzung für ein intensiveres Zusammenwachsen Europas angesprochen wurde, kann keine Rede sein. Es hätte dazu keiner Wiedereinführung der Goldwährung bedurft, auch hätten die einzelnen Länder nicht auf ihre eigene nationale Währung verzichten müssen. Es hätte aber ein Verzicht auf eine völlig eigenständige nationale Geldpolitik erfolgen müssen. Wie sehr es auch heute noch an der Koordinierung der Geldpolitik¹⁶⁾ fehlt, zeigt die mangelnde Konvergenz der nationalen Wirtschaftspolitiken in den letzten beiden Jahren¹⁷⁾. Nach wie vor fallen die nationalen Geldentwertungsraten als ihr wichtigstes Kriterium weit auseinander. So hatte beispielsweise Italien während des vergangenen Jahres eine Geldentwertungsrate von über 20% aufzuweisen, während die Rate in der Bundesrepublik Deutschland nur bei knapp 5% lag; darin spiegelt sich eine ganz entscheidende Diskrepanz!

Gerade vom deutschen Standpunkt wird man aber an eine solche Europäische Währung eine weitere Forderung stellen müssen. Wir haben in Deutschland in den letzten zehn Jahren wiederholt feststellen müssen, daß ein funktionsfähiges Geld eine gewisse Stabilität aufweisen muß. Geldentwertungsraten, wie sie in einem Teil unserer Nachbarländer üblich sind, dürften im deutschen Bereich die Funktionsfähigkeit des Geldes infragestellen. Infolgedessen erscheinen im Rahmen eines Europäischen Währungssystems auch Maßnahmen der Art dringend erforderlich, daß eine größere Stabilität der Währungen erreicht wird.

Im Wechselkursbereich sind bereits wieder – im wesentlichen als Folge der unterschiedlichen Geldentwertungsraten – starke Spannungen zu verzeichnen. Zwar haben die am Europäischen Währungssystem teilnehmenden Länder am

¹⁶⁾ Europäische Währungspolitik im Schatten der Ölkrise, a. a. O., S. 23.

¹⁷⁾ Diese Feststellung gilt, gemessen an den Erfolgen einer Stabilitätspolitik in Form einer größeren Preisstabilität, uneingeschränkt, wenn auch die EG-Kommission in ihrer Jahreswirtschaftsübersicht 1980/81 (vor allem Teil 5) für einen Teilbereich eine gewisse Konvergenz konstatiert.

23. 9. 1979 eine Änderung aller Leitkurse gegenüber dem ECU vorgenommen, wobei die D-Mark gegenüber dem ECU auf- und alle anderen Währungen abgewertet wurden¹⁸⁾). Jedoch sind im Augenblick wieder neue, noch stärkere Spannungen im Wechselkursbereich¹⁹⁾ aufgetreten. Das zeigt sich am deutlichsten am Beispiel Italien. Als Folge der besonders starken Preissteigerungen lagen die Exporte Italiens in laufenden Preisen im 1. Vierteljahr 1980 nur um knapp 20% über denen des entsprechenden Zeitraumes des Vorjahres, während die Importe diejenigen des Vorjahres um mehr als 40% überstiegen²⁰⁾). Das ist die wesentliche Folge des falsch gewordenen Wechselkurses der Lira. Es ergeben sich mithin im Europäischen Währungssystem bereits wieder die gleichen Probleme wie im System von Bretton Woods. Die bei Begründung des neuen Systems gegebenen Zusicherungen, man wolle solche Fehlentwicklungen in Zukunft verhindern, haben sich also bereits wieder als ineffizient erwiesen. Man kann es auch so ausdrücken, daß im Europäischen Währungssystem – jedenfalls bisher, man will es ja weiter entwickeln – keine Mechanismen gefunden wurden, die ein Auseinanderlaufen der nationalen Geldpolitiken vermeiden könnten.

Die Fehlentwicklung geht aber noch weiter. So hat die italienische Regierung im letzten Jahr eine Vielzahl von Maßnahmen ergriffen, um die sich ergebenden Schwierigkeiten zu mildern. So sehr man diese Maßnahmen vom italienischen Standpunkt aus verstehen kann, muß man doch feststellen, daß sie das marktwirtschaftliche System, dem sich die EG insgesamt verschrieben hat, entscheidend beeinträchtigen. Mit Recht charakterisiert daher auch Heinz Brestel in einem Artikel in der FAZ vom Juli 1980 die Folgen der italienischen Maßnahmen so²¹⁾: „Mit dem Notprogramm Cossigas sind die ordnungspolitischen Weichen in Italien in einer bedenklichen Weise gestellt worden.“ Unter dem Gesamtaspekt der EG kann man nur feststellen, daß diese Notlösung den marktwirtschaftlichen Grundprinzipien strikt zuwiderläuft, denen sich die EG verpflichtet hat und die auch dem Vertrag über das Europäische Währungssystem zugrundeliegen.

VII. Kommen wir zum Schluß: Das neue Europäische Währungssystem trägt seinen hochtrabenden Namen zu Unrecht. In seiner heutigen Form stellt es ausschließlich ein Wechselkurssystem dar, wenn man von seinen schwachen Wirkungen im Kreditbereich absieht²²⁾). Die Politiker könnten zwar darauf

¹⁸⁾ Bulletin der Europäischen Gemeinschaften, 12. Jg. 1979, Nr. 9, S. 28 ff.

¹⁹⁾ Europäische Währungspolitik im Schatten der Ölkrise, a. a. O., S. 24.

²⁰⁾ Die Entwicklung im ganzen Jahr 1980 entspricht dem weitgehend.

²¹⁾ Heinz Brestel, FAZ vom 7. 7. 1980.

²²⁾ R. Hellmann, a. a. O., S. 23.

hinweisen, daß in den entsprechenden Vereinbarungen und Deklarationen ausdrücklich davon die Rede ist, daß dieses System weiter entwickelt werden soll. Jedoch ist die ursprünglich fixierte Anlaufphase von zwei Jahren schon fast verstrichen, ohne daß Erweiterungspläne bekannt geworden sind, vielmehr wird offen von politisch bedingten Zeitverzögerungen gesprochen. Auch sind entscheidende Weichenstellungen für ein wirklich funktionierendes Währungssystem in den bisher getroffenen Vereinbarungen nicht zu erkennen.

Selbst als Wechselkurssystem hat aber das Europäische Währungssystem wie das Beispiel Italien zeigt, nicht jene Gefahren ausschalten können, an denen das System von Bretton Woods letzten Endes gescheitert ist. Den Anforderungen, die im Interesse der Realisierung der hohen Zielsetzungen des Vertrages von Rom an ein Europäisches Währungssystem gestellt werden müssen, genügt das System in seiner heutigen Form nicht.

Alfred Schieb

Umweltschutz als Herausforderung

Der Einfluß des technischen Fortschritts
auf das Schicksal unserer Mitmenschen und Nachkommen

„Der Mensch darf nicht alles tun, was er kann“, so stand in großen Lettern über dem deutschen Pavillon auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel, ein gewichtiges Mahnwort zu einer Zeit, als die Menschheit sich nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges daran machte, den Fortschrittsverlust in Technik und Naturwissenschaft aufzuholen, und an einem Ort, der für die Besucher ein Schaufenster neuer Erfolge in der Beherrschung der Welt durch den Menschen sein sollte. Wie kam es zu diesem Aufruf zum Maßhalten mitten in der Euphorie des Machenkönnens?

Herr Präsident!

Meine Damen und Herren!

Wenn die Görresgesellschaft, die sich die Pflege der Wissenschaft zur Aufgabe gesetzt hat, mir in diesem Jahre als Ingenieur und Leiter der Sektion Naturwissenschaft und Technik den ehrenvollen Auftrag gegeben hat, über den Umweltschutz zu sprechen, so bin ich mir bewußt, daß ich dies nur im interdisziplinären Zusammenhang mit vielen anderen Wissenschaften tun kann. Die Idee zu diesem Referat kam denn auch aus dem Institut der Görresgesellschaft für interdisziplinäre Forschung, in dem ich seit vielen Jahren mitarbeite. Von Umweltschutz spricht man heute viel. Im Streit der Meinungen, die von Weltuntergangsprophezeiungen über Vorschläge zum einfachen Leben bis zu der risikofreudigen Ansicht reichen, es werde dank der Fähigkeiten des Menschen schon alles gut gehen, gilt es, eine sichere Plattform zu finden, von der aus Ursachen und Wirkungen, Probleme und Lösungen erkannt und Vorschläge für ein sachgerechtes Verhalten entwickelt werden können. Vor welcher Situation stehen wir nun heute, wenn wir uns mit dem technischen Fortschritt und seinen Auswirkungen auf den Menschen und seine Umwelt befassen wollen?

Der Begriff des Fortschritts ist ohne Zweifel noch immer einer der zentralen Schlüsselbegriffe unserer Zeit, auch wenn er seit der Mitte unseres Jahrhunderts ins Kreuzfeuer der Kritik geraten ist. Der Gedanke, durch Voranschreiten in der Zeit komme der Mensch sozusagen von selbst dem Ziel seiner Vollendung näher, wenn er sich nur in der von seinem Verstand und seiner

Kreativität angegebenen Richtung bewege, ist in der Menschheitsgeschichte noch gar nicht so alt und nicht so selbstverständlich, wie wir ihn heute begreifen. In der Antike und im Mittelalter gab es weder das Wort noch die Sache, und in manchen Kulturkreisen schätzte man die Stabilität höher als die Veränderung. In den 2000 Jahren von 400 vor bis 1600 nach Christi Geburt kannte man zwar die für das menschliche Zusammenleben wichtigen Begriffe „Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit“ und die Worte „pax, iustitia, libertas“, aber das lateinische Wort „progressus“ oder „progressio“ hatte kaum mehr als grammatische Bedeutung, es erregte noch keine Leidenschaften, Hoffnungen und Befürchtungen. Die Welt erschien in sich gefestigt. Von dem Patriarchen Paulinus von Aquileja, der um 800 am Hofe Karls des Großen – also vor 1200 Jahren vielleicht hier in Aachen – als Gelehrter tätig war, ist der Satz überliefert: „Perfectio non in annis sed in animis“ – „Die Vollendung des Menschen kommt nicht durch das Fortschreiten der Jahre, sondern durch die Kraft des Geistes und der Seele“. Dieser Satz könnte fast den Leitgedanken für meine folgenden Ausführungen bilden, denn ich möchte darlegen, daß wir der Herausforderung durch die Technik und ihre Folgen in der Gesellschaft und in der uns umgebenden Natur nur durch eine grundlegende Änderung des menschlichen Verhaltens und durch eine neue Ethik begegnen können.

Bis zum Beginn der Neuzeit, den man im allgemeinen auf das Jahr 1600 ansetzt, haben die Menschen also ohne den Begriff des Fortschritts gelebt, obwohl damals wahrhaftig vieles in Bewegung gewesen ist und sich verändert hat. Die Schriften des englischen Staatsmannes und Philosophen Francis Bacon brachten im 16. Jahrhundert dann die Wende in der abendländischen Geisteshaltung. Bacon erkannte, daß sich durch „Künste und Wissenschaft“ – wir würden heute „Technik“ sagen – Macht über die Natur gewinnen läßt. Den entscheidenden Anstoß für die zuerst langsame, dann aber stürmische Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik gab René Descartes mit seinem 1637 erschienenen Werk über „Die Methoden des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung“. Im Zusammenhang mit dem methodischen Vorgehen ergab sich für Descartes der leidenschaftliche Glaube an den Fortschritt: „Nichts liegt so fern, daß man es nicht schließlich erreicht, und nichts ist so verborgen, daß man es nicht am Ende entdeckt.“ Der cartesianische Fortschrittsbegriff wurde später auf den Bereich der Wirtschaft übertragen, fand aber auch fruchtbaren Boden in den Theorien der Gesellschaftslehre, vor allem bei Hegel und Marx. Er wurde – unterstützt von der calvinistischen Prädestinationslehre – zum Motor der technischen und wissenschaftlichen Entwicklung in den Industrienationen Europas und Nordamerikas. Wie kam es, daß der Glaube an den Fortschritt heute auch zur Hoffnung ungezählter Millionen von Menschen in den Entwicklungsländern geworden

ist? Solange man dort den Lebensstil der Industrieländer nicht kannte, war die ungleiche Güterverteilung politisch nicht gefährlich. Seitdem aber die moderne Mobilität und Informationstechnik mit Rundfunk, Film und Fernsehen ständig den Vergleich ermöglicht, ist eine gespannte Lage entstanden. Zwar steht der uralte Begriff der Freiheit – die „libertas“ – bei allen sogenannten Befreiungsbewegungen in den Ländern der 3. und 4. Welt im Vordergrund, den Antrieb und Maßstab aber bildet der erhoffte Fortschritt mit technischem und wirtschaftlichem Wachstum. Mit der ungebrochenen Kraft optimistischer Zukunftserwartungen will man dort nachholen, was den Industrienationen Reichtum, Wohlstand, Sicherheit, Bequemlichkeit und Macht verschafft hat.

Diese selbst waren aber gar nicht mehr so sehr vom Sinn des Fortschritts überzeugt, nachdem die Zündung der ersten Atombomben in Japan am Ende des 2. Weltkrieges die Wissenschaftler – ich nenne für viele nur den Namen Einstein – und dann auch die Bevölkerung aus ihrem naiven Fortschrittsglauben aufgeschreckt hatte. Die Warnrufe der Forscher führten aber noch nicht zu durchgreifendem politischen Handeln. Weltweites Aufsehen erregte dann das Buch der amerikanischen Biologin Rachel Carson, „Der stumme Frühling“, das 1962 erschien. In den Schlußworten dieses Bestsellers, der Präsident Kennedy zur Einsetzung eines Gremiums von Wissenschaftlern zur Prüfung von Umweltschäden veranlaßte und den Umweltschutz auf die Tagesordnung nationaler und internationaler Diskussionen brachte, heißt es: „Die Herrschaft über die Natur ist ein Schlagwort, das man in anmaßendem Hochmut geprägt hat. Es stammt aus der Neandertal-Zeit der Biologie und Philosophie, als man noch annahm, die Natur sei nur dazu da, dem Menschen zu dienen und ihm das Leben angenehmer zu machen.“ Soweit das Zitat. Mit dem inzwischen zum Schlagwort gewordenen Titel „Grenzen des Wachstums“ rief der 1. Bericht von Meadows an den Club of Rome zur Besinnung auf. Die dort dargestellten Zukunftsbilder mit ihren Umweltschäden und Ernährungs-, Energie- und Rohstoffproblemen waren für jedermann anschaulich und verständlich. Wenn auch den immer noch gut versorgten Menschen in den Industrieländern die Ernährungs- und Rohstoffkrise etwas ferner liegen mochte, so wird es manchen, der weiter dachte, vielleicht bedrückt haben, daß 49% der Erdbevölkerung im Wohlstand lebten und dabei 88% der Energievorräte verbrauchten, daß jährlich 35 Millionen Menschen am Hunger starben – in jeder Stunde fast 4000 – und daß die Verschwendung der in absehbarer Zeit zu Ende gehenden Schätze der Natur auf Kosten der Mitmenschen und der kommenden Generationen ging. Für alle Bürger in den Industriestaaten wurden aber allmählich die durch den unbedachten technischen Fortschritt und seine unbeherrschte wirtschaftliche Nutzung entstehenden Umweltschäden aus eigener Erfahrung spürbar. Die Verschlechterung der Atemluft durch

Staub und Abgase in den Großstädten, die Verschmutzung der Gewässer, in denen man nicht mehr baden konnte, die Durchschneidung der natürlichen Landschaft durch Verkehrswege und Fabrikbauten, der Lärm des ohne Maß anwachsenden Straßenverkehrs, der vielen den Schlaf raubte, das alles erlebte man mit seinen Sinnen und spürte die Belästigung am eigenen Leibe. Umweltbelastung und Umweltverschmutzung wurde neben der Frage über die Zulässigkeit der Verwendung von Kernenergie zu der stärksten Herausforderung unserer Tage.

Was heißt denn eigentlich „Umwelt“? Das Wort sagt mehr als einfach Welt oder Natur, es will sagen, daß sich die Welt um etwas herumlegt und es einschließt. In der Tat versteht man heute unter Umwelt alle Dinge, die den Menschen umgeben und auf ihn bezogen sind, also die geschaffene Natur, die belebte und unbelebte Schöpfung, in der sich das menschliche Leben vollzieht. Manchmal wird der Begriff auch auf die sozialen Verhältnisse ausgedehnt, in die der Mensch eingebettet ist, ganz in dem herkömmlichen Sinne von „Milieu“, aber ich möchte auf diese Bedeutung hier nicht näher eingehen. Der Begriff „Umwelt“ im heutigen Sinne ist noch gar nicht alt, und man sucht ihn im Konversationslexikon, etwa im Herder von 1962 oder im Brockhaus von 1964 vergeblich. Dort ist unter dem Stichwort „Umwelt“ nur das „Milieu“ erwähnt, und zwar im biologischen oder soziologischen Verständnis, und es fehlt auch nicht der Hinweis auf den Biologen Uexküll, der zu Anfang unseres Jahrhunderts in Hamburg ein Institut für Umweltforschung gegründet hatte, was natürlich noch nichts mit der Reinhaltung von Luft und Wasser zu tun hatte. Dagegen gab es den Begriff der „Ökologie“ schon länger; er wurde erstmals 1868 von dem Biologen Ernst Haeckel verwendet als Lehre von den Wechselbeziehungen in der belebten und unbelebten Natur. Man spricht heute auch von Ökosystemen oder von der Biosphäre als dem natürlichen Raum des Lebens auf der Erde.

Wenn ich nun von Umweltbelastung und Umweltschutz spreche, so drängt sich die Frage auf, womit das Ökosystem der Erde belastet wird und wovor es geschützt werden soll. Es ist das Verhalten des Menschen in der modernen Industriegesellschaft, das auf die Umwelt einwirkt und vor dem man sie gegebenenfalls schützen muß. Es geht daher im Kern um das Verhältnis zwischen Mensch und Natur. Bis zum Beginn der Neuzeit hatte sich der Mensch in die Natur eingebettet gefühlt, als zu ihr gehörig und von ihr abhängig. In den Epochen der Jäger und Sammler, der Hirten und Ackerbauer war die Abhängigkeit des Menschen von den natürlichen Gegebenheiten, von Klima, Wetter und Bodenart augenfällig. Aus der Agrargesellschaft nimmt denn auch die Bibel im Alten Testament die Bilder der Schöpfungsgeschichte,

in der die Aufgabe des Menschen nicht nur als der Beherrscher der Natur, sondern auch als ihr Beschützer und Bewahrer seit Jahrtausenden schriftlich formuliert und allen Generationen in der abendländischen Welt überliefert worden ist. Damit bleibt der geschaffene Mensch, obwohl Ebenbild des Schöpfers, existentiell ein Teil der Schöpfung.

Diese Grundauffassung änderte sich, seit Descartes und die Aufklärung den Menschen von der übrigen Natur trennte und diese seinem Begriff im Erkennen durch die Wissenschaft und im Gebrauch durch die Technik freigab. Der von Gott und seiner Schöpfung emanzipierte Mensch machte sich nun in den letzten 400 Jahren daran, die Natur in seinen Dienst zu nehmen, und er trat ihr in völlig veränderter Weise gegenüber. Die Natur, die Umwelt, die Ökosphäre, wandelte sich aus einer Partnerin des Menschen zu einer Ansammlung von Materie, Energie und außermenschlichem Leben, aus der man sich eine neue Welt nach dem Maß des säkularisierten Menschen bauen konnte. Das schien tatsächlich lange Zeit gutzugehen; die warnenden Stimmen und Bedenken gegen den technischen Fortschritt wurden nicht nur überhört, sondern sogar oft als Irrtümer widerlegt. Es schien, als sei die Technik wirklich unaufhaltsam, denn der kreative Mensch fand ja immer wieder Wege zu bisher für unmöglich gehaltenen Lösungen. Er stieß in den Weltraum vor und erkannte in den Genen die Grundstruktur des Lebens. Er gewann immer mehr Macht über die Dinge, aber – wie Guardini in seinem 1950 erschienenen Buch „Das Ende der Neuzeit“ sagt – er hatte keine Macht über die Macht oder – wie Guardini es dann etwas zuversichtlicher ausdrückt – er hatte sie *noch* nicht. Der Mensch glich in dieser Lage dem Zauberlehrling in Goethes Gedicht, dem die Zügel der Macht entglitten sind und den nun die Angst packt. Es gilt also, die Herausforderung durch die Technik anzunehmen und Macht über deren Macht zu gewinnen.

Bevor wir uns umsehen, woher in dieser Lage Hilfe kommen kann, soll ein kurzer Überblick zeigen, welche unbeabsichtigten, unkontrollierten Folgen der technische Fortschritt schon früher gehabt hat. Im antiken Rom beklagte Seneca sich „über den Gestank der rauchigen Kamine, die Ruß und pestilenzialische Gerüche ausspeien“, im mittelalterlichen Paris suchte man nach wirkungsvollen Verfahren zur Beseitigung der fußhohen Unratschicht auf den Straßen, und in der britischen Hauptstadt London kannte man die gesundheitsschädliche Mischung aus Rauch und Nebel, den „smog“ schon seit Jahrhunderten. In den Mittelmeerländern führte die übermäßige Abholzung der Wälder für Brennholz und Schiffbau zu der bis heute noch nicht rekultivierten Verkarstung mit ihren klimatischen Folgen für die ganze Region. Trotz solcher Nebenfolgen des Eingriffs in Naturbestände reichte die Selbstreini-

gungskraft von Luft, Wasser und Boden aber immer noch aus, die Störungen des ökologischen Gleichgewichts in Grenzen zu halten. Wahrscheinlich schätzten auch die Menschen damals die Vorteile technischer Neuerungen so hoch ein, daß sie die Nachteile in Kauf nahmen und als den unumgänglichen Tribut für die Annehmlichkeit des Wohnens in der Stadt mit dem Komfort der modernen Technik ansahen. So hat auch die Einführung der Eisenbahnen in das Herz der Großstädte des 19. Jahrhunderts keine Proteste hervorgerufen, obwohl die Gleise das Stadtgebiet zerrissen, das Stadtbild mit ihren Viadukten störten und die Züge Rauch und Lärm in die Umwelt der Bewohner brachten; man tauschte ja dagegen die Vorzüge der neuen Mobilität ein. Die Verschandelung der Landschaft durch die Abraumhalden des Bergbaus nahm man hin, denn sie waren für damalige Begriffe ein mäßiger Preis für die gewonnenen Bodenschätze. Man erkennt aus alledem, daß es auf die Bewertung der Technik, ihrer Ziele und Auswirkungen ankommt, auf die innere Einstellung des Menschen zur Technik und zur industriellen Produktion. Man empfand diese ambivalenten Erscheinungen der modernen Zeit damals als Segen und noch nicht als Fluch. In der Tat brachte das Industriezeitalter die Erfüllung vieler materieller Wünsche, von denen die Menschheit jahrhundertlang nur geträumt hatte. Die Last der körperlichen Arbeit überließ man den Maschinen, man konnte mit täglich 8 Stunden Arbeit sein Brot und noch mehr dazu verdienen. Man sollte sich heute hüten, die Bemühungen um eine Verbesserung der Lebensbedingungen als puren Materialismus abzutun, denn die Technik als Kulturleistung dient schließlich der Humanisierung dieser dem Menschen anvertrauten Welt. Auch die eifrigsten Verfechter einer „grünen“ Politik würden heute wohl kaum bereit sein, zu den Lebensbedingungen und der Arbeitsweise vor 100 oder 200 Jahren zurückzukehren; die „gute alte Zeit“ und die „heile Welt“ besteht nur in den Köpfen von Romantikern. Niemand, der heute den Bau von Kraftwerken ablehnt, möchte die Steckdose missen, so hat es Steinbuch einmal treffend formuliert.

Wir müssen also mit der Technik leben, ja wir müssen sie sogar mit aller Kraft und aller Kreativität weiter entwickeln, wir müssen uns aber der Verantwortung bewußt sein, die der Umgang mit solch einem machtvollen Instrument von uns verlangt. Schon um der unterentwickelten Völker willen, die von uns lernen wollen und denen wir helfen müssen, sich selbst aus ihrer Notlage zu befreien, können wir die Hände nicht in den Schoß legen. Wir müssen uns über den Sinn unseres Tuns klar werden und die möglichen Folgen zu erkennen versuchen. Eine dieser Folgen ist die Belastung und Zerstörung der Umwelt.

Hier erhebt sich die grundlegende Frage, woraus sich denn eigentlich der Umweltschutz bezieht, was denn vor wem geschützt werden soll. Darauf kann man zwei Antworten geben: Einmal handelt es sich dem Wortsinne gemäß um den Schutz der natürlichen Umwelt, der Landschaft mit ihren Tieren und Pflanzen, der Gewässer und der Atmosphäre gegen Schädigung und Zerstörung durch den Eingriff des Menschen mit seinen immer mächtiger werdenden technischen und wirtschaftlichen Mitteln. Zum anderen kann man sagen, daß es um den Schutz des Menschen geht, der die Umwelt zum Leben braucht, der von jedem Schaden, den die Umwelt erleidet, selbst betroffen ist. Mögen auch zunächst oft nur die Tiere und Pflanzen oder die Schönheit der Landschaft leiden, unmittelbar darauf leidet auch der Mensch und seine „Lebensqualität“. Dieses neue Schlagwort wurde 1970 in Amerika geprägt, 1972 in Meadows' Bericht an den Club of Rome aufgenommen und von Eduard Eppler in die deutsche politische Diskussion eingeführt.

Eines der ersten bekannt gewordenen Beispiele für die moderne Umweltproblematik stammt aus Japan, wo man nach Weltkrieg und Atombombe mit besonderem Eifer an den Wiederaufbau ging und sich zunächst wenig um die Nebenfolgen kümmerte. Eine chemische Fabrik in der Küstenstadt Minamata hatte Quecksilberabfälle einfach ungeklärt ins Meer geleitet, wo sich das schwer abbaubare Gift zunächst in den dort lebenden Fischen anreicherte. Mit einer gewissen Zeitverschiebung, die für solche Umweltschäden charakteristisch ist, zeigte sich seit 1956 bei der Bevölkerung, deren Hauptnahrungsmittel die Fische dieser Region sind, Symptome einer unheilbaren schmerzhaften Erkrankung des Nervensystems. Dieser sogenannten Minamata-Krankheit fielen mehr als 100 Menschen zum Opfer, bevor man die Gefahr erkannt hatte und Gegenmaßnahmen treffen konnte. Über 1000 Fälle wurden dann als Folge der Umweltschädigung anerkannt, und weitere 6000 Menschen haben sich zu Untersuchungen wegen Anzeichen der Krankheit gemeldet.

Ich habe mit einem Beispiel aus der Verschmutzung des natürlichen Wassers begonnen, an dem sich der Verlauf von Umweltschäden besonders gut erkennen läßt, und möchte damit die Behandlung einiger konkreter Einzelfragen aus der Umweltproblematik einleiten. Wasser ist eine der wichtigsten Grundlagen des pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebens. Es kommt in der Natur selten in der chemisch reinen Form nach der Formel H_2O vor und enthält auch als reines Trinkwasser, z. B. als Grund- oder Quellwasser, gelöste und schwebende Substanzen. Seit jeher mußte sich der Mensch darum bemühen, Wasser in genügender Menge und Güte am richtigen Ort zur Verfügung zu haben. Er brauchte es als Trink- und Waschwasser, für Handwerk und Industrie, für Land- und Forstwirtschaft, als Weg für die Schifffahrt, als Antriebskraft für

Mühlen und Turbinen, als bequeme Ableitung für die Abfälle der Haushalte und der Industrie und schließlich für die Erholung und Freizeit in der freien Landschaft. Mit steigendem Lebensstandard hat der Wasserbedarf der Bevölkerung stark zugenommen. Für das Jahr 2000 prognostiziert das Battelle-Institut einen Verbrauch von 44 Mrd. m³, wobei man für die Industrie 50%, für Kühlwasser 36% und für die Haushalte 10% Anteil erwartet. Bei der Beschaffung dieser Mengen wird der Anteil des Oberflächenwassers gegenüber dem des Grundwassers ansteigen.

In der ungestörten Natur unterliegt das Wasser dem von der Sonnenenergie in Gang gehaltenen Kreislauf, der von der Verdunstung über den Ozeanen über den Niederschlag zum Grundwasser führt, das über Quellen und Wasserläufe zum Meer zurückkehrt. Dabei stellt die Verdunstung eine radikale Reinigung dar, etwa nach Art einer Destillation. Ganz anders verläuft der durch menschliches Eingreifen entstehende künstliche Wasserkreislauf. Das Wasser wird dem Boden oder den Wasserläufen oder Seen entnommen, in Haushalt oder Industrie verbraucht und mit Abfallstoffen oder Abwärme beladen dem Oberflächenwasser, den Flüssen, Seen und dem Meer zurückgegeben. In diesem Kreislauf kommt es wesentlich auf die Reinigung an. Man überließ sie, solange es ging, und man meint, daß es vielerorts auch noch heute geht, der sogenannten Selbstreinigungskraft der Oberflächengewässer, in denen die Schadstoffe nach genügender Verdünnung durch chemische Prozesse und durch Lebewesen verschiedener Art abgebaut und in unschädliche Stoffe umgewandelt werden. Mit zunehmender Bevölkerungszahl und zunehmendem Lebensstandard wurden die Gewässer über ihre Leistungsfähigkeit hinaus mit „unverdaulichen“ Abfällen beladen, zu denen die Haushaltabfälle mit ihren Viren und Bakterien gehören, dann Chemikalien aller Art, besonders die modernen Waschmittel, Salze und giftige Schwermetallverbindungen aus der Industrie, von den Feldern ab gespülte Düngemittel und Pestizide, d. h. Chemikalien, mit denen die moderne Landwirtschaft pflanzliche und tierische Schädlinge bekämpft, von denen ich hier nur das berühmte DDT erwähnen möchte. Es ist ein Beispiel für ein Produkt der modernen Technik, das zugleich weltweit Segen in der Abwehr von Seuchen aber auch Schaden an Tieren und Pflanzen anrichtet und sich schließlich im menschlichen Organismus so festsetzt, daß es dort kaum zu beseitigen ist. Mit hohem Aufwand an Investitions- und Betriebskosten müssen immer mehr Kläranlagen gebaut werden, die das Abwasser so weit von Schadstoffen befreien, daß es ohne Bedenken dem natürlichen Kreislauf zurückgegeben werden kann. Wo das bisher noch nicht geschieht oder wo Fehler bei der Klärung unterlaufen, entstehen in der Nähe von Großstädten oder Industriezentren gelegentlich katastrophale Zustände. Durch Zunahme von Algen kommt es in dem mit Abfällen überladenen

Wasser zu Sauerstoffmangel und zu einer Störung des ökologischen Gleichgewichts, das man treffend als „Umkippen“ bezeichnet. Derartig „eutrophierte“ Gewässer sind für den Abbau von Abfallstoffen und für organisches Leben ungeeignet, und es bedarf langwieriger und kostspieliger Maßnahmen, um das Gewässer wieder zu sanieren. Der Zürichsee in der Schweiz und der Bodensee sind Beispiele für gelungene Rettungsarbeit in gefährlichen Situationen. Derartige Abwasserkatastrophen können sich heute oder in naher Zukunft auch in Entwicklungsländern zeigen, in denen der Drang nach besserer Lebensqualität zu einer unerwünschten Verstädterung führt. Nach einer kürzlich veröffentlichten Studie der UNO gibt es gegenwärtig 26 Riesenstädte mit über 5 Millionen Einwohnern, in denen insgesamt 252 Millionen Menschen leben. Im Jahre 2000 werden es – so lautet die Prognose – 60 Städte mit zusammen 650 Millionen Menschen sein. 80% dieser ungeheuren und dichten Menschenansammlungen werden in Entwicklungsländern liegen, und gerade dort ist zu befürchten, daß die Umweltbelastung kaum zu bewältigende Probleme mit sich bringen wird. Als Beispiel nenne ich Mexiko City, das heute 15 Millionen Einwohner zählt und im Jahre 2000 31 Millionen Menschen beherbergen soll.

Wasserschädigende Fremdstoffe, vor allem Öle, gelangen auch bei Havarien von Öltankern und bei dem unerlaubten, aber doch noch oft geübten Reinigen der Öltanks der Schiffe auf hoher See in das Meerwasser. Die Gefahren für das ökologische Gleichgewicht sind besonders in Küstennähe und in den Wattenmeeren groß, wo Vögel und Fische ihre Brut- und Laichgebiete haben. Auch durch die Einleitung von Chemikalien-Abfällen oder ihre Ablagerung auf dem Meeresboden erleidet der Fischbestand oft großen Schaden, der sich – soweit die Tiere am Leben bleiben – beim Verzehr der Fische auf den Menschen überträgt, wie das Beispiel der japanischen Stadt Minamata zeigt, von dem ich gesprochen habe. Besonders gefährlich sind in dieser Hinsicht gewisse Pestizide, z. B. das bereits genannte DDT und die Verbindungen von Schwermetallen wie Blei, Chrom, Nickel, Kupfer, Mangan, Cadmium und Quecksilber, die sich in lebenden Organismen festsetzen und nur in sehr langen Zeiträumen oder gar nicht abgebaut werden. Diese Stoffe verbreiten sich über Luft und Wasser weltweit und schädigen auch die Kleinlebewesen, Mikroben und Algen, die als Fischnahrung, als „Gesundheitspolizei“ oder nach weitreichenden Zukunftsplänen auch als Nahrungsreserve für die ständig zunehmende Weltbevölkerung von außerordentlicher Bedeutung für das Gleichgewicht in der Natur sind. Hier kommt ein Aspekt der Umweltproblematik deutlich zum Vorschein; man kann die Ozeane nicht gleichzeitig als Speisekammer und als Mülltonne der Zukunft verwenden, wie es Steinbuch in treffender Kürze gesagt hat.

Von den deutschen Flüssen leiden besonders Rhein und Weser unter der Einleitung von Salzen, die aus den Kalibergwerken im Elsaß und in der DDR stammen. Die Sanierung dieser Gewässer erfordert daher internationale Zusammenarbeit und außerdem einen sehr hohen finanziellen Aufwand, den man offenbar bis heute noch gescheut hat.

Außer durch Abfallstoffe werden die Binnengewässer zunehmend durch „Abfallenergie“, d. h. durch die Abwärme des Kühlwassers aus industriellen Verfahren und vor allem aus Kraftwerken belastet. Die Erwärmung der Wasserläufe um nur wenige Grad beschleunigt alle Wachstumsprozesse im Wasser, führt früher als sonst zu Sauerstoffmangel und zum „Umkippen“ und erschwert die erneute Aufbereitung zu Trinkwasser.

Bei der Reinigung des Abwassers in Kläranlagen gewinnt das sogenannte biologische Verfahren immer mehr an Bedeutung. Dabei bauen Bakterien in dem Belebtschlamm die für sie jeweils vorgesehenen Schadstoffe, auch aus industriellen Prozessen, ab und bilden eine Biomasse, die als Klärschlamm in getrockneter Form einen in der Landwirtschaft begehrten Dünger darstellt. Allerdings muß darauf geachtet werden, daß auch wirklich die letzten Spuren gefährlicher Schadstoffe beseitigt sind und nicht Schwermetallverbindungen, wie etwa Cadmium, mit dem Dünger auf den Acker geraten, wie es nach Zeitungsmeldungen kürzlich in Westfalen geschehen ist. Im Grunde genommen ist das Verfahren, Schadstoffe durch Mikroorganismen abzubauen, sehr interessant, weil es sich natürlicher Kreisläufe bedient. Allerdings scheint die von Optimisten geäußerte Ansicht, man werde eines Tages die Ölverschmutzung der Ozeane durch gesteuerten Mikrobeneinsatz in wertvolles Fischfutter verwandeln können, den wirklichen Möglichkeiten ein wenig vorauszueilen. Immerhin ist sie ein Zeichen dafür, daß die moderne Forschung und Technik auch Lebensvorgänge in ihre Planung zur Beseitigung schädlicher Folgen einbezieht und daß sich kreativer Erfindergeist jeder Herausforderung zu stellen bereit ist.

Ist das Wasser eine unentbehrliche Voraussetzung für alles Leben in der Natur, so ist es die Luft nicht minder. Die irdische Atmosphäre stellt ein Gemisch aus 78% Stickstoff, 21% Sauerstoff und kleinen Mengen von Edelgasen, Kohlenstoff- und Schwefelverbindungen und Wasserdampf dar. Für das natürliche Leben hat der Sauerstoff entscheidende Bedeutung. Er dient der Oxidation der Nahrungsmittel im Körper der tierischen Lebewesen und beim Menschen, setzt dort Energie frei und kehrt als Kohlendioxid wieder in die Atmosphäre zurück. Dort nehmen es in einem wunderbar abgestimmten System die Pflanzen auf, spalten es im Blattgrün im Wege der Photosynthese

mit Hilfe des Sonnenlichts in Kohlenstoffverbindungen und freien Sauerstoff auf, der dann in der Atmosphäre wieder für die genannten Lebensvorgänge zur Verfügung steht. Auch dies ist ein Beispiel für einen natürlichen, von der Sonnenenergie in Bewegung gehaltenen Kreislauf der Elemente in der Natur. Zugleich zeigt sich hier, wie wichtig eine ungestörte Vegetation für die Güte der Atemluft und die Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts ist, ganz abgesehen von der Bedeutung der Pflanzenwelt für die Ernährung des Menschen, für seine Freizeit und Erholung und schließlich als Speicher für die Regelung des natürlichen Wasserkreislaufes, wobei vor allem die Wälder gemeint sind.

Die Atmosphäre wird seit dem Beginn des Industriezeitalters in zunehmendem Maße mit Abfallstoffen in Form von Staub und Abgasen belastet, deren Wirkung auf die belebte Umwelt von der Konzentration der Emissionsquellen in Gebieten mit hoher Dichte von Bevölkerung, Industrie und Verkehr sowie von der Wetterlage abhängt. Wenn sich eine sogenannte Inversionsschicht bildet, in der die Temperatur höher ist als es dem natürlichen Gefälle von unten nach oben entspricht, so sammeln sich die Fremdstoffe im erdnahen Bereich und bilden den berüchtigten „smog“, der zu schweren biologischen Störungen und zu Gesundheitsschäden unter der Bevölkerung führen kann, sogar zu Todesfällen.

Die wichtigsten Quellen der Luftverschmutzung sind der Kraftfahrzeugverkehr, bestimmte industrielle Produktionsverfahren, z. B. in Hüttenwerken, sowie die Feuerungen in Kraftwerken und Haushaltheizungen. Der Kraftfahrzeugverkehr, den man heute oft als den Umweltfeind Nr. 1 bezeichnet, erzeugt mit seinen Auspuffgasen 50% des Kohlenmonoxids, 25% der Stickoxide und 20% der Kohlenwasserstoffe, die überhaupt als Emissionen in die Luft gelangen; und das geschieht im Atembereich von Mensch und Tier und besonders in Wohn- und Geschäftszentren der Städte. Der Bleigehalt der Luft ist durch die neuen Bestimmungen über die Benzinbeimischungen in der Zeit von 1972 bis 1978 um 65% zurückgegangen, ein Beispiel für erfolgreiche Bemühungen um den Schutz der Umwelt. Noch größere Erfolge wurden schon seit den 50er Jahren bei der Verringerung der Staubimissionen erzielt, vor allem in der früher stark belasteten Umgebung von Hütten- und Zementwerken, und man kann in der Tat sagen, daß die Staubprobleme im Gegensatz zu anderen Aufgaben des Umweltschutzes heute technisch beherrscht werden. Hier bildet nur der Kostenaufwand eine Grenze; oft kostet das letzte Prozent soviel wie die übrigen 99%.

Noch kaum abgenommen hat dagegen die Emission schädlicher Gase durch die Heizkesselfeuerungen der Industrie und der Kraftwerke. Man versucht, die

Schadstoffe durch besonders hohe Kamine von 200 bis 300 m Höhe aus dem unmittelbaren Bereich des Lebens auf der Erdoberfläche hinauszubefördern. Dann können sie allerdings durch Luftströmungen über weite Entfernungen transportiert werden und an anderer Stelle unerwartete Schäden verursachen. Die Schwefeldioxid-Immissionen, die z. B. in schwedischen Flüssen und Seen das ökologische Gleichgewicht stören, kommen überwiegend aus England und Wales über die Nordsee hinweg. Die Stickstoff- und Schwefeloxide verbinden sich in der oberen Atmosphäre mit dem Wasserdampf und den sich bildenden Regentropfen zu Salpeter- und Schwefelsäure und setzen als sogenannter „saurer Regen“ den für den Wasserzustand maßgebenden pH-Wert von Flüssen und Seen stark herab. Dadurch entstehen Wachstumsstörungen bei Tieren und Pflanzen in den betroffenen Gewässern, die man in Schweden durch Einbringen neutralisierender Kalkzugaben in den Seeboden erfolgreich bekämpft.

Durch Verbrennungsvorgänge in den Haushalten und in der Industrie entstehen in der Atmosphäre hohe Konzentrationen von Kohlendioxid CO_2 , die von der Pflanzenwelt nicht mehr im Wege der bereits erwähnten Photosynthese bewältigt werden können. Beobachtungen zeigen, daß der CO_2 -Gehalt der Luft weltweit ansteigt, was deswegen zu Sorgen Anlaß gibt, weil hierdurch die warme Infrarotstrahlung der Sonne absorbiert und ein „Treibhauseffekt“ hervorgerufen wird, der zu globalen Klimaänderungen führen kann. Allerdings entspringen die Vorstellungen von einer dadurch ausgelösten Sintflut durch Abschmelzen des polaren Eises der Phantasie von Pessimisten; man muß das Problem aber kennen und im Auge behalten, wenn man die Kernenergie ablehnt und sich nur auf Kraftwerke mit der Verbrennung fossiler Brennstoffe wie z. B. Kohle verlassen will. Bei den in die Atmosphäre gelangenden Fluor-Kohlenwasserstoffen (FKW) liegt ein besonderes Problem vor, das aber dem vorgenannten sehr ähnlich ist. FKW werden seit Jahren als Kühlmittel, aber auch als Treibgas in den beliebten Sprühdosen für Kosmetika, Farben, Schädlingsbekämpfungsmittel usw. verwendet. Das Gas verteilt sich dann als sogenannte Aerosole sehr fein in der Luft und kann dort nach Ansicht vieler Wissenschaftler die Ozonschicht zerstören, die die Erde gegen die gesundheitsschädlichen kurzwelligen Strahlen im Sonnenlicht abschirmt. Auf Grund behördlicher Auflagen und freiwilliger Maßnahmen der Industrie werden heute schon immer mehr Sprühdosen mit unschädlichen Treibgasen gefüllt oder auf Handbetrieb mit Pumpventilen umgestellt.

Ob die Luftverunreinigungen durch den Autoverkehr, die Industrie und die Haushalte auch zur Entstehung von Krebs-Erkrankungen beitragen, ist umstritten. Bei Tierversuchen mit solchen Schadstoffen sind Tumore aufgetre-

ten, jedoch muß die Forschung auf diesem Gebiet noch die wirklichen Zusammenhänge klären. Es scheint aber festzustehen, daß der gefürchtete Krebs heute weit mehr auf falsche Lebensgewohnheiten in der Ernährung und auf das Rauchen zurückzuführen ist als auf die Umwelteinflüsse der modernen Technik.

Durch die Luftverunreinigungen wird auch die natürliche Verwitterung vieler Natursteine stark beschleunigt, besonders bei Kalkstein, Marmor und kalkspatgebundenem Sandstein. Dadurch werden zahlreiche Kulturdenkmäler in den Stadtregionen angegriffen und zerstört, meist mehr durch die Vielzahl der technisch unvollkommenen und schlecht gewarteten Haushaltsheizungen als durch die Hochleistungsfeuerungen der Industrie. Unter den heutigen Verhältnissen verkürzen diese Emissionen die Lebensdauer fast aller Baudenkmäler auf etwa ein Zehntel, wenn man keine Vorbeugungs- und Sanierungsmaßnahmen trifft. Die dauernden Arbeiten am Kölner Dom sind ein warnendes Beispiel für diesen Sachverhalt. Im übrigen ist dies ein Fall, in dem alle Bürger einer Stadt durch eine Umstellung ihres Verhaltens ganz wesentlich zur Behebung dieser Umweltschäden beitragen können. Durch Verbesserung der Heizungstechnik, durch die Zusammenfassung der vielen Einzelfeuerungen zu zentralen Hochleistungskesseln oder durch die Fernheizung, die sogar durch Wärme-Kraftkopplung zu einer besonders hohen Energieersparnis beiträgt, wäre viel für den Umweltschutz und die Erhaltung von Kulturgütern zu erreichen. Man sollte gerade hier etwas tun.

Auch die Luft kann durch Abfallenergie in Form von Abwärme belastet werden. Einmal gibt es Kühltürme von Kraftwerken, die als Kühlmedium Luft statt Wasser verwenden und dadurch der Atmosphäre Wärme zuführen. Zum anderen bedeutet aber jeder Bremsvorgang von Verkehrsfahrzeugen im Straßen- oder Schienenverkehr die Umwandlung von mechanischer Energie in Wärme, die an die Luft abgegeben wird. In einigen Fällen, z. B. bei U-Bahnen mit ihrer dichten Zugfolge und vielen Bremsvorgängen kann die Abführung dieser Wärme in den beengten unterirdischen Räumen zum Problem werden. In Paris hat man auf einigen Bahnhöfen Kühlaggregate aufgestellt, weil die Temperatur in unangenehmer Weise anstieg. Bei Schienenbahnen hat die technische Entwicklung inzwischen eine Lösung für dieses Problem gefunden, die der Wiederverwendung oder dem „recycling“ von Rohstoffabfällen entspricht, nämlich die sogenannte Nutzbremse. Die beim Bremsen freigesetzte Energie wird an das elektrische Fahrleitungsnetz zurückgegeben und kann auf diese Weise von anderen Zügen für den Antrieb ausgenutzt werden. Die modernen U-Bahnen in Japan machen von diesem System mit großem Erfolg Gebrauch; die Bahnen sind umweltfreundlicher geworden, und es wird viel

Energie gespart. In ähnlicher Weise wird heute bei der Neuentwicklung von Elektro-Straßenfahrzeugen die Bremsenergie zur Aufladung der Batterie oder zur Drehzahlerhöhung eines schweren Schwungrades benutzt, womit die Energie gespeichert und bei Bedarf wiederverwendet werden kann, ohne daß Abwärme an die Luft abgegeben wird.

Bei allen Schäden, die der Umwelt durch technische Maßnahmen zugefügt werden, kann man als Ursache die Entstehung von Abfällen bezeichnen. Während es sich bei der Belastung von Wasser und Luft meist um flüssige oder gasförmige Abfälle handelt, treten die festen Abfälle in einer Form auf, die man als Abfall im engeren Sinne oder als Müll bezeichnet. Die Beseitigung oder „Entsorgung“ solcher Abfälle erfordert besondere Maßnahmen der öffentlichen Hand, da Verbraucher und Produzenten, bei denen z. B. Hausmüll, Klärschlamm, Schrott, Autowracks, Altreifen oder Bauschutt anfallen, diese störenden Dinge möglichst schnell los werden wollen und die Gefahr besteht, daß die Abfälle unkontrolliert irgendwo deponiert werden und damit das ökologische Gleichgewicht stören. Im Rahmen einer vernünftigen Abfallwirtschaft wird man zuerst dafür sorgen müssen, daß so wenig Abfall wie möglich entsteht und Rohstoffe und Energie sparsam und mit hohem Wirkungsgrad eingesetzt werden. An zweiter Stelle muß man dann versuchen, die Abfälle im Wege des sogenannten „recycling“ wiederzuverwenden und damit die begrenzten Rohstoffvorräte zu schonen. Erst wenn beide dieser Möglichkeiten ausscheiden, kommt die umweltfreundliche Beseitigung der Abfälle in Frage, die in der Form der Deponie, der Kompostierung oder der Verbrennung durchgeführt werden kann. Im Zeichen der Wegwerfgesellschaft und der Einwegverpackungen hat die Gesamtmenge der Abfälle in der letzten Zeit ständig zugenommen. Diese Belastung der Umwelt könnte vermindert werden, wenn man langlebige Erzeugnisse, z. B. auch Mehrwegverpackungen bevorzugen und die Nutzungsdauer technischer Gebrauchsgegenstände durch robuste Ausführung und Reparaturen verlängern würde. Das wäre zugleich ein Beitrag zur sparsamen Verwendung von Rohstoffen. Es ist in der Regel nur eine Kostenfrage, ob man die bei der Produktion und beim Verbrauch anfallenden Abfälle, die man in der Fachliteratur der DDR als „Abprodukte“ bezeichnet, beseitigt oder wiederverwendet. Schon heute besteht ein wirtschaftlicher Rohstoffkreislauf bei Metallen wie Kupfer, Aluminium und Eisen (Schrott); bei Altpapier, Altglas und Kunststoffen beginnen sich solche Verfahren durchzusetzen, wobei es sehr auf die vernünftige Mitwirkung der Verbraucher ankommt. Die Runderneuerung von Autoreifen ist ein seit langer Zeit bewährtes Verfahren, das bei Flugzeugreifen grundsätzlich angewendet wird, bei den Autofahrern aber noch auf unbegründete Ablehnung stößt. Es wäre gut wenn hier ein Umdenken begänne, auf das es bei der Bewältigung von

Umweltproblemen ja überhaupt ankommt. Das Ziel sollte es sein, aus der Wegwerfgesellschaft eine umweltfreundliche Reinhaltungs- und Umwandlungsgesellschaft zu machen, wie es Steinbuch einmal ausgedrückt hat. Bisher sind nur Anfänge auf diesem Wege zu erkennen.

Bei jedem technischen Vorgang wird auch Energie umgesetzt, von der ein Teil als „Abfall“ an die Umwelt abgegeben wird, weil kein Verfahren einen Wirkungsgrad von 100% hat. Im großen Durchschnitt gehen bei der Energieumsetzung durch Wärme 60% verloren, ein betrüblicher und gewichtiger „Abfall“. Von der Abwärme habe ich schon gesprochen, es gibt aber auch Abfallenergie, die in der Form von Schwingungen auftritt und die man als Körper- oder Luftschall oder einfach als Lärm bezeichnet. Lärm entsteht sowohl bei der Produktion, z. B. in einer Schmiede oder einem Stahlwerk, als auch beim Verbrauch, z. B. beim Betrieb eines Autos. Mit Lärm bezeichnet man Geräusche, die als lästig empfunden werden, was die subjektive Seite des Problems darstellt, jedoch kann Lärm auch objektiv zu Gesundheitsschäden führen. In bestimmten Industriezweigen ist die Lärmschwerhörigkeit heute zu der häufigsten Berufskrankheit geworden, gegen die man mit passivem Gehörschutz und aktiv durch Bekämpfung des Lärms an der Quelle vorgeht. Hier gibt es erfreuliche Erfolge. Der Lärm, der in erster Linie auf den Menschen wirkt und weniger auf die übrige natürliche Umwelt, kann in seiner Lästigkeit bisher überhaupt noch nicht gemessen werden. Daher mißt man den sogenannten Schalldruckpegel, für den es die logarithmische Einheit Dezibel (dB) unter Benutzung eines Korrekturfaktors A gibt, der die für das menschliche Ohr wichtigen Frequenzen berücksichtigt. Gehörschäden beginnen bei etwa 85 dBA, Fahrzeuglärm liegt bei etwa 60 bis 80 dBA, Schlafstörungen treten bei etwa 40 dBA auf. Über die Langzeitwirkungen und die psychischen Schäden des Lärms weiß man noch sehr wenig. Auf jeden Fall spielt die subjektive Einstellung eine große Rolle; was ein junger Mensch auf seinem Motorrad oder in einer Diskothek als angenehme Bereicherung seines Lebensgefühls empfindet, kann für einen Unbeteiligten eine sehr lästige Störung seines Wohlbefindens sein. Zu den wichtigsten Lärmquellen, denen wir alle ausgesetzt sind, zählen der Verkehr in der Luft, auf der Straße und auf Schienen, der Baulärm und der sogenannte Wohnlärm, der die Benutzung technischer Geräte wie Rasenmäher, Küchengeräte und Radioapparate einschließt. Da es dabei stets auf die Art der Benutzung ankommt, kann gegenseitige Rücksichtnahme viel helfen. Technische Möglichkeiten bestehen in aktiven Dämpfungsmaßnahmen an Fahrzeugen und Baugeräten oder in der entsprechenden Führung der Verkehrsströme im Luft- und Straßenverkehr. Passiver Lärmschutz kann durch Isoliermaßnahmen an Wohngebäuden erreicht werden. Es ist eine lohnende Aufgabe für Wissenschaft und Technik, die Lärmbelästigung,

die eigentlich auf einer Energieverschwendung beruht, zu vermindern oder zu beseitigen. Eine sehr eindrucksvolle Maßnahme der Umweltpolitik ist das in den USA und in der Bundesrepublik seit 1975 gültige Verbot der Überfliegung mit zivilen Überschallflugzeugen wie der Concorde. Hier hat man auf die technische Möglichkeit schneller Raumüberwindung zugunsten einer Verbesserung der Umweltqualität verzichtet getreu dem Motto, daß man nicht alles tun muß, was man kann. Leider hat man sich in anderen Ländern, z. B. Großbritannien und Frankreich, noch nicht zu einem solchen Entschluß durchgerungen. In allen Ländern bleibt die Lärmbelästigung durch militärische Flüge mit ihren besonders hohen Lautstärken bei Tiefflügen; bei uns hat man sich durch räumlich und zeitliche Einschränkungen solcher Flüge zu helfen versucht oder durch die Verlagerung in außereuropäische Wüstengebiete.

Wenn wir Abwärme und Lärm als umweltbelastende Abfallenergie betrachten, so dürfen wir den radioaktiven Abfall bei der Verwendung von strahlenden Stoffen oder bei der Erzeugung von Kernenergie nicht vergessen. Die Behandlung dieser Abfälle wird vielfach als das zentrale Problem der Energieversorgung der Zukunft angesehen. Bei dieser Beurteilung spielt wohl die Neuigkeit der Kernenergie, ihr Zusammenhang mit der Atombombe und die Tatsache eine Rolle, daß kaum jemand außer den Fachleuten die Vorgänge richtig versteht. Nach dem heutigen Stand der Technik können Kernkraftwerke wesentlich umweltfreundlicher betrieben werden als herkömmliche Wärmekraftwerke, über deren CO₂- und SO₂-Emissionen ich bereits gesprochen habe. Es geht um die Beurteilung des Risikos der Entsorgung und Endlagerung der benutzten Brennelemente, die für unvorstellbare Zeiten so sicher gelagert werden müssen, daß die Umwelt nicht mit Strahlen geschädigt wird. Die Wiederverwendung in dem sogenannten Schnellen Brüter löst einen Teil dieser Probleme, schließt jedoch durch die Entstehung von Plutonium, das man für Atombomben verwenden kann, ein neues Risiko ein. Nach den bisherigen Untersuchungen von Sachverständigen stellen Kernkraftwerke das geringste Risiko dar, das es in der Technik gibt; nur der Einschlag eines Meteors ist weniger wahrscheinlich als ein Reaktorunfall. Hier hundertprozentige Sicherheit zu verlangen, ist einfach unredlich, wenn man das außerordentlich hohe Risiko des Autoverkehrs mit jährlich 15 000 Toten und noch viel mehr Verletzten bedenkenlos hinnimmt. Dabei ist die Sicherung unserer Energieversorgung für unser Überleben wesentlich wichtiger als die großartige Mobilität, die uns das Auto zweifellos beschert. Die Frage der Umweltgefährdung durch radioaktive Abfälle und Reaktorschäden bedarf einer sehr sorgfältigen und gewissenhaften Prüfung.

Zur Umwelt gehört auch das Stadtbild oder die natürliche Landschaft, in der die Menschen leben, ihrer Berufsarbeit nachgehen oder sich erholen. In dieser Hinsicht hat die frühe Technik in ihren Kinderjahren viele Spuren hinterlassen und manchmal zur Verschandelung der natürlichen Umwelt beigetragen. Man muß aber auch anerkennen, daß die technische Entwicklung allmählich in die Reifejahre gekommen ist, was man z. B. an der naturnahen Linienführung von modernen Autobahnen oder eleganten Brückenbauwerken feststellen kann. Die Bürgerinitiativen, die sich heute nach dem Motto des heiligen Florian gegen technische Planungen wenden und jahrelang vernünftige und notwendige Bauvorhaben verhindern, bedenken nicht, daß die Spuren menschlichen Wirkens in jeder Kulturlandschaft zu finden sind und oft zu einer Bereicherung der Umwelt beitragen. Ein gutes Beispiel ist die seit vielen Jahren mit Erfolg betriebene Rekultivierung der vom Braunkohlenbergbau im Rheinland ausgekohlten Flächen. Die erheblichen Eingriffe der Großbagger in die Natur wurden hier nach abgestimmten Plänen so bereinigt, daß sich ein neues ökologisches Gleichgewicht ausbilden konnte und die Landschaft mit ihren Siedlungen, Seen und Wäldern und der zurückgekehrten Tierwelt vielfach für den erholungssuchenden Bewohner benachbarter Großstädte schöner geworden ist, als sie vor Einrichtung der Tagebaue war.

Nach der Einzelbetrachtung der Umweltschäden und verschiedener Maßnahmen zu ihrer Behebung kann man feststellen, daß im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland in den vergangenen 10 Jahren durch Maßnahmen in Bund, Ländern und Gemeinden sowie der beteiligten Industrie manche Erfolge im Schutz der Umwelt gegen die schädlichen Auswirkungen des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts erzielt worden sind, die sogar im internationalen Vergleich als vorbildlich gelten können. Als tragende Grundsätze wurden das Vorsorgeprinzip, das Verursacherprinzip und das Kooperationsprinzip festgelegt. Der Umweltschutz soll sich nicht in der Beseitigung bereits eingetretener Schäden erschöpfen, sondern Vorbeugungsmaßnahmen zur Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts treffen. Dadurch, daß der Verursacher von Umweltschäden die Kosten für deren Beseitigung oder Verhinderung zu tragen hat, kommt ein wirtschaftliches Element in das Bestreben, die Umweltqualität zu erhalten oder wiederherzustellen. Schließlich soll die Mitwirkung der betroffenen Bürger zur Bildung eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen individuellen Freiheiten und gesellschaftlichen Notwendigkeiten beitragen.

Es genügt nicht, Umweltschutzmaßnahmen auf das Gebiet einer Nation zu beschränken, da die natürliche Umwelt keine politischen Grenzen kennt. So haben sich die in der EG zusammengeschlossenen Industriestaaten Westeuro-

pas, die Mitglieder der NATO und schließlich alle in der UNO vertretenen Länder der ganzen Welt zu Konferenzen und in Ausschüssen zusammengefun- den, um in weltweitem oder kontinentalem Maßstab für den Schutz der Umwelt zu sorgen. Um der gesamten Bevölkerung die Bedeutung des Umweltschutzes nahezubringen, wurde 1972 von der UNO ein Welttag des Umweltschutzes jeweils am 5. Juni eingeführt. 1977 hat Papst Paul VI. zu diesem Tage eine Botschaft erlassen, und Sie werden sich noch des autofreien 8. Juni dieses Jahres erinnern, der auf der ganzen Welt der Hervorhebung des Umweltschutzes galt.

Unsere Generation, zu deren Lebzeiten die Gefährdung der Umwelt durch den ungezügelt technischen Fortschritt erkannt wurde, muß die Herausforderung annehmen und sich ihrer Verantwortung für die Erhaltung oder Wiederherstellung humaner, menschenwürdiger Lebensbedingungen auf dieser begrenzten Erde bewußt werden. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß die Lebensqualität im Zeitalter der Technik einen hohen Preis kostet, für dessen Bezahlung wir im Schweiß unseres Angesichts arbeiten müssen. Vor allem ist die Wissenschaft aufgerufen, in interdisziplinärer Zusammenarbeit die Probleme zu untersuchen und nach humanen Lösungen zu forschen. In diesem Sinne ergeben sich auch große und schöne Aufgaben für die Görresgesellschaft, wobei wir uns selbstverständlich bewußt bleiben sollten, daß es außer dem Umweltschutz noch viele andere lebenswichtige Probleme gibt. Wir müssen aber den Umweltschutz aus der Ecke holen, in die man ihn vielfach außerhalb der Bürgerinitiativen abschieben will, und die Herausforderung erkennen, die an die Bürger der Industriestaaten ergeht, nämlich mit der Verschwendung der Schätze der Natur aufzuhören und sie mit den Völkern der 3. und 4. Welt sowie mit unseren Nachkommen in brüderlicher Solidarität zu teilen.

Mit Freude und Dankbarkeit möchte ich hier feststellen, daß die Deutsche Bischofskonferenz in Fulda vor wenigen Tagen sich in doppelter Form mit den Fragen der Umwelt beschäftigt hat. Ihr Vorsitzender, Kardinal Höffner, behandelte in seinem Eröffnungsvortrag den Menschen und die Natur im technischen Zeitalter, und die Bischöfe gemeinsam gaben eine Erklärung zu den Problemen der Umwelt und der Energieversorgung heraus. In diesem Jahre veranstaltete die bischöfliche Akademie hier in Aachen eine Umweltschutztagung, und auch die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule beschäftigt sich mit den Fragen Umweltschutz und Ökologie. Eine große Aufgabe aus diesem Problemkreis harret noch der Lösung, worauf im Mai dieses Jahres auf der Tagung des NATO-Umweltausschusses CCMS von Staatssekretär Hartkopf vom Bundesministerium des Innern hingewiesen

wurde. Es handelt sich um die „Technikfolgen-Abschätzung“, wie sie die USA bereits seit 1972 in Form des sogenannten „technology assessment“ (TA) eingeführt haben. Es geht darum, einen unabhängigen Kreis kompetenter Sachverständiger zu schaffen, der sich bemüht, sämtliche Auswirkungen technischer Neuerungen festzustellen und zu bewerten und damit die politischen Entscheidungen über die Durchführung oder Ablehnung dieser technischen Vorhaben vorzubereiten. Dabei würden selbstverständlich in Anhörverfahren auch die Interessen der Betroffenen gewahrt werden. In dieser Sache sollten die zuständigen politischen Instanzen bald zu einer Entscheidung kommen, die auch den Umweltschutz auf eine höhere Ebene bringen würde.

Lassen Sie mich nun, meine Damen und Herren, hier und heute vor der Görresgesellschaft dazu aufrufen, in unserem Leben und Handeln irgendwie deutlich werden zu lassen, daß wir Christen in Gelassenheit und Gottvertrauen bereit sind, uns der großen Aufgabe zu stellen, bei der es um das rechte Verhältnis des Menschen zum technischen Fortschritt und zu der natürlichen Umwelt geht. Gerade in diesem Jahre feiern wir das Gedächtnis dreier großer Männer, die die Kirche als Heilige verehrt und die in ihrem Leben und ihrer Lehre ein Beispiel für die christliche Auffassung von der Stellung des Menschen in der Schöpfung gegeben haben. Ich meine Benedikt von Nursia, der vor 1500 Jahren geboren wurde, ich meine Franziskus von Assisi, dessen Geburtstag 800 Jahre zurückliegt, ich meine Albertus Magnus, zu dessen 700. Todestag am 15. November der Heilige Vater nach Köln kommen wird. Mit dem Leitwort „Ora et labora“ hat Benedikt dem von ihm gegründeten Orden die Regel für ein in Gott ruhendes, aber dem Leben und der Natur zugewandtes menschliches Dasein gegeben. Franziskus ist mit seiner Bereitschaft zum Verzicht und seinem begeisterten Lobpreis der Schöpfung in dem berühmten Sonnengesang sozusagen zum Patron des Umweltschutzes geworden. Albert der Große schließlich war einer der ersten Naturwissenschaftler der Kirche, er wandte sich sachkundig technischen Fragen zu und zeigte, wie man mit wissenschaftlicher Arbeit und demütiger Hingabe große Aufgaben erfolgreich lösen kann.

An diese drei Heiligen denke ich, wenn ich nun zum Schluß meiner Ausführungen über den technischen Fortschritt und den Schutz der durch ihn gefährdeten Umwelt und des Menschen selbst komme. Der Mensch kann vieles, er hat Macht über die Natur, aber groß ist er erst dann, wenn er Macht über sich selbst und über seine Macht gewinnt, wenn er sich in brüderlicher Solidarität allen seinen Mitmenschen und Nachkommen verbunden und verpflichtet weiß. *Nostra res agitur!*

Victor H. Elbern
Chiffren des Paradiesischen

Studien zu einer Ikonographie unfigürlicher Formen
im frühen Mittelalter

Die beiden in ihrer Struktur identischen Schmalseiten des karolingischen Goldaltars von S. Ambrogio in Mailand sind seit langem als einander ergänzende Bilder der „Himmelsliturgie“ erkannt worden (Abb. 1). Märtyrer und Bischöfe, Kleriker und Laien, begleitet von den Hierarchien der Engel, schließen sich um die „Crux Gemmata“ zusammen, die durch vegetabilische Emailmotive gleichzeitig als Xylon Zoës, als Lebensbaum gekennzeichnet ist. Die Motive sind aus der frühchristlichen Kunst vertraut. Die Besonderheit der Komposition am Mailänder Altar aber besteht darin, daß Kreuz und adorierende Figuren eingebettet sind in eine geometrische Ordnung, die gleichzeitig das viereckige Bildfeld strukturiert: man notiert ein übereck stehendes Quadrat bzw. eine Raute aus Emailstegen, die durch weitere Stege mit den Ecken des Grundfeldes verbunden ist. So entstehen acht dreieckige Felder, die das Innere mit dem zentralen Kreuz umgeben. Auch dieses innere Feld weist eine eigene Gliederung auf: Viertelkreise mit kreisrunden Medaillons sind den Ecken der Raute einbeschrieben; das Kreuz wird von einer sphärischen Figur eingeschlossen, die „Zackenkranz“ genannt worden ist. Die Wiederholung des Feldes und seiner Strukturierung an beiden Schmalseiten des Goldaltars, bei variierenden Begleitfiguren, bekräftigt die Bildabsicht als sakrale Tautologie.

Die beschriebene Komposition kann verglichen werden mit den Kreuzfeldern, die auf dem zeitlich nahestehenden Tragaltar von Adelhausen im Museum zu Freiburg den Altarstein aus Porphyrr flankieren (Abb. 2). Die Ordnung dieser viel kleineren Felder erscheint vereinfacht. Das Emailkreuz wird umgeben von Viertelkreisen mit Flechtbandmotiven in den Ecken der Felder, die als Ganze dem erwähnten Zackenkranz nahekommen. In die Kreuzwickel ragen kleine Palmetten vor, die ihrerseits als Hinweise auf paradiesische Flora gelten können. Die beiden verglichenen, äußerlich so unterschiedlichen Altäre enthalten also Bildhinweise auf das Paradiesische. Das tertium comparationis, das beide Doppeldarstellungen verbindet, ist darin zu sehen, das beide von geometrisch-strukturierenden Faktoren bestimmt sind, neben denen das durchdachte figürliche Programm hier, die Figurenlosigkeit dort beinahe als nebensächlich erscheinen.

In der Gegenüberstellung von Mailänder Goldaltar und Adelhausener Portatile ist das Thema der hier vorgetragenen Überlegungen voll angesprochen.

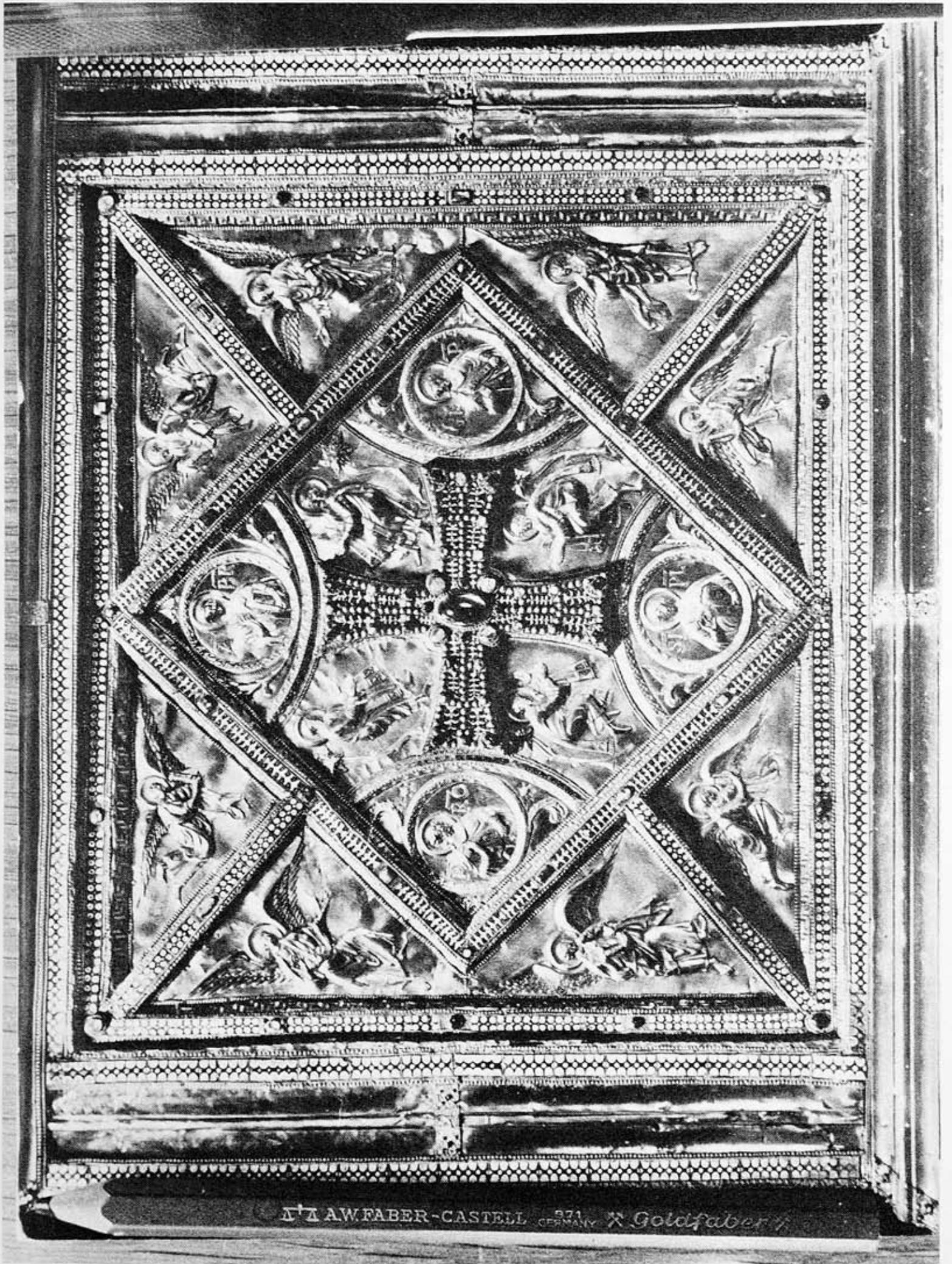


Abb. 1: Karolingischer Goldaltar, Schmalseite
Mailand, S. Ambrogio

Es ist die Frage nach einer „Ikonographie unfigürlicher Formen“, d. h. nach Funktion und Bedeutung all jener figurenlosen oder figurenarmen Ordnungen, Strukturen, Kompositionen, die im frühen Mittelalter vor allem in den verschiedensten Gattungen sakraler, liturgischer Kunst begegnen. Die Darlegungen beschränken sich bewußt auf die genannte Wendezeit abendländischer Kunst, obwohl Entsprechendes auch in anderen Epochen vorkommt, allerdings vielfach mit geringerer Stringenz. Entwicklungs- und stilgeschichtliche, sowie materiell-technische und ästhetische Fragen bleiben im Folgenden weitgehend beiseite, obwohl sie oft genug drängend erscheinen und fruchtbar gestellt werden könnten.

So einzigartig die eben gezeigten Bildformen zunächst scheinen mochten, – es finden sich bei anderen Gerätschaften des christlichen Gottesdienstes naheverwandte Strukturen, verstreut über die ganze christliche Ökumene. Eine Altarschranke aus S. Ginés in Toledo steht den Schmalseiten des Goldaltars sehr nahe, mit übereck-stehendem Quadrat und zentralem Kreuz (Fig. a). In den Zwickeln sitzen kreisförmige Gebilde, die durch ihre vegetabilischen Motive mit dem Kern der Komposition in Verbindung stehen. Efeuranken in den seitlichen Leisten bestätigen, daß die Bildabsicht auf das ewige, paradisiische Leben gerichtet ist, wie es allein schon aus dem pflanzlichen Kreuz mit zentraler Rosette hervorgehen könnte. Eine gut vergleichbare Komposition von der justinianischen Bronzetür in Bethlehem unterscheidet sich durch den sphärischen Charakter der von einem Kreise umgebenen Raute, während Kreuzzentrum und pflanzliche Zwickelmotive in Begleitmedaillons dem eben Gesehenen entsprechen.¹⁾ Bei dem letzteren Beispiel ist vor allem hervorzuheben, daß dieses Muster nur ein Element aus einem „unendlichen Rapport“ ist, letzten Endes also in eine endlose Kette tautologischer Wiederholungen einmündet. Aus diesem Beispiel läßt sich zum einen der Rückgriff auf die frühchristliche Ära, zum anderen aber auch die Verwendbarkeit in bloß dekorativem Kontext entnehmen.

Es mag aufschlußreich sein, an zwei weiteren, sehr gegensätzlichen Beispielen die Spannweite aufzuzeigen, die zwischen den Extremen der hier erörterten Werke frühchristlicher und frühmittelalterlicher Kunst gegeben sein kann. Eine Goldscheibenfibel aus Minden bei Trier läßt eine diagonale Kreuzform erkennen, die von einer runden Einlage in der Mitte ausgeht und über die schon bekannte Figur des „Zackenkranzes“ ausfährt in die zikadenförmigen Enden der Kreuzarme.²⁾ Vier rechteckige Steineinlagen fügen eine orthogonale Kreuzform hinzu. In der Wölbung des Fibelzentrums gewinnt der Zackenkranz sphärisch-räumlichen Charakter. Die enge Übereinstimmung der Ord-

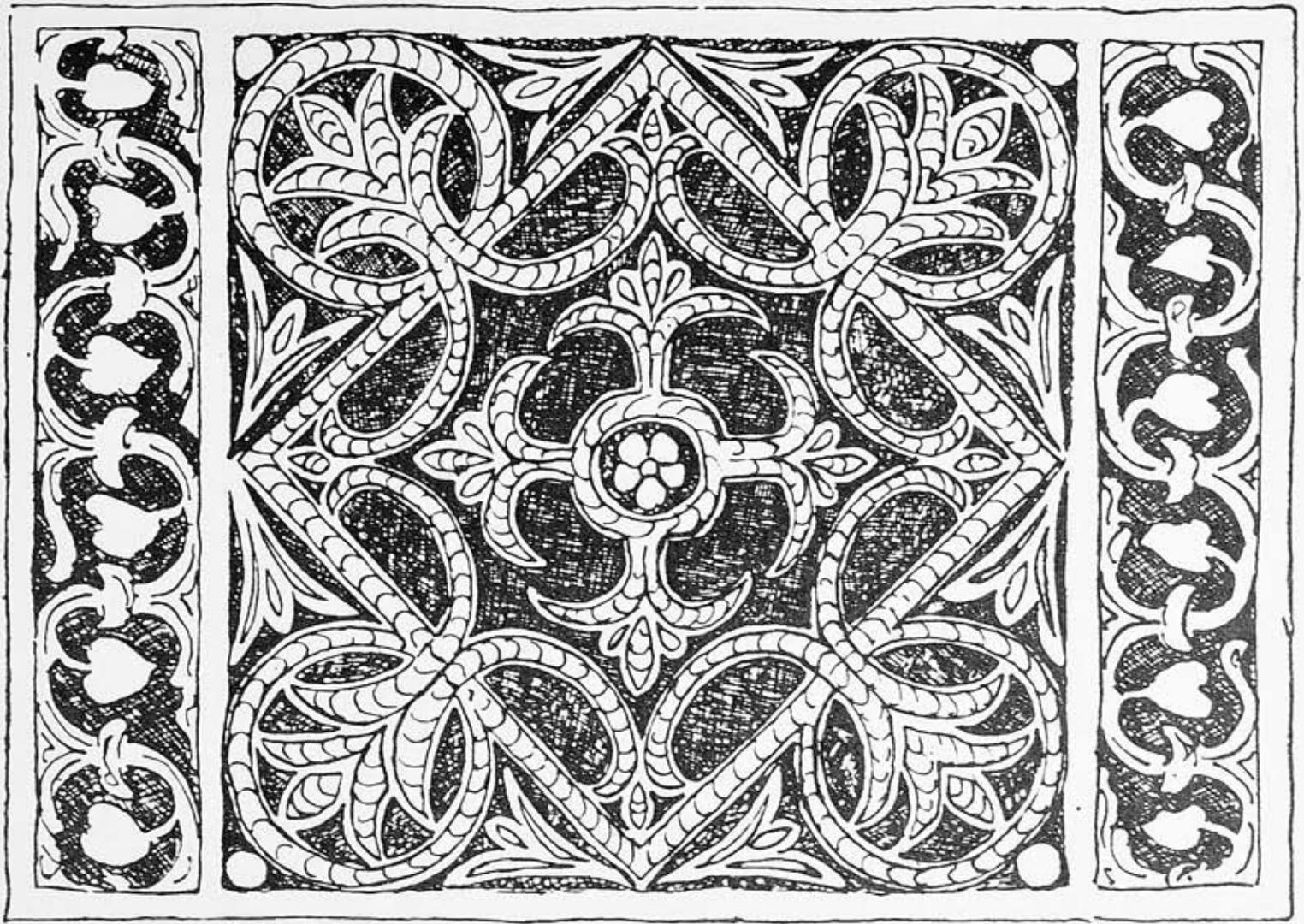


Fig. a: Schrankenplatte (Nachzeichnung)
Toledo, S. Ginès

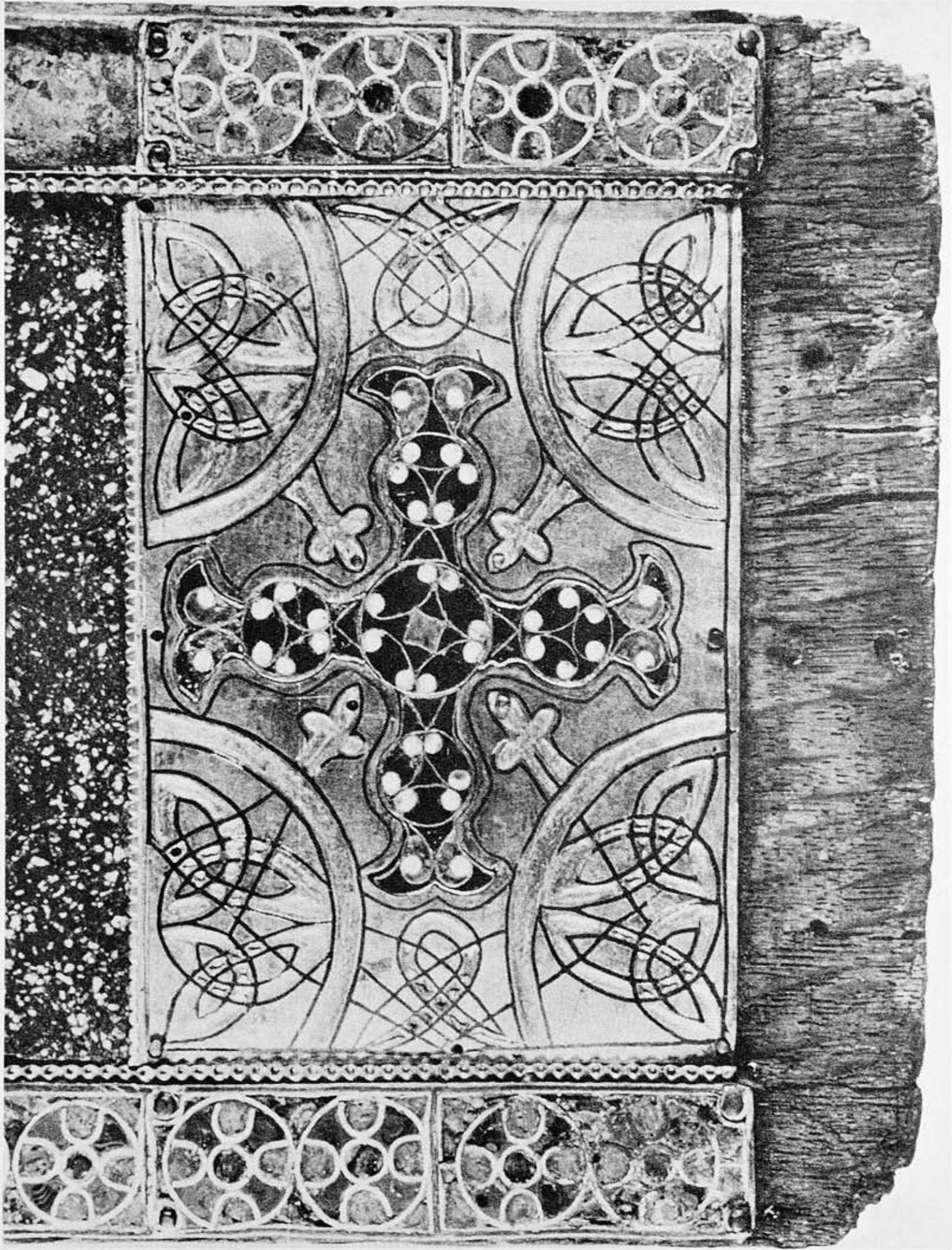
nung dieser Fibel, einer repräsentativen Arbeit der merowingischen Zierkunst, mit einer monumentalen Deckengliederung aus der römischen Lucina-Katakomben mag überraschend, ja befremdlich erscheinen.³⁾ Die Verbindung von Kreiszentrum, Zackenkranz mit ausfahrenden Armen und innerer Kreuzordnung wird hier figurenbildlich verdeutlicht in der Darstellung Daniels zwischen den Löwen. Es mag hinzugefügt werden, daß dieser Typus des Rettungsbildes noch auf burgundischen Gürtelschnallen des 6. Jahrhunderts in christologischem Sinne verstanden ist.⁴⁾

Von dem römischen Gewölbe mag der Blick weiter zurückführen zu antiken Deckengliederungen, wie sie aus der Domus Aurea des Nero oder der Hadriansvilla in Tivoli bekannt sind.⁵⁾ Die figürliche Ausstattung, beispiels-

weise mit einer Darstellung des Helios, hat ihren kosmologischen Bildcharakter erwiesen. Der Blick nochmals zurück zu einer der Schmalseiten des Mailänder Goldaltars (Abb. 1) läßt auch dafür den Zusammenhang deutlich erkennen. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß mit solchen Konfigurationen hier und dort, und über eine Reihe von Jahrhunderten hinweg, eine weltbildliche Aussage beabsichtigt ist. In ihrem Mittelpunkt steht bei den christlichen Beispielen stets das Kreuz, dessen vorwiegend vegetabilische Zierate auf das Paradies weisen.

Damit ist der Blick aufgeschlossen, um ähnliche Strukturen an den verschiedensten Werken frühmittelalterlicher Sakralkunst zu lesen. Eine wesentliche Vorbedingung dafür ist, daß – angesichts abwechslungsreicher Varianten im Detail – durchwegs eine innerliche Übereinstimmung sichtbar wird. Die Schrankenplatte von einer frühmittelalterlichen Altaranlage, jetzt im Museo Civico in Venedig, zeigt eine verbreitete Variation jener Verbindung von Quadrat, Kreis und Raute, verbunden mit Blattmotiven und Rosetten, wie sie schon mehrfach begegnete.⁶⁾ Ältere Forschung, der die hier verfolgten Bedeutungszusammenhänge (noch) nicht zugänglich waren, hat dieses Muster als „Korbboden-Motiv“ bezeichnet. Es kehrt in verschiedener Abwandlung in der Kirchenkunst des 8.–9. Jahrhunderts zwischen Rom und Süddeutschland häufig wieder. Ein zeichenhafter Charakter im kultischen Sinne sollte schon von da her naheliegen. Für eine Vertiefung der hier verfolgten Fragestellungen wäre zunächst zu beachten, daß Altarschranken eine sowohl abgrenzende wie eröffnende Funktion ausüben. Wenn nun aber im Zentrum der Emailkreuze am Adelhausener Tragaltar die gleiche Konfiguration angetroffen wird, dann mag daraus gleichzeitig erhellen, daß die eben genannte Funktion überschritten wird, daß in dieser abstrakten Ordnung eine individuelle sakrale Vokabel ausgesprochen ist, die der Zeit verständlich sein mußte: Das übereck stehende äußere Quadrat, der einbeschriebene Kreis, die aus vier Doppelspiralen gebildete sphärische Raute und schließlich das „farblose“ winzige Quadrat im Zentrum sind in der einander steigernden Kombination weltbildlicher Zeichen eine Figur, die – im Kreuze und in der kultischen Verwendung am Altar – ein christologisch gemeintes Heilsbild vertritt (Abb. 2).

Ein Doppelbild aus der Handschrift des Gregorkommentars von Luxeuil, in der Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek in Leningrad, bestätigt die hier gesehenen Sinnbezüge.⁷⁾ Das Kreuz auf einer der beiden Miniaturen ist eingebettet in eine Umrahmung aus gegenständigen Doppelspiralen. Vögel in den Ecken und pflanzliche Motive kommen hinzu. Alpha und Omega als Pendilien an den Kreuzarmen und die Aufschrift „Crux Alma Fulgit“ machen den endzeitli-



*Abb. 2: Adelhausener Tragaltar, Teil
Freiburg i. Br., Augustiner-Museum*

chen Charakter der Komposition deutlich. Die Gegenseite zeigt eine Rautenform im Quadrat mit zentraler Rosette, wiederum begleitet von Vögeln und Rosetten: in der gebrochenen Gestalt des übereck gestellten Quadrats ist eine Anpassung an das Format der Miniatur gemeint. Es ist interessant zu sehen, daß Adaptationen solcher Art ohne Bedeutungsverlust vorgenommen werden können. Wesentlich aber erscheint damit vor allem, daß die bisher in einer Konfiguration gesammelten formalen Elemente auch in zwei Darstellungen auseinandergefaltet werden können.

Der Gedankengang, der bis hierher geführt hat, kann vorerst abgeschlossen werden mit einem Vergleich zwischen der Schauseite des Engerer Bursenreliquiars, also einem sakralen Gerät (Abb. 3), und einer erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Scheibenfibel, die aus Dorestad bei Utrecht stammt, also einem „profanen“ Schmuckstück.⁸⁾ Für diese beiden Arbeiten der Zierkunst ist – ganz abgesehen von den Übereinstimmungen in kostbaren Materialien und komplizierten Techniken der Goldschmiedekunst – die rahmende Verwendung von Doppelspiralen gemeinsam. Das Bursenreliquiar, dessen Entstehung im mittleren 8. Jahrhundert angenommen werden darf, trägt auf der Schauseite das Gemmenkreuz, sekundiert von einem kleineren Diagonalkreuz und durch weitere Edelsteine zur Zwölfzahl vervollständigt, innerhalb der (fast) quadratischen Grundform. Der Untergrund von Tiergestalten in Zellschmelzen wird uns später noch beschäftigen. Auf der Vergleichsfibel bildet der Edelsteinbesatz ebenfalls ein Kreuz, kontrastiert von einem aus Rosetten gebildeten zweiten Kreuz mit abschließenden Doppelspiralen. Offensichtlich ist der Umkreis dieser Motive als ein Ensemble von Spielformen zu verstehen, die in wechselnder Kombination zur Anwendung kommen, wobei das gleiche Gefüge von Bedeutungen eingehalten wird. Dies gilt auch für die unterschiedlichen Gestalten des Kreuzes.

Unverkennbar ist das vom Diagonal- oder Chikreuz durchdrungene Quadrat bzw. Rechteck nicht nur Träger einer christlichen, sondern darüber hinaus auch weltbildlichen Aussage. Es ist nicht erforderlich, dies hier erneut ausführlich darzutun, gerafft Beispiele mögen bei dem zusammenfassenden Charakter dieser Darlegungen genügen. Die Verwurzelung der Chi-Form im vorchristlichen Bereich ist oft gesehen und begründet worden. Ihr allegorisches Verständnis als Himmelskreuz tritt, um nur dieses bekannte frühbyzantinische Beispiel zu nennen, eindeutig im Gewölbe der Erzbischöflichen Kapelle zu Ravenna entgegen, mit dem von Engeln getragenen Christus-Clipeus in der Mitte.⁹⁾ Auf einer Reihe von frühmittelalterlichen Steindenkmälern, deren Fundorte sich über einen weiten Raum ausdehnen, kehrt das entsprechende, auf eine reine Chiffre reduzierte Heilszeichen wieder, ebenso



*Abb. 3: Bursenreliquiar aus Enger, Schauseite
Berlin, Kunstgewerbemuseum Preuß. Kulturbesitz*

auf entsprechenden Fibeln und anderem Gewandschmuck, für den ein Heilsbildcharakter seit H. Zeiss allgemein bekannt ist, deren christlicher Inhalt freilich von magischen Vorstellungen durchdrungen war.¹⁰⁾ Für das himmelsbildliche Diagonalkreuzschema, das zum Beispiel im Book of Kells in Verbindung mit den Evangelistensymbolen so eindeutig bestimmt erscheint, kann aber auch eine weiterführende ikonographische Bereicherung angestrebt werden.¹¹⁾ Dies geschieht etwa, wenn auf der Reliquienburse aus St. Bonnet d'Avalouze dem Diagonalkreuzschema nicht nur angedeutete Orantenfiguren beigefügt werden, sondern vor allem, wenn ihm eine orthogonale Kreuzform an die Seite gestellt ist.¹²⁾ Die Zwickelfüllungen mit Flechtbandknoten mögen an die eingangs gezeigten Kreuzfelder vom Adelhausener Tragaltar erinnern (Abb. 2). Bei aller Bemühung um Genauigkeit in der Anwendung der heilsbildlichen Formenwelt im Bereich frühmittelalterlicher Bildkunst sind, wie an mancherlei Beispielen gezeigt werden kann, Ungenauigkeiten, ja offensichtliche Mißverständnisse nicht ausgeschlossen. Doch für die Burse von St. Bonnet darf als sicher gelten, daß die doppelte Kreuzgestalt absichtsvoll auf die beiden Schauseiten verteilt ist. Die große Zahl von Reliquienbehältern, die aus dem frühen Mittelalter auf uns gekommen sind, ist nur im Lichte der Bedeutung zu begreifen, die den Heiligenreliquien beigemessen wurde. Daher muß auch die Kennzeichnung solcher Kultgeräte von hohem Belang sein.

Die beiden eben gesehenen Kreuzformen treten an verschiedenen Denkmälern in vertikaler oder auch in horizontaler Zuordnung auf. Die berühmte Stele von Moselkern hat zuerst Anlaß geboten, diese Spielart der „figura crucis“ zu untersuchen (Abb. 4). Das Diagonalkreuz, das der orthogonalen Kreuzform im allgemeinen untergeordnet ist, erhellt in diesem Umkreis immer wieder als weltbildliche Chiffre, als christlicher Reflex des Welt-Chi, von dem bereits andeutungsweise die Rede war, und das schon in vorchristlicher Zeit in der orphischen Lehre eine wichtige Rolle spielte. Den vier Weltecken sind die vier Elemente ebenso zugeordnet wie die Jenseitsflüsse, aus denen im christlichen Bereich die vier Paradiesesflüsse geworden sind, denen außerdem die vier Evangelisten gleichgesetzt wurden. Die an die Vierzahl gebundenen Begriffsreihen finden im christlichen Bereich ihre Erfüllung in der Kreuzform, die an der Stele von Moselkern zum Beispiel eingeschlossen ist in das Quadrat und umfassen wird von der Gestalt Christi, die durch den Kreuznimbus ausgewiesen ist. Frühchristliche und frühmittelalterliche Texte verdeutlichen die Bildintention:

„Quod divisa nota est in partes quattuor extans,
Dat mundi dominum cognosci . . .“

(Carmen de Trinitate)



*Abb. 4: Kreuzstele von Moselkern
Bonn, Rheinisches Landesmuseum*

Und zur Verbindung mit dem darunter stehenden Diagonalkreuzschema mag der bekannte Titulus für die Felix-Basilika zitiert werden:

„Petram superstat ipsa petra ecclesiae,
De qua sonori quattor fontes meant:
Evangelistae viva Christi flumina“.

(Paulinus von Nola)

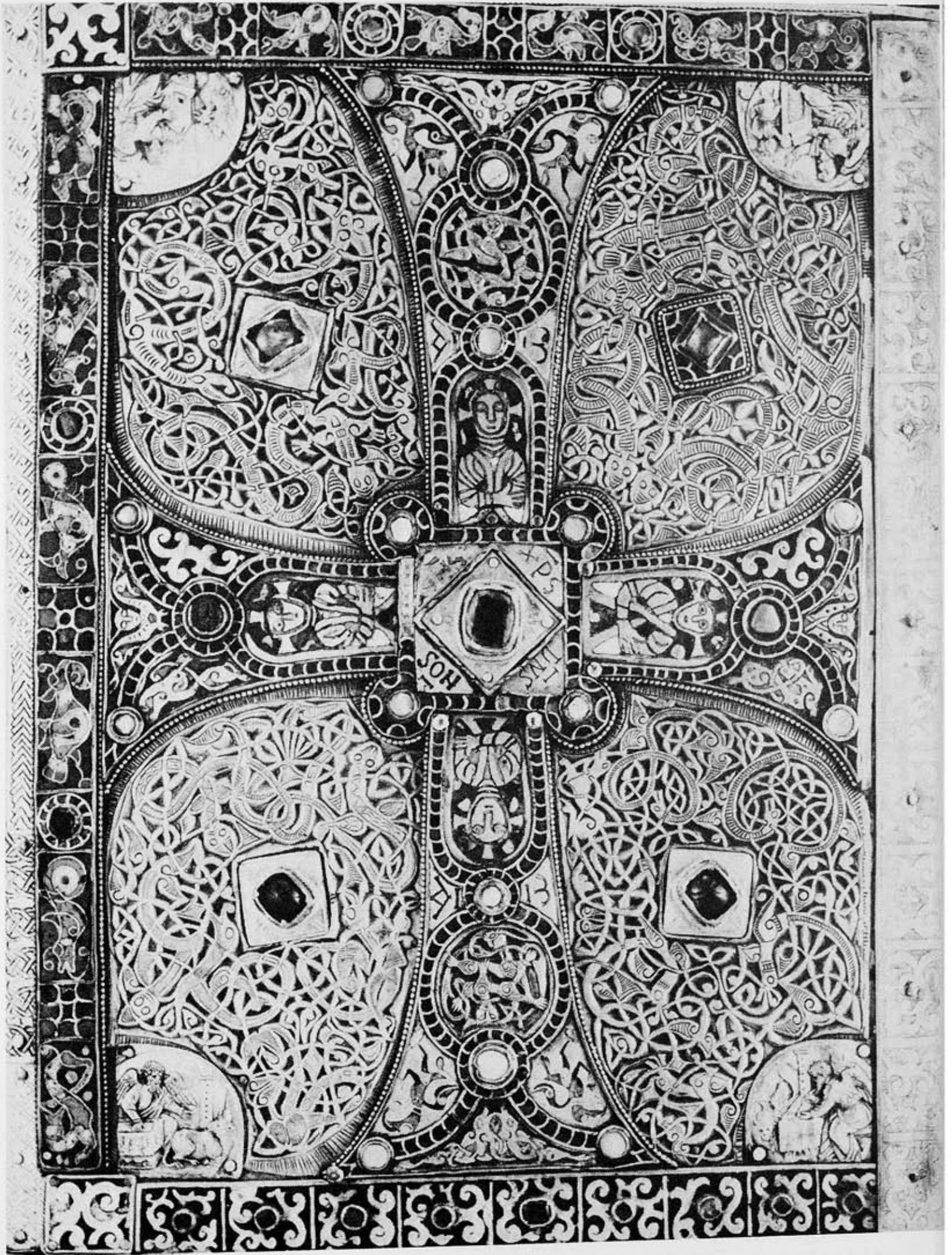
Der zunächst so einzigartig erscheinenden Stele von Moselkern, die wohl noch ins 7. Jahrhundert gehört, kann inzwischen eine Gruppe von Parallelen zugeordnet werden. Ein Stein aus Llandulas (Wales) wäre freilich in der Tragweite seiner Zeichenhaftigkeit nicht zu verstehen, hätte nicht die Moselkerner Stele eine figürliche Komponente aufgewiesen.¹³⁾

Gleiches würde für eine Gürtelschnalle im Ashmolean Museum zu Oxford gelten, aber auch hier bietet ein anderes Beispiel, die Schnalle von St. Livres im Waadtland (Nyon, Museum), wieder einen figürlichen Hinweis auf die Gestalt Christi.¹⁴⁾ Die beiden Gewandzierate sprechen für die Vertrautheit mit der hohen Bedeutsamkeit des Schemas, das offensichtlich im fränkischen und im alemannischen bzw. burgundischen Bereich sehr geschätzt war. Eine weitere Gürtelschnalle des 7. Jahrhunderts, im Museum zu Neuenburg, zeigt die Doppelkreuz-Chiffre erweitert um flankierende Vierfüßler.¹⁵⁾ Daß hier östlicher Einfluß sich geltend macht, erhellt aus der bekannten Elfenbeinschnalle von Issoudun.¹⁶⁾ Es ist festzuhalten, daß solche Verbindung von Kreuz und Tierwesen besonders häufig auf persönlichen Schmuck begegnet, der damit erneut als Heilszeichen vor apotropäischem Hintergrund ausgewiesen wird.

Eine Gegenüberstellung mit der (rekonstruierten) Kreuzigung Christi auf der Rückseite des Werdener Beinkastens ist wiederum höchst aufschlußreich, denn auch dieses Schnitzwerk enthält mehrere jener schon beobachteten, chiffrenhaft verwendeten Bildelemente: Christus, im Nimbus als „Rex“ bezeichnet, steht als Lebender am Kreuz, umgeben von zwölf kleineren und, in betonter Stellung, von zwei größeren Tiergestalten, die in Typus und Anordnung den eben gezeigten Fibeln nahestehen (Abb. 5). Für die Weiterführung unseres Gedankenganges aber sind einige weitere Bildfaktoren hervorzuheben. Wieder ist der Gekreuzigte in ein quadratisches Bild eingefügt. In den Kontext dieser kosmischen Grundform gehören auch die kleineren Tiere. Es sind Vierfüßler, Vögel zu Haupten Christi und Fische längs der Arme des Gekreuzigten. Insgesamt vertreten sie die belebte, animalische Schöpfung, die in den „tria genera animantium“ nach Kap. 1 der Genesis zusammengefaßt ist und der Herrschaft Adams unterstellt wird. Ihre Zwölfzahl weist auf zahlen-symbolische Bedeutungen, wie sie bereits an der Schauseite der Engerer Burse



Abb. 5: Kreuzigung vom fränkischen Beinkasten (Rekonstruktion)
Essen-Werden, Schatzkammer der Propsteikirche



*Abb. 6: Älterer Lindauer Buchdeckel
New York, J. P. Morgan Library*

angetroffen wurden. Der kosmische Herrschaftsanspruch des Gekreuzigten ist zusätzlich in den beiden Schwebegestalten unter dem Kreuze ausgesprochen, welche das Kreuz als „*tropaion aeternae victoriae*“ zu tragen scheinen. Eine bedeutungsvolle Parallele dazu findet sich in einer Pariser Handschrift „*De rerum natura*“ Isidors von Sevilla aus gleicher Zeit. Hier wird die den irdischen Kosmos in planimetrischer Darstellung abbildende „*figura solida*“ von einer entsprechenden Tragefigur gehalten.¹⁷⁾ Das Kreuz für sich ist somit anzusehen als Kosmosfigur: „*ipsa species crucis quid est nisi forma quadrata mundi*“, heißt es in einem irischen Evangelienkommentar des 7. Jahrhunderts (PL 30, 638 A). Christus „*Rex*“ erscheint als der „*neue Adam*“, der in den „*tria genera*“ über die erlöste Schöpfung herrscht:

„*Cunctaque de membris vivit natura creantis,
Et cruce complexum Christus regit undique mundum*“.

(Sedulius, *Carmen Paschale*)

Die Darstellungen auf zwei frühmittelalterlichen Miniaturen erscheinen geeignet, den bisher geführten Gedankengang abzuschließen. Eine Federzeichnung im Isidor-Kodex St. Gallen 237 zeigt den Gekreuzigten, einer Weltkarte von frühem Typus aufgesetzt (Fig. b). Der kreisrunde Globus vertritt die eben genannte „*figura solida*“ ebenso, wie es das untere Diagonalfeld der Stele von Moselkern (Abb. 4) bereits tat. Die zweite Darstellung, einem Kölner Evangeliar aus Bamberg entnommen, stellt Christus zwischen Cheruben auf dem Globus thronend dar.¹⁸⁾ Er ist als Weltherrscher gekennzeichnet durch die beigefügten Personifikationen von Okeanus und Terra, Sol und Luna; Erlösungs- und Heilsanspruch sind in den Gegenszenen von Götzendienst und Taufe ausgesprochen. Nur scheinbar stehen Globus und weltbildliches Quadrat als kosmographische Formen einander entgegen. Der Widerspruch wird schon in der Spätantike dialektisch aufgelöst, so bei Cassiodor in seiner „*Expositio in Psalmos*“, in der Vereinbarkeit des sichtbaren kreisförmigen Horizontes mit den „*quattuor anguli quadrati qui intra praedictum terrae circulum continetur*“ und auf die Himmelsrichtungen bezogen wird. Es ist für Menschen unserer Zeit schwer, die imaginative Kraft der mittelalterlichen Denker und der von ihnen verwendeten Zeichen in deutliche Vorstellungen umzusetzen. In ihnen spiegelt sich gleichwohl ein kraftvoller Realitätssinn, von dem weite Felder künstlerischer Betätigung durchdrungen sind.

Darstellungen wie die letzteren sind in ihrer weltbildlichen Aussage deutlich genug. Aber sie finden ihren Widerhall auch in solchen Werken der Zierkunst, die zwar schon von ihrer materiellen Beschaffenheit her einen hohen Anspruch erheben, deren chiffrenhaft abkürzende Aussagen jedoch ohne sorgfältige Analyse nicht in voller Tragweite verstanden werden können. Wenn die

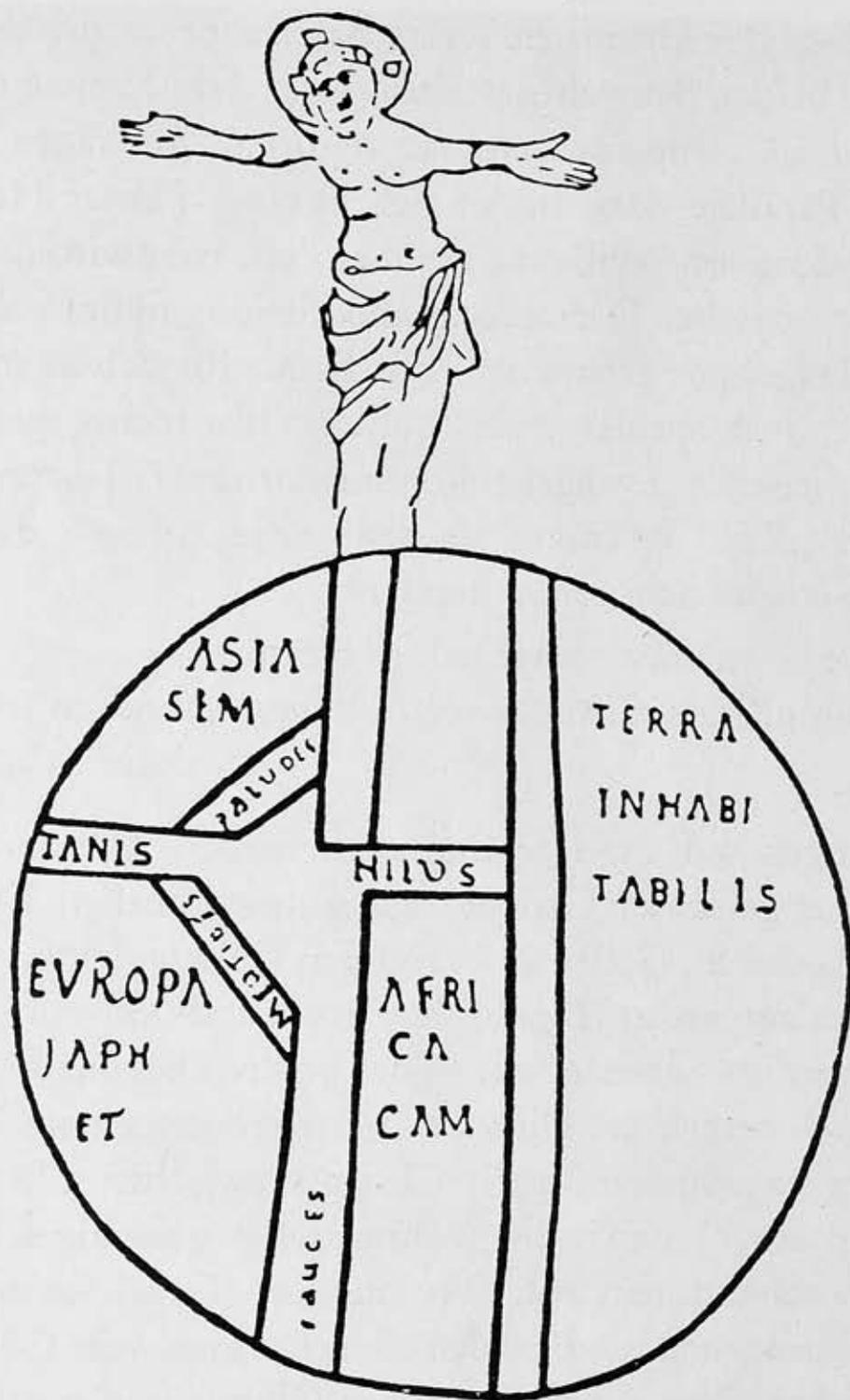


Fig. b: Weltkarte aus einem Isidor-Kodex
St. Gallen, Stiftsbibliothek Ms. 237

Reliquienbursa von Enger (Abb. 3) erneut erwähnt wird, dann geschieht dies wegen ihrer exemplarischen Vielschichtigkeit. An dieser Stelle unserer Überlegungen ist zunächst hervorzuheben, daß im zentralen Edelstein dieser Zimelie, durch einen Perlenkranz ausgezeichnet, ein durchaus personaler Bezug gegeben ist, weil er als jener „lapis nimirum pretiosus“ anzusehen ist, der lt. 1. Petr. 2, 6 ein Sinnbild Christi ist. Die Emailfiguren der Tiere des Grundes, die die schon benannten „tria genera animantium“ wiedergeben, bestätigen das am Werdener Kasten (Abb. 5) angetroffene Verständnis der Person des Gekreuzigten. Seine Gestalt hier – um nur dieses Detail zu zitieren – ist ebenso wie sein stellvertretendes Zeichen dort von Fischen begleitet. So steht also auch das Kreuz allein für den „novus Adam“, der über die Neuschöpfung herrscht. Der

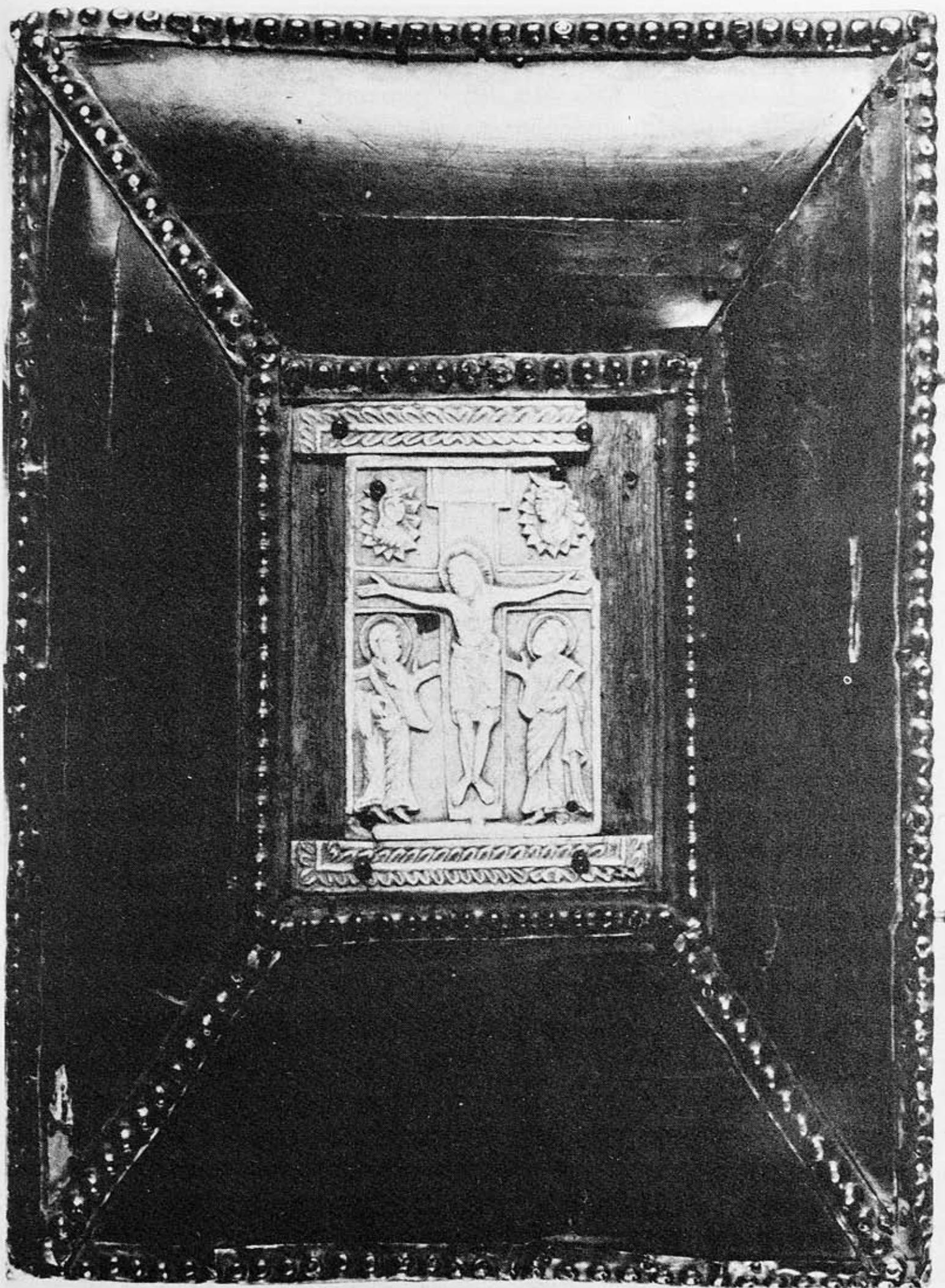


Abb. 7: Evangeliareinband, Vorderseite
Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek

Paulinische Gedankengang, der hier durchdringt, ist in der Theologie der „Recapitulatio“ des Irenaeus von Lyon zu voller Tragweite entwickelt worden. Die Verbindungen zwischen den Theoremen des Theologen und den verschlüsselten Konfigurationen in der frühmittelalterlichen Kunst sind noch keineswegs voll ausgezogen. So sollte nicht übersehen werden, daß die „tria genera“ auch im Psalter keine geringe Rolle spielen, ebenso wie sie in den byzantinischen Oktateuchen erscheinen. Wenigstens an einem Beispiel, dem goldenen Fisch von Vetersfelde, möge auch auf vor- bzw. außerchristliche Bildquellen hingewiesen werden, die den „primus Adam“ als den biblischen „Herrn der Tiere“ verstehen lassen.¹⁹⁾

Die im kosmologischen Sinne erweiterte Kreuzkomposition ist ein wichtiges Thema für viele Gattungen der sakralen Kunst des Frühmittelalters, sie ist auch dem liturgischen Buch nicht fremd. Auf dem Älteren Lindauer Buchdeckel ist eine recht komplizierte Kreuzgestalt über einem Untergrund von Tierornamentik auf der Rechteckfläche verspannt (Abb. 6). Kleine Emailfelder mit den „tria genera“ begleiten sie. Um das Kreuzzentrum mit Quadrat, Raute, „lapis pretiosus“ und vier Begleitsteinen gruppieren sich vier gleichartige Halbfiguren Christi, am Kreuznimbus kenntlich. Diese Gestaltungsweise ist von verschiedenen langobardischen Kreuzen bekannt, auf das Ganze läßt sich mit dem Vers aus den „Carmina Orientio Tributa, De Trinitate“ anspielen:

„Tot regit ipse plagas, caeli quot crux videt oras“.

Im Kontrast zu dem beschriebenen Buchdeckel sei das winzige Brustreliquiar aus der Pfarrkirche von Muotathal (Schwyz) genannt, das mit ihm die Ikonographie der „tria genera animantium“ gemeinsam hat.²⁰⁾ In der Mitte des leider beschädigten Kreuzes, zwischen Sol und Luna, saß ursprünglich wohl ein Edelstein. Die flankierenden Vögel zu Häupten, und zwei Fische zu Füßen des Kreuzes sind an diesen Plätzen bereits vertraute Motive, die Vierfüßler darunter vervollständigen die biblischen Tiergattungen. Das Besondere der Anordnung liegt jedoch darin, daß die beiden Vierfüßler sich einer Vase mit Kreuz zuwenden. Vielleicht darf angenommen werden, daß dieses seit dem frühen Christentum bekannte paradiesische Motiv hier deshalb als ein eigenes Bildmotiv erscheint, weil es einer liturgischen Funktion des Kästchens als Chrismale entsprechen sollte. Ein liturgischer, eucharistischer Kontext bestätigt sich von den Schmalseiten des Kästchens her, an dem stilisierte Weinreben gegeben sind. Es ist wichtig, diesen sinnvollen Bezug verschiedener Teile desselben liturgischen Objekts für unser Verständnis nutzbar zu machen. Belangreich ist sodann auch der Platz, an dem ein bestimmtes Motiv erscheint. Vergleicht man nämlich diese Schmalseite des Muotathaler Reliquiars mit seiner – geographisch wie in der Gattung – weit entfernten Altarschranke aus



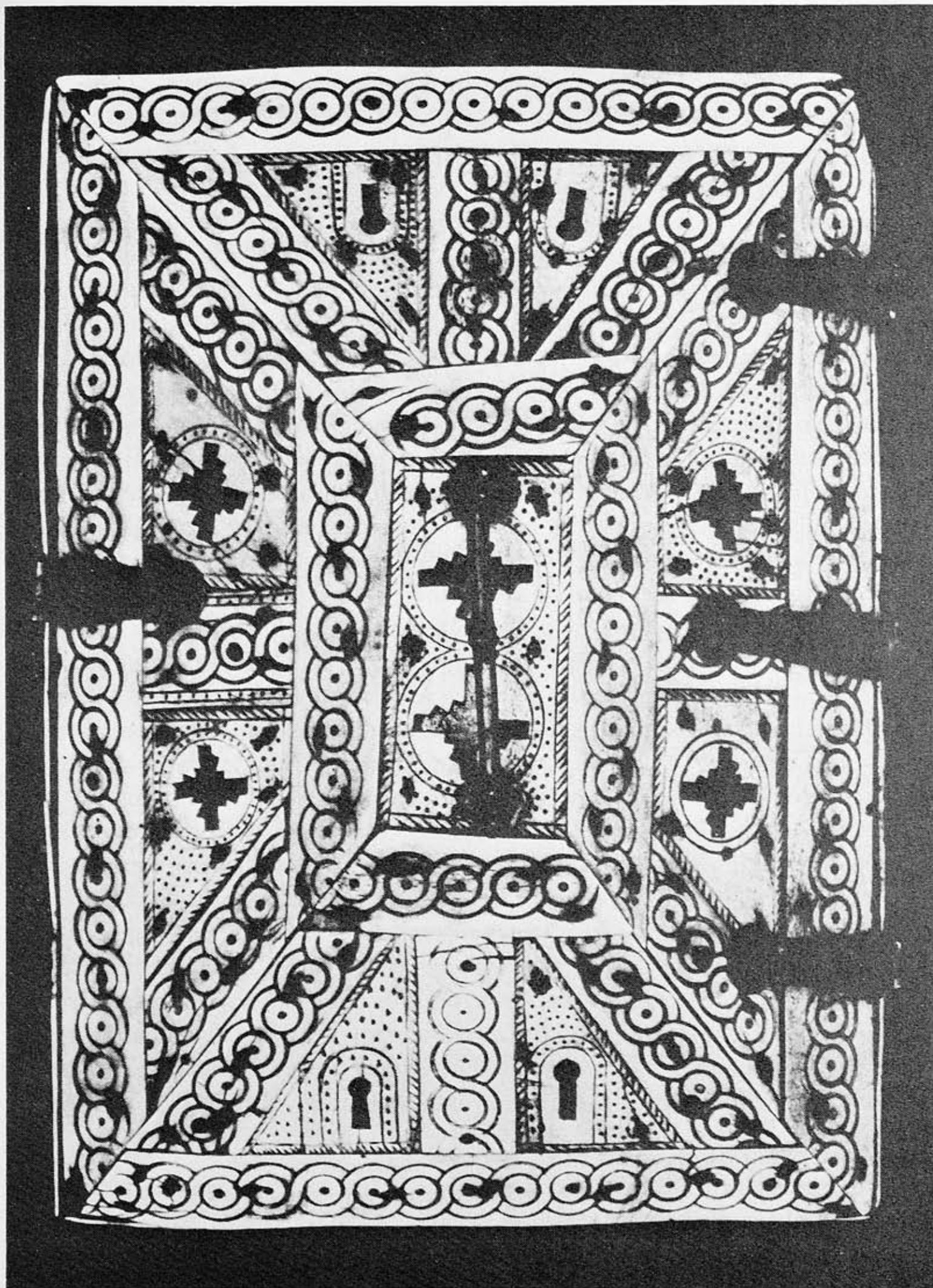
*Abb. 8: Evangeliereinband, Rückseite
Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek*

Sta. Maria de Naranco in Oviedo²¹⁾), dann erhellt der Dekor des Kästchens nicht nur als symbolischer Zierat, sondern zugleich als funktionelles Glied im liturgischen Ensemble des Miniatur-Heiligtums, und dies in konkreter Beziehung zur liturgischen Architektur.

Die darin beobachtete Verbindung von Motiven der Kleinkunst mit der architektonischen und plastischen Umgebung des Altars ließe sich weiter verdeutlichen aus einer Gegenüberstellung der beinernen Reliquienbursa aus St. Peter in Salzburg, heute in The Cloisters New York, mit einer steinernen Altarschranke in Aquileja.²²⁾ Der Vergleich ist nicht neu, kann aber hier vertieft werden. Das Rankenkreuz der Schauseite des Reliquiars als Kennzeichnung des geheiligten Inhalts wird in vertrauter Weise oben von Vögeln begleitet; in den unteren Kreuzzwickeln sieht man in Rechteckfeldern das übereckstehende Quadrat mit rückwärts blickenden Tieren. Alle diese Motive kehren abgewandelt in der verglichenen Transenne wieder, zusammen mit dem gemeinsamen vegetabilischen Kontext und vierfach wiederholten gegenständigen Vögeln, als längst vertrauten paradiesischen Anspielungen.

Anschließend an die bisher schon besprochenen Schrankenmotive aus dem christlichen Altarraum mag daran erinnert werden, daß bei anderer Gelegenheit der Zusammenhang zwischen Altarschranken und Eingangsminiaturen liturgischer Handschriften aufgezeigt worden ist. Die Gegenüberstellung zwischen den Altarschranken aus der Blacherniotissa in Arta, in einer Rekonstruktion von Orlandos, und den Eröffnungsminiaturen in der griechischen Leo-Bibel des Vatikans kann zeigen, daß dies nicht nur für den westlichen Bereich gilt.²³⁾ Dem ambivalenten Charakter solcher Schranken und Eingangsbilder, als abgrenzenden wie auch eröffnenden Zeichen, entspricht das verheißungsvolle, lebenspendende Xylon Zoës in Verbindung mit dem Chi-Motiv. Es bedarf kaum des erinnernden Hinweises, daß der gleiche Bildtyp „Kreuz mit Palmetten“ an Reliquiaren, v. a. Staurotheken, vielfach begegnet. Aber die in der Leo-Bibel gewählte Verbindung mit dem Chi, in dem wieder die bekannte weltbildliche Chiffre anklingt, ist immerhin selten.

Mit dem ottonischen Buchdeckel des Cod. Guelfin. 426 der Wolfenbütteler Bibliothek kehren wir zwar in den abendländischen Umkreis zurück, verbleiben aber gleichzeitig bei den eben berührten Motiven, – Kreuz, Chi und Pflanzenmuster. Die Schauseite des Deckels trägt eine elfenbeinerne Darstellung Christi am Kreuz, eingebettet in eine Diagonalform (Abb. 7). Sie erfaßt den ganzen Rahmen mit seinen gewölbten Hornplatten, die dem Ganzen einen nahezu plastischen Charakter verleihen. Auf der Rückseite wird eine zweite Chi-Form entwickelt aus kraftvoll getriebenen Blättern, die mit den Bronzeknäufen des Siebenarmigen Leuchters im Essener Münster stilistisch zusam-



*Abb. 9: Deckel eines kölnischen Beinkästchens
Esztergom, Christliches Museum*

mengehen (Abb. 8). Die vegetabilische Ordnung begründet, wenn man beide Teile des Einbandes zusammensieht, eine Art Sockel für die Kreuzigung der Gegenseite, für die das kleine mittlere Quadrat gleichsam die Basis abgibt. Es zeichnet sich, wenn diese Sehweise richtig ist, eine neue Art von Bildhaftigkeit ab, die aus der Fläche ins Plastische und Räumliche drängt.

Dies läßt sich über verschiedene Stufen verfolgen, unter Verwendung wechselnder figürlicher und symbolischer Vokabeln. Doch sollte die Möglichkeit rein zeichnerhafter Vereinfachung nicht aus dem Auge gelassen werden. Das erste Beispiel läßt sich am Einband des Theophanu-Evangeliars im Essener Münsterschatz aufzeigen, in einem von unten nach oben aufsteigenden Bilde.²⁴⁾ Zugleich deutet sich auch hier die Steigerung vom flächengebundenen Bilde zum Räumlichen an. Die komplexe Darstellung ist als Abbild eines Gotteshauses angesprochen worden, vom apsidalen Bilde des triumphierenden Christus über die von Heiligen umstandenen Arkaden des Kirchenschiffs bis zum Kultbild der Gottesmutter, mit der Stifterin zu ihren Füßen. Das Elfenbeinbild der Kreuzigung würde den Altar vertreten bzw. das mit ihm verbundene liturgische Mysterium. Die chi-förmige Grundgestalt des Buchdeckels deutet wiederum einen weltbildlichen Anspruch an. Ein solcher dürfte aber auch etwa in einem gänzlich zeichnerhaft gestalteten Werkchen wie dem Deckel eines Beinkästchens im Museum von Zug angesprochen sein.²⁵⁾ Eine Chiffre, die weiterhin auf einem Beinkästchen aus Flensungen im Museum zu Darmstadt wiederkehrt²⁶⁾ und – in besonders deutlicher Ausgestaltung – auf dem gewalmten Deckel eines kölnischen Beinkästchens im Christlichen Museum zu Esztergom (Abb. 9). Zu diesem aber kann es kaum eine überzeugendere Gegenüberstellung geben als die mit dem Deckel des Codex Aureus von Echternach in Nürnberg (Abb. 10). Was dort rein zeichnerhaft sich darbietet, ist hier im Zusammenwirken von chiffrenhafter Struktur und figürlichen Darstellungen deutlich lesbar zum Ausdruck gebracht: die beiden einander durchdringenden Kreuze werden begleitet und interpretiert von den Vierergruppen der Evangelistensymbole und der Paradiesesflüsse. Das Elfenbeinrelief des Gekreuzigten sollte man wohl verstehen im gleichen Sinne, wie der schon zitierte Paulinus von Nola das Triumphkreuz auf dem Paradieshügel beschrieb:

„Petram superstat ipsa petra ecclesiae,
De qua sonori quattuor fontes meant:
Evangelistae viva Christi flumina.“

Hier beginnen die formalen Möglichkeiten frühmittelalterlicher Zierkünste sich auszuweiten im Sinne wirklicher plastisch-räumlicher Gestaltungen. So ist

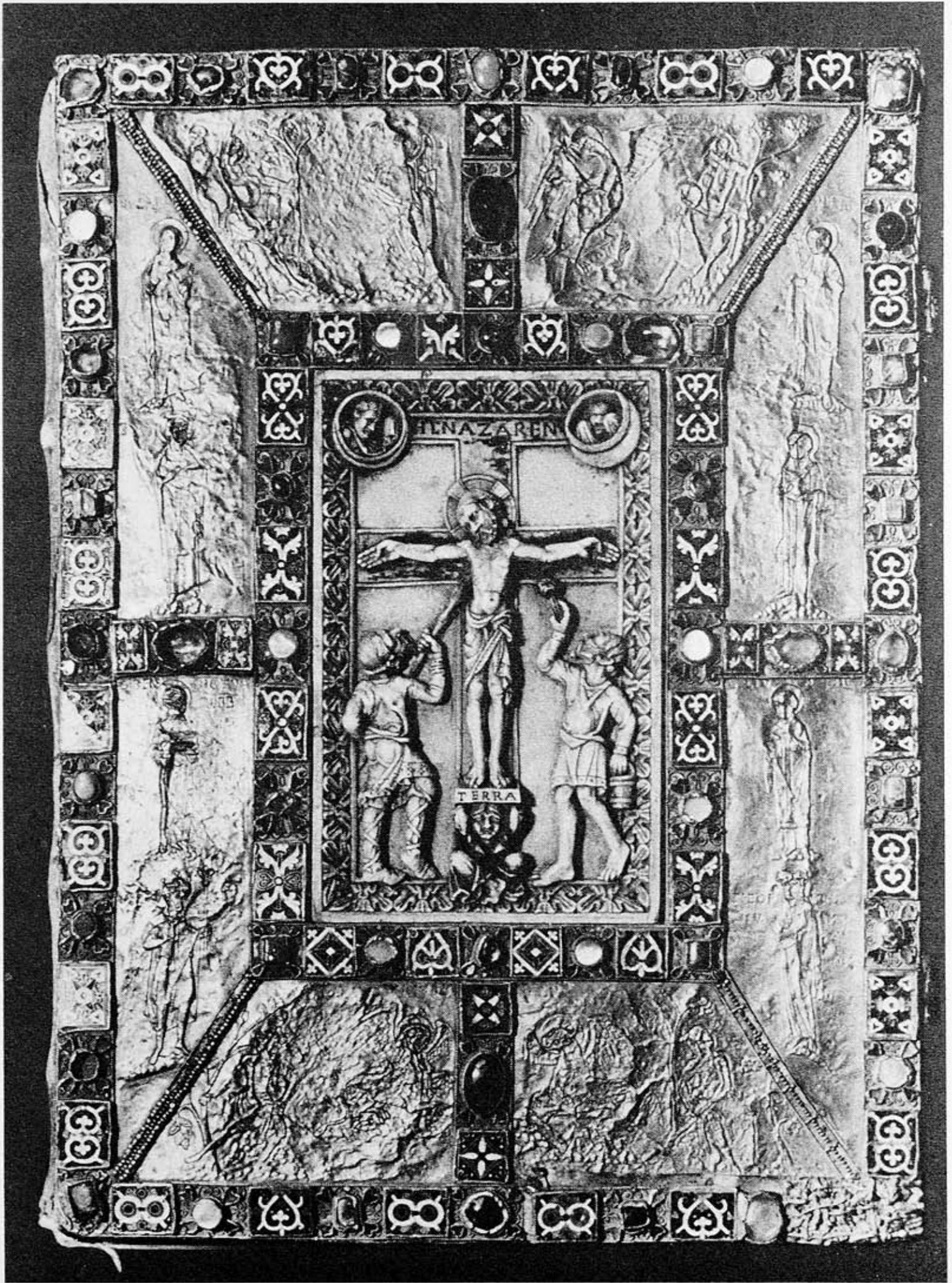


Abb. 10: Einbanddeckel des Codex Aureus von Echternach
Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum

dies zu beobachten an einer Reihe von Kreuzfüßen, von denen ein Beispiel aus Hannover hervorgehoben sei.²⁷⁾ Die Basis entspricht, von oben gesehen, in überraschender Weise der wiederholt zitierten Schauseite der Engerer Burse (Abb. 3). Vor vielen Jahren waren schon an einem Parallelstück im Churer Domschatz die darin enthaltenen kosmologischen Zusammenhänge aufgezeigt worden.²⁸⁾ In der plastischen Weiterführung der Grund-Chiffre steigt über den plastischen Eckfiguren der Evangelisten mit den Paradiesesflüssen die von Engeln getragene Säule auf, über der das Kreuz heute fehlt. Daß der Gekreuzigte zugleich als „secundus Adam“ verstanden wurde, erweist sich aus der Verbindung mit dem Adamsgrab in der Aedicula der Basis.

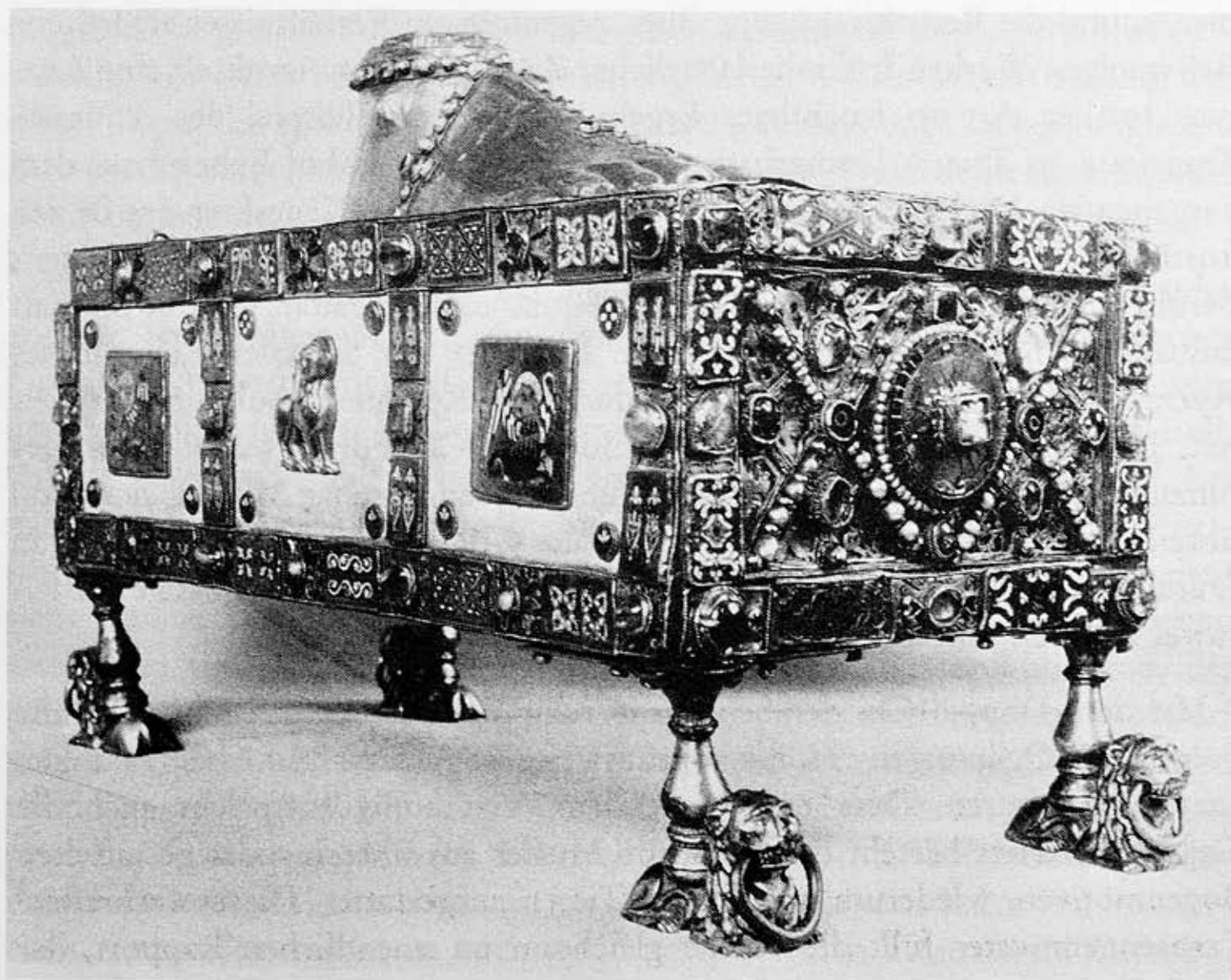
Eine Abwandlung des gleichen Schemas und der gleichen Bildabsicht bietet der Siebenarmige Leuchter im Essener Münster.²⁹⁾ Die Ecken der Basisplatte, die u. a. mit der Struktur des Echternacher Deckels übereinstimmt, sind von den Personifikationen der vier Winde besetzt, in Andeutung der Himmelsrichtungen und zugleich des Namens ADAM, der aus ihren Anfangsbuchstaben gelesen wurde. An die Stelle des Kreuzes ist hier ein neues Motiv getreten, die neutestamentliche Menorah als „Lux Mundi“. Die mächtigen Leuchterarme sind mit Knäufen in teilweise durchbrochenem, vegetabilischem Dekor besetzt. Diese paradiesischen Motive weisen hin auf den apokalyptischen Sinngehalt des Leuchters an seinem Ort und im weiteren Zusammenhang mit einer triumphalen Kreuzsäule im gleichen Münster.

Mit einer letzten Gruppe frühmittelalterlicher Reliquiare kehren die hier vorgetragenen Überlegungen zur unfigürlichen Ikonographie zurück zu einer möglichst reinen Zeichenhaftigkeit, um die Absichten dieser Kunst denkbar ungetrübt hervortreten zu lassen. Ein Reliquienkästchen im Erzbischöflichen Museum zu Utrecht (Abb. 11), dem eine treffende Parallele in der Schatzkammer von Beromünster an die Seite zu stellen ist,³⁰⁾ zeigt auf der Schauseite ein Kreismedaillon mit Steineinlage, zwischen zwei tautologischen Rankenkreuzen. Auch die Deckelschräge trug einen – leider verlorenen – Edelstein, flankiert von zwei kleinen sphärischen Rauten, wie sie schon oft festzustellen waren. Die übrigen Felder sind mit pflanzlichen Motiven in Kerbschnitttechnik gefüllt, an der Rückseite erscheint noch eine Vase, aus der Ranken sprießen: der heilbringende, paradiesische Inhalt des Kästchens, in dem vielleicht sogar die Eucharistie geborgen wurde, drängt gleichsam nach außen, in gegenseitiger Steigerung der aufeinander bezogenen Motive.

Das doppelte Kreuz auf dem Utrechter Kästchen erinnert nicht nur wieder an die Schmalseiten der Altäre von Mailand und Freiburg (Abb. 1–2). Die formale und inhaltliche Spannweite des Motivs kann auch noch in vertiefter



*Abb. 11: Reliquienkästchen, Vorderseite
Utrecht, Erzbischöfliches Museum*

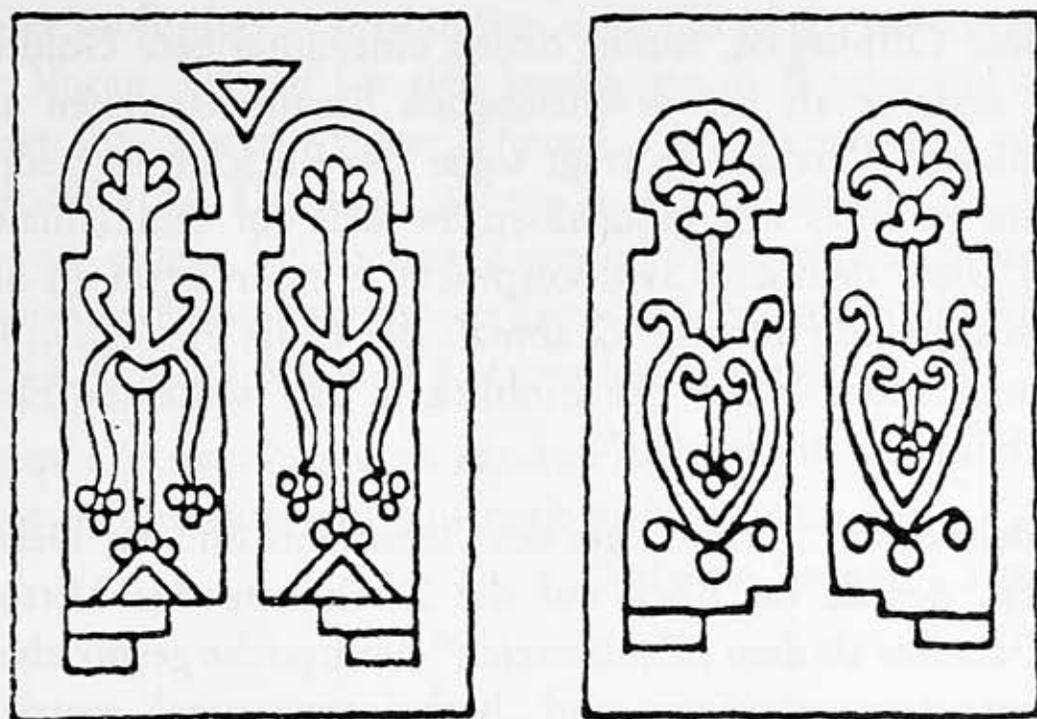


*Abb. 12: Andreasschrein, Schrägansicht
Trier, Domschatz*

Weise gekennzeichnet werden durch eine Gegenüberstellung von Altarschranken aus Sta. Prassede in Rom mit dem Theuderich-Reliquiar aus St. Maurice.³¹⁾ Das tertium comparationis zwischen den beiden so ungleichen Denkmälern mit ihren Doppel-Chi-Ordnungen liegt vor allem in der verwandten Bestimmung als sakraler Kennzeichnung und Eingrenzung eines liturgischen Bezirkes, hier des Kästchens, dort des Altarraumes. Die gleiche Komposition begegnet wieder in einer Miniatur des Codex Aureus von St. Emmeram in München.³²⁾ Auf dem Eingangsblatt zum Markus-Evangelium erscheint der segnende Christus von einem rautenförmigen Hoheitsraum umschlossen, zwischen zwei Chi-Formen. Dies ist nah vergleichbar der Komposition auf dem Deckel des Ellwanger Kästchens in Stuttgart, das wie die Miniatur in spätkarolingische Zeit zu datieren ist.³³⁾ Übereck-stehendes Quadrat und Doppel-Chi schließen sich zusammen zu einer Struktur, in die die Hand Gottes und die Personifikationen der sechs Planeten eingefügt sind: eine eindeutige weltbildliche Kennzeichnung der zugrundegelegten geometrischen Chiffre. Die Alliteration an das Paradiesische liegt im Rankendekor vor, mit dem alle Teile des Kästchens verziert sind.

Das Ellwanger Kästchen war nicht das erste kultische Gerät solcher Art, dessen volles semeiotisches Verständnis die Einbeziehung aller seiner Elemente, und die Berücksichtigung ihres gegenseitigen Verhältnisses erforderte. Bei wenigen Werken frühmittelalterlicher Zierkunst aber vermittelt eine Analyse solcher Art so fruchtbare Ergebnisse wie am Beispiel des Andreas-Tragaltars im Trierer Domschatz, einer Stiftung Erzbischof Egberts aus dem ausgehenden 10. Jahrhundert (Abb. 12). Der kultische Charakter des in den kostbarsten Materialien und raffiniertesten Techniken gearbeiteten Kastens beruht auf seiner Doppelfunktion als Reliquiar und Tragaltar: die eine bildhaft faßbar in einem plastisch aufgesetzten Fuß, der zur Sandalen-Reliquie des Apostels Andreas gehört, die andere durch ein Reliquiensepulcrum bezeichnet. Die Schauseite zeigt wieder die doppelte Chi-Form, wobei besonders hinzuweisen ist auf eine Filigranraute, die der quadratischen Mitte absichtsvoll unterlegt ist. Zu notieren ist ferner, daß die Grundfläche mit Tiermotiven in Durchbruchsarbeit (*opus interrabile*) gefüllt ist. Leider ist das einstige Mitteljuwel verloren und nur unzureichend ersetzt.

Mit dem Doppel-Chi der Schauseite reiht sich der Andreasschrein in die Folge jener Ordnungen ein, die vorzugsweise an Altären und Altarschranken anzutreffen waren. Dem entsprechenden Verständnis entspricht auch die Gegenseite. Hier besteht das ordnende Muster aus übereinander gestaffelten Bogenmotiven, wiederum mit kleinen Tieren ausgestattet. Dieses verbreitete Transennenmuster füllt die Fläche gleichsam im unendlichen Rapport, der



*Fig. c: Andreasschrein, Emailfensterchen von der Seite
Trier, Domschatz*

andererseits zentral gesammelt wird in einer Art Scheibenfibel mit roten Zelleneinlagen und goldener Kaisermünze.³⁴⁾ Die bemerkte Durchlässigkeit der Wände des Andreasschreines erscheint liturgisch in hohem Maße sinnvoll. Sie entspricht der Bemühung im frühchristlichen Reliquienkult, die Reliquien möglichst in greifbare Nähe zum Menschen zu bringen, sie zu „erschließen“, wie dies vor allem beim Konfessionsaltar geschieht. Gewiß nicht zufällig war dieser Typus des Heiligengrabes mit „fenestella confessionis“ in karolingischer Zeit wieder aufgenommen worden, – es sei auf Sta. Prassede in Rom und auf den Konfessionsaltar in S. Ambrogio in Mailand verwiesen.

Wie schon gezeigt, drängt der heilskräftige Inhalt von Reliquiaren oder anderen Kultgeräten vielfach von innen nach außen, in Gestalt paradiesischer Flora. Am Egbertschrein ist dieser Vorgang an den prächtigen Blütenmustern der Emailplättchen zu beobachten, mit dem die Rahmenleisten besetzt sind, von denen manche auch wieder als abschränkende Motive gebildet sind. Bei näherem Zusehen läßt sich noch eine weitere Vertiefung – im wahren Wortsinne! – dieses Bildgedankens feststellen. Auf den vertikalen Rahmenstreifen sieht man je zwei Goldplättchen, die von Doppelfensterchen durchbrochen erscheinen und durch die der Betrachter, idealiter hindurchblickend, die paradiesischen Blüten des Reliquiarinhalts sieht (Fig. c). Ein letztes Mal darf von diesem bildlich klar ausgewiesenen Beispiel die Verbindungslinie gezogen werden zu einem völlig bildlosen Objekt, dem schon berührten Reliquienkästchen aus Esztergom (Abb. 9). Hier wird dem Betrachter kein anderer bildlicher Anhaltspunkt geboten als die kleinen Durchbrüche in Form von Fensterchen, verbunden wiederum auch mit durchbrochenen Transennen. Offenbar

„meinen“ diese Öffnungen, hinter denen eine unterlegte Goldfolie sichtbar wird, nichts anderes als die beschriebenen Emailfensterchen am Andreaschrein. Zu diesem Verständnis trägt sogar der Blick in das geöffnete Innere des Kästchens bei, das mit goldgelben Sternen auf dunkelblauem Grunde bemalt ist.³⁵⁾ Diese deutliche Symbolsprache erinnert etwa an die musivisch ausgestatteten Gewölbe des sog. Grabmals der Galla Placidia in Ravenna, wo sich in entsprechender Weise der Einblick in das funkelnde Firmament des verheißenen Himmels erschließt.³⁶⁾

In einem Beitrag zur „Ikonologie des Ornaments und der Dekoration“ hat G. Bandmann, gerade im Blick auf die Zierkünste des Mittelalters, vom christlichen Paradies als dem „Zauberreich“ der Epoche gesprochen, das durch jene Ornamente vergegenwärtigt und „herbeigezwungen“ wurde. Im Vorangehenden ist versucht worden, das damit angesprochene Phänomen aus der Analyse frühmittelalterlicher Kunstwerke in möglichst vielfältiger Weise zu erhellen. Dabei konnte nicht verborgen bleiben, in welchem hohem Maße sakrale Tautologien, Wiederholungen mit wechselnden Vokabeln, aber gleichgebliebener Aussage und Zielsetzung diesen Versuch begleitet haben, und stets begleiten müssen. Vom Methodologischen her hatte sich bei Untersuchungen dieser Art schon bald ein monographisches Vorgehen als besonders fruchtbar erwiesen. So kommt es, daß es überwiegend Einzelstudien sind, mit denen Beiträge zu einer „Ikonographie unfigürlicher Formen“ bisher erbracht werden konnten. Ihre Bedeutung für das Verständnis besonders der frühmittelalterlichen Kunst kann nicht mehr übersehen werden.

Die beiden abschließend erneut genannten Beispiele haben bei der Entwicklung der neuen Sehweise selber eine wichtige Rolle gespielt. An den Kreuzfeldern des Adelhausener Tragaltars (Abb. 2) ist zum ersten Male die Möglichkeit dargetan worden, eine abstrakte Komposition als individuelle, sogar personale Chiffre, als christologisch zu verstehende Bildaussage zu lesen. Am Beispiel der Stele von Moselkern (Abb. 4) konnte zuerst die Verbindung von Himmelskreuz und Umfassungsfigur aufgezeigt und aus dem Kontext der paulinischen Kreuzigungstheologie entschlüsselt werden: es sei nochmals an die daran anschließende Theologie der „recapitulatio“ erinnert, die in den „tria genera animantium“ eine für das Frühmittelalter wichtige und in erstaunlich zahlreichen Beispielen erhaltene künstlerische Verwirklichung gefunden hat. Als entscheidend ist schließlich die Weiterführung solcher Grundvorstellungen durch alle unterschiedlichen künstlerischen Dimensionen hindurch anzusehen, eine Sehweise, die sich auf die frühen Kirchenväter und ihr Verständnis der berühmten, auf die „figura crucis“ zu beziehende Stelle in Eph. 3, 18 berufen kann: „... ut possitis comprehendere cum omnibus sanctis, quae sit latitudo

et longitudo et sublimitas et profundum . . .“. Es dürfte naheliegen, hier auch eine geistige Voraussetzung für den beobachteten Wechsel in die plastisch-räumliche Gestaltungsweise dieser Thematik zu erkennen. Auch dafür darf schon das Moselkerner Denkmal stehen. In der reinen Chiffre des Tragaltars wie in der von einem figürlichen Element mitbestimmten Stele greift die frühmittelalterliche Kunst weit hinaus über bloße paradiesische Metaphern zur zeichenhaften Erfassung des vom Kreuze durchdrungenen All:

Cunctaque de membris vivit natura creantis,

Et cruce complexum Christus regit undique mundum.

(Sedulius Scotus, Carmen Paschale)

Abbildungshinweise

- 1) R. Jaeger, in: Jahrb. d. DAI 45/1930, p. 91 ff.
- 2) V. H. Elbern, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 10/1971 und 13/1974, Abb. 30.
- 3) J. Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms. Freiburg i. Br. 1903, Taf. 25.
- 4) H. Kühn, in: IPEK 17/1941–42. p. 130 ff.
- 5) F. Weege, in: Jahrb. d. DAI 1913, Taf. VI.
- 6) H. v. d. Gabelentz, Mittelalterliche Plastik in Venedig. Leipzig 1903, p. 96, Abb. 2.
- 7) Elbern, in: Niederdeutsche Beiträge a. a. O., Abb. 46, 87.
- 8) W. A. van Es, in: Festoen, opgedr. aan A. N. Zadoks-Josephus Jitta. Groningen-Bussum 1976, p. 249 ff., Farbtafel.
- 9) F. W. Deichmann, Frühchristliche Bauten und Mosaiken von Ravenna. Baden-Baden 1958, Abb. 220.
- 10) V. H. Elbern, in: Bonner Jahrbücher 155–156/1955–56, Taf. 31, 4.
- 11) Ebda. Taf. 36, 3.
- 12) Elbern, in: Niederdeutsche Beiträge a. a. O., Abb. 13–14.
- 13) Ebda. Abb. 97.
- 14) Ebda. Abb. 101, 98.
- 15) Ebda. Abb. 99.
- 16) H. Kühn, in: IPEK 18/1949–53, Abb. 10.
- 17) B. Teyssèdre, in: Gazette des Beaux-Arts 102/1960, p. 25 Abb. 8.
- 18) Elbern, in: Niederdeutsche Beiträge a. a. O., Abb. 106.
- 19) A. Greifenhagen, Antike Kunstwerke. Berlin 1966, Abb. 97.
- 20) V. H. Elbern, in: Corolla Heremitana. Olten/Freiburg i. Br. 1964, Abb. 1–4.
- 21) Catal. Arte Asturiano Prerrománico del Museo Arqueológico Provincial. Oviedo 1961, Nr. 10.
- 22) H. Fillitz, in: Jahrb. d. Kunsthistor. Samml. in Wien 54/1958, Abb. 1, 26.
- 23) V. H. Elbern, in: Miscellanea Medievalia 8. Veröff. d. Thomas-Inst. d. Univ. Köln. Berlin/New York 1971, Abb. 2, 4.
- 24) E. Medding-Alp, Rheinische Goldschmiedekunst in ottonischer Zeit. Koblenz 1952, Abb. 39.
- 25) V. H. Elbern, in: Das Münster 25/1972, Abb. p. 316.
- 26) Ebda. Abb. p. 314.
- 27) O. v. Falke/E. Meyer, Bronzegeräte des Mittelalters I. Berlin 1935, Abb. 147.
- 28) Ebda. Nr. 148 c.

- 29) *Elbern*, in: *Niederdeutsche Beiträge a. a. O.*, Abb. 94.
- 30) *Ebda.* Abb. 116/117.
- 31) *Ebda.* Abb. 109.
- 32) *Ebda.* Abb. 113.
- 33) *Ebda.* Abb. 111.
- 34) *Medding-Alp*, *Rheinische Goldschmiedekunst a. a. O.*, Abb. 5.
- 35) *V. H. Elbern*, in: *Kunst als Bedeutungsträger (Gedenkschr. f. G. Bandmann)*. Berlin 1978, Abb. 3.
- 36) *Deichmann*, *Frühchristliche Bauten und Mosaiken von Ravenna a. a. O.*, Abb. 19.

Die Generalversammlung in Aachen

vom 4.–8. Oktober 1980

Aquisgranum und die Pfalzkapelle Karls des Großen, Krönungsort der deutschen Kaiser, waren 1980 der Versammlungsort der Görres-Gesellschaft. Das Ehrenpräsidium stellte eine würdige Repräsentation der Stadt und des Landes dar: Johannes Rau, Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, S. E. Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen, Kurt Malangré, Oberbürgermeister der Stadt Aachen, und Magnifizenz Professor Dr. Günter Urban, Rektor der Technischen Hochschule Aachen. – Die Tagung begann mit einer sachkundig geführten Stadtbesichtigung. Am Abend entwickelte Professor Dr. Eugen Ewig (Bonn) in einem ebenso umfassenden wie detaillierten Vortrag „Lothar I. und die Krise des *imperium christianum*“ die neue Teilungsordnung der *francia* im 9. Jahrhundert. Aachen war damals das Zentrum des *imperium christianum* und dann des Teilreiches Lothars I. und Lothars II. Einer der Ursprünge der politischen Gliederung des späteren Europa wurde festgelegt.

Das Pontifikalamt zelebrierte Bischof Hemmerle im Dom, dessen zentraler Bauteil die nahezu zwölfhundert Jahre lang stehende Pfalzkapelle ist. Ein Grundgedanke seiner Predigt war der, daß es möglicherweise nicht der christliche Glaube sei, der mit der gegenwärtigen Denkungsart schwer vereinbar sei; doch dem modernen Menschen falle es schwer, an den Glauben zu glauben. Der Festakt im Krönungssaal des Rathauses wurde zunächst durch einen persönlich herzlichen und sachlich gewichtigen Grußwechsel zwischen dem Herrn Ministerpräsidenten Johannes Rau und dem Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Professor Dr. Paul Mikat, geprägt. Der Präsident betonte in seiner Begrüßung die Entwicklung der Görres-Gesellschaft zu einer internationalen Gesellschaft und stellte zwei Hundertjährige vor: eine Bibliographie, die die Publikationen der Görres-Gesellschaft von 1876–1976 erfaßt (H. E. Onnau) und den hundertsten Band des Historischen Jahrbuchs. Ein besonderes Gedenken widmete er Hubert Jedin. – Den „Ehrenring“ verlieh die Görres-Gesellschaft im Jahre 1980 an Professor Dr. Johannes Broermann, den bedeutenden Verleger. In der Laudatio würdigte Professor Dr. J. Heinz Müller (Freiburg i. B.) sowohl die politischen wie die verlegerischen Aktivitäten dieses vielseitigen und für die Wissenschaften bedeutenden Mannes. Im Festvortrag stellte Professor Dr. Dr. Heinrich Schipperges „Eine summa medicinae bei Albertus Magnus“ vor, dessen Todestag sich 1980 zum 700. Mal jährte. Anthropologie, Pathologie und Therapie wurden durch charakteristi-

sche Beispiele aus den „opera“ erläutert und ein interessanter wissenschaftsgeschichtlicher Bezug zur gegenwärtigen Lage der Medizin hergestellt. Am Abend empfing die Stadt Aachen die Teilnehmer der Generalversammlung im Krönungssaal des Rathauses. Die Atmosphäre der Stadt, die sich den Gästen in den engen Straßen rings um das großartige Ensemble von Dom, Katschhof, Rathaus und Markt mitteilte, wurde durch den Empfang und die ebenso gehaltvollen wie herzlichen Worte von Oberbürgermeister Kurt Malangré für jeden erlebbar.

In den öffentlichen Vorträgen gab Professor Dr. J. Heinz Müller (Freiburg i. B.) einen Durchblick durch das dem Laien schwer durchschaubare Gebiet der europäischen Währungen, wobei er vor allem die Schwierigkeiten eines Einklangs von nationaler Währungspolitik einerseits und einem europäischen Währungssystem andererseits herausarbeitete. Professor Dr. Hans Maier betonte in seinem Vortrag „Humanität und Leistung“ ebenso die Problematik des heutigen Leistungsdenkens wie die große Bedeutung, welche die Leistung für den Menschen in der heutigen Gesellschaft gewonnen hat. Mit dem Vortrag von Professor Dr. Alfred Schieb (Aachen/Köln) „Umweltschutz als Herausforderung. Der Einfluß des technischen Fortschritts auf das Schicksal unserer Mitmenschen und Nachkommen“ leistete nicht nur die Technische Hochschule Aachen ihren Beitrag; zugleich stellte sich damit der Redner als Leiter der „Sektion für Naturwissenschaft und Technik“ der Görres-Gesellschaft vor. Wissenschaftlicher Sachverstand sei vonnöten, doch ließen sich – und hier läge eine Aufgabe der Görres-Gesellschaft – auch aus der Tradition des Christentums (Benedikt, Franziskus, Albertus) Hinweise auf ein rechtes Verhältnis von Mensch und Natur gewinnen.

Über das wissenschaftliche Programm, das von 16 Sektionen vorbereitet worden war und 65 wissenschaftliche Vorträge und weitere Diskussions- und Berichtsveranstaltungen enthielt, berichten die Sektionen S. 104 ff.

In der Mitgliederversammlung berichtete der Präsident, daß der Vertrag über die 7. Auflage des STAATSLEXIKONS zwischen dem Herder-Verlag und der Görres-Gesellschaft abgeschlossen worden sei und daß die Arbeiten an der Nomenklatur aufgenommen wurden. Die wissenschaftliche Redaktion steht unter der Leitung des Generalsekretärs. Der Präsident berichtete ferner über einen zwischen der Katholischen Universität Lissabon und der Görres-Gesellschaft abgeschlossenen Kooperationsvertrag. Die „Sektion für Psychologie und Psychotherapie“ wurde umbenannt in „Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie“. Es wurden 27 neue Beiratsmitglieder gewählt. Die nächste Generalversammlung findet vom 3.–7. Oktober 1981 in Passau statt.

Hermann Krings

Begrüßungstelegramm an den Hl. Vater

SUA SANTITÀ
CITTÀ DEL VATICANO

SOCIETAS GOERRESIANA STUDIIS LITTERARUM PROVEHENDIS AQUISGRANI IN ANTIQUISSIMA URBE GERMANIAE A ROMANIS ORIGINEM REPETENTE EADEMQUE IAM CAROLI MAGNI TEMPORIBUS SEDE LITTERARUM CELEBERRIMA RITE CONGREGATA BEATISSIMUM PATREM HOC IPSO ANNO LAETO ANIMO IN PATRIA SUA EXPECTANS PIA FIDELIQUE MENTE CONSALUTAT ORATQUE, UT INTERIM SIBI STUDIISQUE SUIS BENEDICTIONEM APOSTOLICAM PATERNAE CARITATIS PIGNUS IMPERTIAT.

PAULUS MIKAT
PRAESES

Antworttelegramm

SUMMUS PONTIFEX VEHEMENTER EXPOSTULANS UT SOCIETAS GOERRESIANA STUDIIS LITTERARUM PROVEHENDIS CONVENTUM IN PRAESENTI AQUISGRANI AGENS LAETIORES IN DIES FRUCTUS EDERE VALEAT AD UTILITATEM ECCLESIAE HOMINUMQUE SOCIETATIS PETITAM BENEDICTIONEM APOSTOLICAM EIUS MODERATORI CUNCTISQUE SODALIBUS AMANTISSIME IMPERTIT.

CARDINALIS CASAROLI

Konrad Reppen

In memoriam Hubert Jedin (1900–1980)*)

1.

Am frühen Morgen des 16. Juli 1980 ist Hubert Jedin in seiner Wohnung auf dem Bonner Venusberg verstorben, wo er seit 25 Jahren wohnte. Der Tod kam nicht unerwartet; denn seine Kräfte waren, durch Krankheit und Alter bedingt, in den letzten Jahren immer mehr zurückgegangen. Er ist aber aus einem immer noch tätigen Leben abberufen worden.

Hubert Jedin war ein Mensch, zu dem es vor allem gehörte, sich anderen mitteilen zu können. So haben wir ihn zuletzt noch 1978 in Bamberg erlebt, als er den Ehrenring der Görres-Gesellschaft erhielt: als er sprach, da ging geradezu ein Leuchten über sein Gesicht. Seine hellblauen Augen konnten förmlich sprühen, wenn ihm eine geschliffene Formulierung gelungen war, wie sie ihm scheinbar mühelos von den Lippen kam, gelegentlich mit Sarkasmus gewürzt und stets den Kern der Sache betreffend. Er schlug seine Zuhörer in Bann, aber nicht mit Pathos oder rhetorischen Kniffen. Er teilte einfach sich selbst mit. Dann empfand man, daß da ein wirklicher Gelehrter stand, eine Autorität, ein Mann mit viel Begabung und ganz viel geschichtlicher und persönlicher Erfahrung, die ineinanderflossen, und zugleich: ein Mensch. In seinem Leben hatte es auch schwere innere Krisen gegeben; aber das hatte er längst durchgestanden, weil er im Letzten ganz fest im Glauben und damit in sich selbst ruhte. Das Leben hatte den von unten Gekommenen viel geschüttelt, ihn schließlich aber doch nach oben getragen. So vermochte er auf seine Lebensleistung mit der gelassenen Würde natürlichen Stolzes hinabzuschauen.

Für Jedin's Lebensgeschichte bieten sich drei Stichworte als Kapitelüberschriften an: Schlesien, Rom und Bonn.

*) Ansprache bei der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Aachen am 7. Oktober 1980. Den Ausführungen liegt Jedin's autobiographischer „Lebensbericht“ zugrunde, den ich vollständig zu publizieren beabsichtige, sowie sein ab 1943 geführtes Tagebuch. Von Einzelnachweisen habe ich daher abgesehen. Teile des Lebensberichts sind vorweg verarbeitet oder publiziert in *Anzeiger für die katholische Geistlichkeit* 86 (1976), italienische Übersetzung in *Humanitas* 26 (1976); Supplementheft 38 der *Römischen Quartalschrift* (1977); *Archiv für schlesische Kirchengeschichte* 37 (1979).

Wir beginnen mit Schlesien. Jedin kam aus der bäuerlich-handwerklichen Welt des deutschen Ostens und hat sich zeitlebens zu dieser 1945 unwiederbringlich zerstörten Heimat bekannt. Er war am 17. Juni 1900 als das jüngste von zehn Kindern eines Dorfschullehrers in einem kleinen oberschlesischen Bauerndorf, Großbriesen (Kreis Grottkau), geboren. Für seinen Vater war der Lehrerberuf Anfang zu sozialem Aufstieg durch Bildung; seinem Bildungshunger konnte er jedoch kaum frönen; denn um seine große Familie durch- und weiterzubringen, mußte er die mit dem Haupt- und den Nebenämtern verbundene Landwirtschaft selbst betreiben. Jedin kommt also aus einem Bauernhaus, das zugleich eine Zwergschule war. Diese hatte keine hochgestochenen Bildungsziele, aber das, *was* sie wollte, leistete sie auch. Sie vermittelte so viel sicheres Grundwissen, daß alle drei Söhne des Lehrers zum Gymnasium gehen und später studieren konnten. Dazu mußten die Eltern jedoch auf eigene weitere Persönlichkeitsentfaltung verzichten, weil dies Geld gekostet hätte. Man brauchte in einem solchen Hause nie zu hungern, mußte jedoch immer sparen, kam mit diesem Rechnen aber auch voran.

Die Kirchlichkeit der Eltern Jedin's war unterschiedlich: der Vater ein korrekter Katholik, die Mutter, eine getaufte Jüdin, tief religiös, aber ohne jeden konvertitenhaften Übereifer. Auf sie hat Jedin die Nüchternheit und die Zähigkeit zurückgeführt, die ihm eigen waren, auf den Vater die Phantasie und den elementaren Drang nach Wissen, der Voraussetzung aller Gelehrsamkeit ist.

Für seine weitere Prägung ist die Gymnasialzeit in Neiße (1911–1918) nicht minder bedeutsam geworden als die anschließenden Studentenjahre. Da war einmal das humanistische Gymnasium preußischen Zuschnitts. Dort lernte man, was ein künftiger Gelehrter braucht: Lernen, Abstraktionsvermögen, Einsichten klar zu formulieren, und nicht zuletzt: sich einen sehr breiten Fundus von Tatsachenwissen und geistiger Tradition als Bildung anzuverwandeln, nicht nur die Tradition der alten Sprachen.

Neben die Schule trat als neue Lebenswelt für das Dorfkind das bischöfliche Konvikt. Hier begegnete es Priestern um die vierzig, ganz starken und modernen Persönlichkeiten. Sie haben ihn, als er fünfzehn war, für den Quickborn gewonnen und seinen Weg zum Priestertum vorbereitet. Quickborn: das bedeutete bewußtes Sich-Absetzen von manchem Konformismus der Erwachsenenwelt, bedeutete Wandern, bedeutete Selbstbildung als Lebensaufgabe, bedeutete aber auch einen moralischen Rigorismus, der den Bogen überspannen mochte, und bedeutete, weniger prinzipiell als tatsächlich,

einen Hang zum Unpolitischen. Der Entschluß zum Theologie-Studium war für Jedin nicht Ergebnis komplizierten inneren Ringens, sondern unproblematische Konsequenz der Konviktszeit.

Nach einem kurzen militärischen Intermezzo hat Jedin von 1918–1923 in Breslau studiert, 1920/21 von zwei auswärtigen Semestern in München und Freiburg unterbrochen. Wir wissen wenig von der Wirkung des Studiums auf die weitere Formung der Persönlichkeit. Offensichtlich ist Jedin durch keinen seiner akademischen Lehrer besonders geprägt worden; er kommt aus keiner besonderen „Schule“ und hat auch selbst später eine solche nicht begründet. Es ist außerdem in diesen Jahren keine besondere Grundsatzfrage an ihn herangetreten, die ihn umgewühlt hätte. Er war auch damals schon kein Mann des rein Theoretischen. Er näherte sich den Problemen nicht durch spekulierendes Grübeln, sondern durch konkretes An- und Hinschauen: Fakten und Tatsachen zählten, nicht Wünsche. Und so, wie er der Natur gegenübertrat, verhielt er sich auch zu den Menschen: unsentimental, aber nicht gefühllos. Das sind lauter gute Vorbedingungen für einen Historiker.

Man wundert sich daher, daß er im Studium einmal geschwankt hat zwischen Dogmatik und Kirchengeschichte. Er blieb aber bei der Kirchengeschichte. Daß der etwas trockene Seppelt sein Doktorvater wurde, ergab sich in Breslau von selbst; daß sein Dissertations-Thema ihn zur Reformationsgeschichte führte, war Zufall; daß er schließlich nicht hauptberuflich Seelsorger geworden ist, sondern gelehrter Theologe, verdankte er einer Entscheidung seines Bischofs Kardinal Bertram, der ihn am 2. März 1924 zum Priester geweiht und von dem Jedin zeitlebens mit dankbarer Achtung gesprochen hat.

Die Doktorarbeit war eingereicht, da kam das Angebot, eine Kaplanstelle am Campo Santo Teutonico neben St. Peter in Rom zu übernehmen. Dies bedeutete, wissenschaftlich weiterarbeiten und danach sich habilitieren zu können. Jedin hat sofort zugegriffen. Damit war über die Zukunft entschieden. Sein Lebensziel wurde die Professur. Dieses Ziel hat er schließlich erreicht, aber mit großen Umwegen.

3.

Der zweite Lebensabschnitt Jedin's mit der Überschrift „Rom“ dauerte, mit zwei Unterbrechungen, bis 1949. Die erste Etappe reichte von 1926–1930. Sie brachte das eigentlich Neue, das sein Leben verwandelt hat: eine ganz neue Kultur trat ihm da entgegen, und er war jung genug, sich dies zu eigen zu machen, an ihr und durch sie geistig zu wachsen; und er war klug genug, sich nicht sofort in die Archive und Bibliotheken zu vergraben, sondern zunächst

die Stadt zu erobern. Das geschah nicht mit den Augen Goethes oder Gregorovius'. Sein erster Gang war nach St. Peter. Neben ihm an der Confessio kniete ein Neger. Da wurde ihm plötzlich die Größe der Weltkirche klar. Das hat ihn überwältigt und in Bann geschlagen. Rom war für Jedin immer mehr als nur historische Reminiszenz und ästhetische Offenbarung, das Eigentliche war für ihn der Sitz der zentralen Regierung der Weltkirche, also ein Stück Leben. All das ging in sein innerstes Wesen ein, wurde Bestandteil seines Mensch- und Christseins. Später hat er auch andere Länder kennengelernt. Das hat ihn bereichert, aber nicht verwandelt, wie das Erleben damals: Italien als ein katholisches Land, Rom als das päpstliche Rom.

Bezeichnenderweise war für Jedin auch dieses Erleben weniger gemütsbetont als sachbezogen. Er ist daher auch immer von antirömischen Ressentiments und antikurialen Affekten frei gewesen, obgleich er, der die Dinge gut kennenlernte, Unzulänglichkeiten und Schwächen der Menschen und des Systems keineswegs übersehen oder gebilligt hat. Er hat aber stets betont, daß man dort mit sachlichen Argumenten *sehr* weit kommen könne. Außerdem bejahte er ein „Recht des Bestehenden“ und betonte, daß sich der Unterschied zwischen Reform und Revolution *daraus* ergibt, ob man dieses Recht anerkennt oder nicht. Die in den Institutionen bewahrte und zu bewahrende Tradition hat er hochgeschätzt und den leichtfertigen Umgang mit ihr als ein großes Verhängnis der letzten Jahre des kirchlichen Geschehens betrachtet. Soweit zum Rom-Erlebnis.

Jedin hat sich sein Thema mit gutem Blick für das Machbare und Interessante gesucht: es war das Leben des bedeutenden Reformers und Ordensgenerals, des großen Augustiner-Theologen beim Trienter Konzil Girolamo Seripando, geschrieben aus dessen umfangreichem, handschriftlichem Nachlaß. An diesem Thema hat Jedin eigentlich erst richtig historisch zu arbeiten gelernt, das heißt: Fragen zu finden, Quellen aufzustöbern und zu bewältigen, mit Akten und Handschriften fertig zu werden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, und die Kunst des Überblicks, des Einordnens und des Weglassens ebenso zu beherrschen, wie das anschauliche Eingehen auf das wichtige Detail, kurzum: sowohl gelehrt wie lesbar zu schreiben. Nicht nur wenn er sprach, sondern auch wenn er schrieb, hat der Historiker Jedin meisterhaft zu erzählen verstanden. Er konnte vom Allgemeinen sprechen, ohne zu simplifizieren, er konnte durch einfache Worte klare Anschaulichkeiten vermitteln. Er wußte eben, wie man den Nagel auf den Kopf trifft. Seine Sätze sind klar gebaut. Man muß nicht zweimal hören oder lesen, um zu verstehen, was er meint. Der Mensch ist eben der Stil. Daher sucht man irgendwelche Gespreiztheiten in Jedins Schriften vergebens.

Im Herbst 1929 waren die weitschichtigen Materialien gesammelt, die ersten Teile der Biographie Seripando's wurden im Sommer 1930 in Breslau als Habilitationsschrift angenommen. Das Ziel schien erreicht. Jedin stand auf dem Universitäts-Kathedr. Er brauchte sich aufgrund seiner wissenschaftlichen Reputation (seine Antrittsvorlesung über die katholische Erforschung der Reformationsgeschichte seit 1876 ist bis heute noch nicht überholt) und seine relativ guten wirtschaftlichen Absicherungen als Fakultätsassistent und Hausgeistlicher keine Sorgen um die Zukunft zu machen; und er wußte sich von der Liebe der Menschen, die ihn umgaben, getragen. Die Jahre 1930–33 in Breslau hat er in der Rückschau als die „glücklichsten“ seines Lebens bezeichnet. Sie waren arbeitsreich, aber beschwingt. Infolgedessen hat er im Winter 1930/31 das Angebot ausgeschlagen, den vakanten Posten des Rektors des Campo Santo Teutonico zu übernehmen. Jedin lehnte ab, weil sein Bischof ein saures Gesicht aufsetzte, und weil den jungen Privatdozenten viel mehr die akademische Karriere reizte als die Prälatur in Rom. Rektor ist dort dann ein Mann geworden, mit dem Jedin sich nie verstanden hat und dem nach seiner Ansicht „alle notwendigen Eigenschaften“ für die Leitung eines Priesterkollegs mit wissenschaftlicher Zielsetzung fehlten. Jedin blieb also hoffnungsvoller Privatdozent in Breslau. Dem hat das Jahr 1933 ein jähes und für Jedin gänzlich unvermutetes Ende gesetzt.

Er war bis dahin ein ziemlich unpolitischer Mensch gewesen. Die Innenpolitik der Weimarer Zeit interessierte ihn nicht, die Außenpolitik war weit weg. Wohl hatten die römischen Jahre das nationale Selbstbewußtsein des jungen schlesischen Doktors gestärkt, weil er durch Vergleich mit dem italienischen Volk die Eigenarten des deutschen Volkes besser erfassen und zugleich bejahren lernte. Seine politische Heimat war das Zentrum. „Mein Kampf“ hatte er nie gelesen. Hitlers Reichskanzlerschaft am 30. Januar 1933 sah er als ein gefährliches Experiment an, empfand aber für Hitlers nationale Ziele (wie er sie verstand) Sympathien. Noch nach dem Wahlsieg der Hitler-Koalition am 5. März war er nicht pessimistisch. Erst die Veränderung des Beamtenrechts Anfang April (Gesetz vom 7. April und Verordnung vom 11. April 1933) machten ihm klar, daß er nun „Nichtarier“ sei, und daß daher der Weg zu einem Lehramt ihm nicht mehr offenstände. Am 1. Mai 1933 untersagte der Dekan dem Privatdozenten die Abhaltung der angekündigten Vorlesung. Am 1. September 1933 entzog ihm der Minister die „venia legendi“.

Was nun? Als Ausweg hätte es sich angeboten, entweder eine Seelsorgestelle zu übernehmen, die Raum für wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeiten ließ, oder sich um einen Posten in der kirchlichen Verwaltung zu bewerben. Jedin tat keines von beiden. Er litt tief unter der Demütigung; um so tiefer war sein

Wille, der These von der rassistischen Minderwertigkeit der „Nichtarier“ durch unangreifbare wissenschaftliche Leistungen den Boden zu entziehen. Das war die gleiche Grundrichtung, mit der die katholische Wissenschaft sich seit dem 19. Jahrhundert in der deutschen Universität wenn nicht Gleichberechtigung, so doch Respekt, erkämpft hatte. 1929 hatte Jedin die Edition eines Bandes der Akten des Trienter Konzils übernommen. Um an dieser Edition zu arbeiten und dadurch sein „trotzdem und gerade“ zu beweisen, ist er Ende 1933 erneut nach Rom abgereist.

Jedins Exiljahre entwickelten sich nicht mit der gradlinigen Eindeutigkeit eines klassischen Bühnenstückes, sondern waren geprägt von der Ungewißheit der Zukunft. Das begann schon mit der simplen, aber fundamentalen Frage nach der vermutlichen Dauer des Dritten Reiches. Als Jedin abreiste, dachte er noch, das Dritte Reich werde eine kurze Episode sein. Unter diesem Aspekt war die Flucht in den Campo Santo Teutonico durchaus erträglich, zumal Jedin sofort wieder eine Kaplanstelle angeboten worden war und sein Görres-Gesellschafts-Stipendium weiterlief. Sinnvolle Arbeit und Arbeitsmöglichkeit waren also da. Hauptfrucht der Jahre 1933–36 ist Band 13 des Concilium Tridentinum geworden, ein Band mit theologischen Traktaten, praktisch eine Vorschule für die Problemgeschichte des Trienter Konzils. Das genaue Nachweisen der vielen hundert Zitate aus Theologie und Jurisprudenz war eine Schule, wie sie jeder junge Historiker einmal durchmachen sollte. Die Edition, ein Quart-Band mit über 700 Seiten, wurde 1938 ausgeliefert. Er ist ein Musterbeispiel für Editionstechnik und Gelehrsamkeit. Im Jahr zuvor waren, nach vielen Schwierigkeiten, die beiden Bände der Seripando-Biographie erschienen. Das Vorwort schloß mit den beziehungsreichen Sätzen: „Menschenschicksal ist Menschentragik. Von dieser redet die Historie, der Historiker erlebt sie. Indem er ein vergangenes Schicksal ausbreitet, legt er sein Eigenstes und Innerstes dar und bekennt seinen Glauben an den allmächtigen, allweisen, allgütigen Herrn der Schicksale“. Das war der verschlüsselte Aufschrei einer gedemütigten Kreatur. Datiert aber war dieses Vorwort in Breslau. Wieso wieder dort?

Jedin hatte 1933 das Klima im Campo Santo Teutonico verändert empfunden. Er war nicht mehr der strahlende Privatdozent mit künftiger Karriere, sondern ein geduldeter Flüchtling. Einige hielten zwar treu wie früher zu ihm, andere aber mochten sich mit dem Halbjuden nicht kompromittieren. Das nagte, je länger je mehr an ihm. Die Situation war also nicht erfreulich. Noch zahlte die Görres-Gesellschaft, aber wie lange noch? In Rom war für ihn dauerhaft nicht Fuß zu fassen. Sollte er nicht versuchen, sich wieder mit

Deutschland zu arrangieren und in Deutschland zu leben, da sich das Dritte Reich doch offensichtlich mehr und mehr konsolidierte?

Rettender Anker schien Anfang 1936 ein Angebot, die Leitung des Breslauer Diözesanarchivs zu übernehmen. Da Jedin legal ausgereist war, kam ihm nicht in den Sinn, daß eine dauerhafte Rückkehr Gefahr für Leib und Leben bedeuten könne. Er kehrte also zurück, es stellten sich aber mancherlei Schwierigkeiten ein. Mit Rücksicht auf die Staatsbehörden konnte er nicht Direktor werden, sondern erhielt nur eine mittlere Position. Seine Aufgabe brachte viel Außenverkehr mit sich und damit Gefährdung. Daß Jedin sich einmal bei der Gestapo verantworten mußte, weil er wegen „Sabotage der Sippenforschung“ angezeigt worden war, erweckt heute Lächeln, während damals der Schrecken des Konzentrationslagers dahinter drohen konnte. Dann kam der Judenpogrom vom 9./10. November 1938. Am Morgen danach wurde Jedin aus dem Archiv heraus verhaftet, um ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt zu werden. Im Polizeirevier aber, bei der Personaliaufnahme, als Jedin erklärte, katholischer Priester zu sein, ist er, offenbar unter der Annahme, irrtümlich verhaftet worden zu sein, freigelassen worden. Wie es genau gewesen ist, hat er nie erfahren. Aber dieser 10. November wurde für ihn der Wendepunkt. Von Stund an setzte er alles daran, sich eine Existenz im freien Ausland zu schaffen. Das aber war nicht leicht. Versuche in England oder Litauen scheiterten. Da reifte im Winter 1938/39 in Jedin der Plan, nach Rom zurückzukehren und für die 1945 fällige 400-Jahr-Feier des Trienter Konzils eine historisch-kritische Geschichte dieser großen Kirchenversammlung zu schreiben, auf die die Welt seit Sarpi und Pallavicino wartete. Kardinal Mercati, dem Jedin im Mai 1939 diesen Plan in Rom vortrug, stimmte sofort zu, machte sich stark, ihn solange über Wasser halten zu können und riet, gleich dazubleiben. Aber Jedins Materialien lagen in Breslau, und er hatte noch keinen Urlaub seines Bischofs. So verabredete man als Beginn den 1. September 1939. Inzwischen war Krieg. Dennoch hat Jedin, durch eine Kette glücklicher Umstände und hilfreicher Aktionen von Beamten und Freunden begünstigt, am 7. November 1939 ein Ausreisevisum erhalten. Er hat Hals über Kopf seine Tridentina-Exzerpte zusammengesucht und ist in dem Bewußtsein abgereist, daß es ein Abschied für lange Zeit sein würde, aber nicht, daß es der endgültige Abschied vom deutschen Breslau sein würde. „Als ich am Mittag des folgenden Tages auf dem Markusplatz in Venedig stand“, hat er später geschrieben, „hatte ich das Bewußtsein, mein Leben gerettet und neu gewonnen zu haben. Im Vergleich mit Hitler-Deutschland erschien mir das faschistische Italien immer noch als ein Land relativer Freiheit, in dem man leben und arbeiten konnte, ohne unter ständiger Todesfurcht zu stehen“.

Die entscheidenden Zäsuren der nächsten zehn Jahre wurden vom Kriegsgeschehen gesetzt. Das Erleben dieses Geschehens hat aus Jedin den glühenden Patrioten gemacht, der bis zuletzt am Geschehen um ihn herum leidenschaftlich Anteil nahm und jeden Verzicht darauf als ein „Absinken ins Antiquarische“ empfunden hätte. Er hat zwar nie den Versuch gemacht, bestimmend in die Speichen des Geschehens einzugreifen, weder politisch noch kirchlich, sondern sich auf das Beobachten beschränkt. Aber er hat leidenschaftlich beobachtet und unverblümt seine Meinung gesagt. Diese Meinung wurde im Verlauf des Krieges ein zunehmend positives Bekenntnis zum National-Deutschen, gepaart mit größter Sorge vor dem Kommunismus und mit viel Skepsis in das Resistenz-Potential der westlichen Demokratie. Das Erleben des Krieges hat den Emigranten Jedin zu einem bewußten Konservativen im politischen Sinne gemacht, später, ab Ende der 60er Jahre, ist er das auch im kirchlichen Sinne geworden. Politisch begann es sehr früh. Am Tage des französischen Waffenstillstandes, seinem 40. Geburtstag, notierte er sich mit tiefer Resignation: „Der militärische Sieg Hitlers hat mir jede Aussicht, noch in der Fülle der Kraft zu einer akademischen Lehrtätigkeit zurückzukehren und die bürgerliche Gleichberechtigung wiederzuerlangen, zerstört“. Aber zugleich bemerkte er: „Diese Feststellung dominiert über den Stolz auf die Leistung des deutschen Soldaten, über die Genugtuung, daß die dem deutschen Volk 1918/19 angetane Schmach ausgelöscht ist“. Er war und blieb ein erklärter Gegner des Nazi-Regimes, fühlte sich aber je länger je mehr als Deutscher. Der entscheidende Drehpunkt wurde Italiens Abfall vom Bündnis mit Deutschland, dessen Vollzug Jedin als klassischen Fall von Verrat verstanden und mißbilligt hat. Die ungleichen Maßstäbe, die in den kommenden Jahren an das Verhalten der krieglerischen Parteien angelegt wurden, verletzen das ihm als Historiker eingepflichtete Streben nach unparteiischer Gerechtigkeit zutiefst. Je mehr die Deutschen, selbst im Vatikan, in den letzten Kriegsjahren von vielen wie Parias behandelt wurden, um so entschiedener bekannte Jedin sich mit trotziger Selbstverständlichkeit als Deutscher und bewertete danach die Umwelt. „Es zeigt sich wieder, daß er durchaus deutsch denkt“, notierte er sich am 19. März 1944 von einem Gespräch mit Kaas als ein ausgesprochen positives Urteil. Jedin schwamm also weiter gegen den Strom, dieser Nonkonformismus aber richtete sich gegen Braun *und* gegen Rot. Das nationalsozialistische Deutschland hatte ihn ausgestoßen; ein kommunistisches würde ihn ebensowenig wollen. Das sah er seit 1943 kommen. Im Oktober 1943 heißt es im Tagebuch: „Wenn die russische Front zusammenbricht, wird Deutschland bolschewistisch, und ich sehe vielleicht nie mehr meine Heimat“. Selbstverständlich ist Jedin nicht der einzige Deutsche in Rom gewesen, der auf die deutsche Niederlage in dieser Weise geantwortet hat. Sie bedurften damals

einer guten Portion Zivilcourage. Diese aber brachten sie auf und bekannten sich gegen die „unsinnige und maßlose Beschimpfung und Ächtung alles Deutschen in Presse und Öffentlichkeit“ (Tagebuch 10. Juni 1944) bewußt und klar zu dem anderen Deutschland, „jenseits aller von Hitler und seinen Gesellen verübten Greuel“ (Tagebuch 13. Dezember 1944).

Diese geistig-politische Entwicklung muß man kennen, um Jedin, wie er in den letzten dreißig Jahren bei und mit uns gelebt hat, richtig verstehen zu können. Zu seinem Exil-Erleben gehörte noch ein zweites: Der Campo Santo Teutonico bot ihm zwar Bleibe, und trotz aller kriegsbedingten Versorgungsschwierigkeiten brauchte man dort nie Hunger zu leiden. Auch hat Jedin in diesen Jahren immer über etwas, wenn auch sehr wenig, Geld verfügt. Aber er rieb sich sehr an der Person des Rektors, von dem er doch in vielerlei Hinsicht abhängig war. Er rieb sich an einem Teil seiner Umwelt, die anders dachte als er. Und vor allem zermürbten ihn Sorgen um die Zukunft. Im Herbst 1944 machte er sich klar, daß er nie auf das Breslauer Katheder gelangen würde. Und als die russische Offensive im Januar 1945 losbrach, notierte er sich verzweifelt: „Armes Vaterland – und für mich dauernde Emigration“.

Tatsächlich hat er auch nach dem Ende des Krieges nicht schnell nach Deutschland zurückfinden können. Am 1. August 1946 wurde er Honorarprofessor in Bonn, aber das war ein Titel, kein Amt. Erst 1948 hat ihn ein Ruf auf ein Bonner Extraordinariat erreicht. Am 15. September hat er zugesagt, ist im Dezember ernannt worden und hat am 28. April 1949 die deutsche Grenze passiert. Über dem dritten und längsten Abschnitt seines Lebens steht als Stichwort: Bonn.

4.

Als Jedin im Sommer 1949 Vorlesungen zu halten begann, war er kein junger Anfänger mehr, sondern ein schon weltbekannter Gelehrter, obgleich der erste Band seiner Konzilsgeschichte, die im Oktober 1947 zum Druck gegeben worden war, erst Ende 1949 erschienen ist. Der ursprüngliche Plan, im Jubiläumsjahr 1945 fertig zu sein, hatte sich längst als unrealistisch erwiesen. Was als begrenzte Aufgabe für einige Jahre übernommen worden war, wurde sein Lebenswerk. Band II ist 1957 ausgeliefert worden, Band III 1970, Band IV, der Abschluß dieser großen Konzilsgeschichte, 1975. Das war einmal durch äußere Zwänge bedingt, die kriegsbedingten Verzögerungen und die neuen Aufgaben, die in Bonn auf Jedin zugekommen sind. Die Verzögerung hing aber auch damit zusammen, daß er ganz breit und tief angesetzt hat. Jedins Geschichte des Trienter Konzils beginnt nicht mit der Berufungsbulle

vom 30. September 1544, sondern mit einer ausführlichen Problemgeschichte über Konzil und Reform in den 150 Jahren zuvor. Die historische Antwort auf die Frage: Warum so spät?, füllt den gesamten Ersten Band. Und wenn auch die späteren Bände sich immer mehr auf das Kirchliche und Theologische konzentrieren, so ist auch dieses doch stets in die politische und geistige Gesamtgeschichte der Zeit nicht nur äußerlich eingeordnet, sondern innerlich damit verbunden. Auch ein so umfassend gebildeter Historiker wie Jedin konnte natürlich nicht das vollständige Rüstzeug des Kanonisten und Dogmatikers zusätzlich beherrschen, wie es sein Thema „eigentlich“ verlangt hätte. Aber er brachte bis zum Schluß den Willen und die Kraft zur Synthese auf, weil er sich bewußt war, daß von diesem Willen und dieser Kraft „die Fortdauer unserer geistigen Existenz abhängt, und daß keine Institution mehr dazu berufen ist, für diese geistige Existenz zu kämpfen als die katholische Kirche“. So hat er es im Vorwort zum Band I 1949 formuliert.

Inzwischen waren bereits drei Vorstudien als selbständige Bücher erschienen: 1940 eine Untersuchung über den Quellenapparat Pallavicinos, trotz der trockenen Überschrift spannend zu lesen wie ein Kriminalroman, für jeden, der Freude am Umgang mit Akten hat, ein wahres Kabinettstück. Es folgte 1941 das stattliche Buch über Krisis und Wendepunkt des Trienter Konzils, in dem an neu entdeckten Quellen die große politische Leistung Morones aufgedeckt wurde, die 1562/63 den glücklichen Abschluß des Konzils ermöglicht hat. 1942 war ein drittes Buch fertig, das wegen der Zeitverhältnisse erst 1948 ausgeliefert worden ist und die Geschichte der Geschichtsschreibung des Tridentinums behandelt – ein in Italien in deutscher Sprache erschienenenes Buch, und dementsprechend zwar mit Druckfehlern geradezu gepfeffert, aber der Sache nach ein Meisterwerk. Jedin selbst meinte später, es sei das beste der mehr als zwei Dutzend Bücher, die er geschrieben hat.

Jedin ist in Bonn 16 Jahre lang Professor gewesen, zunächst persönlicher Ordinarius, ab Ende 1951 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte für Mittelalter und Neuzeit, und er ist auch die letzten 15 Lebensjahre, als Emeritus, in Bonn geblieben. Das Lehren hat ihm enorme Freude gemacht. Ich habe nie eine Vorlesung von ihm besucht, aber oft gehört, daß sie sich durch hervorragende Lebendigkeit und Klarheit ausgezeichnet haben. Es gelang Jedin nämlich, den Stoff mit einprägsamen Schlüsselworten und Leitsätzen so zu gliedern, daß wirklich Anschaulichkeit erreicht wurde. Seine Vorlesung wurde halbfrei vorgetragen und war als historische Ekklesiologie konzipiert, wobei es ihm darauf ankam, weder eine Skandalgeschichte noch ein theoretisches Idealbild der Kirche zu zeichnen, sondern seinen wichtigsten Hörern, den künftigen Priestern, durch Einblick in die Geschichte die Augen für jene

konkreten Realitäten zu öffnen, die sie später zu erwarten hätten, zugleich aber zu zeigen, daß man seine Kirche um so tiefer lieben kann, je mehr man sich in ihre Geschichte versenkt. Für Jedin ist Kirchengeschichte stets eine theologische Disziplin gewesen, und zwar, je älter er wurde, je mehr. Gerade deshalb wollte er sie von Polemik ebenso freihalten wie von Apologetik. Er bemühte sich um unparteiische Gerechtigkeit, hielt viel von Tatsachenermittlung und wenig von Schuldbekennnissen der Nachgeborenen.

Im Seminar, das anfangs 5–10, später 15–20 Mitglieder umfaßte, legte er Quellentexte zugrunde und zeigte den Studierenden, wie man interpretiert. Es kamen dort auch häufig Studenten und Assistenten aus anderen Fakultäten hin. Ich habe einmal eine solche Übung mit ihm abgehalten. Er war für uns junge Leute eine ganz große Autorität, von der man einfach lernen *konnte*. Er selber verkörperte nämlich den Typus des Ordinarius der inzwischen unwiderbringlich zerstörten Universität Humboldt'schen Zuschnitts: die jungen Leute erhielten dort Chancen, wurden aber nicht gegängelt. Wer etwas lernen *wollte*, konnte das tun; wer *nicht*, eben nicht. Diese alte Universität hatte natürlich auch Fehler, war aber dem heutigen System, falls man Wissenschaft und Qualität als entscheidende Kriterien anerkennt, haushoch überlegen.

Jedin ist nicht allein ein universitätsintern sehr anregender Lehrer gewesen, er hat auch außeruniversitär viel gewirkt, obgleich seine Begabung für Organisatorisches nie stark entwickelt war; denn er hatte nicht genug Geduld, um Zögernde oder Unentschlossene durch beharrliches Argumentieren auf seine Seite zu ziehen, sondern war ein Mann von schneller Auffassungsgabe und unmittelbarer Entscheidungsfreudigkeit, und zudem war er insofern ein typischer Professor, als er weniger *durch* andere Menschen als *auf* andere Menschen wirken wollte. Er war daher im Anregen stärker als im Ausführen; organisatorische Kleinarbeit lag ihm schon gar nicht. Aber er hatte Phantasie für Neues. Die Gründung der *Rivista di storia della chiesa in Italia*, die ab 1947 erscheint und für die italienische Kirchengeschichte einen wirklichen Ruck nach vorn bedeutet hat, geht mit auf ihn und auf seine Anregungen seit Herbst 1943 zurück. Ebenso hat er 1972 maßgeblich an der Gründung des Instituts für Erforschung der deutsch-italienischen Beziehungen in Trient mitgewirkt, dessen Präsident er bis 1979 gewesen ist. Die Einrichtung der Konferenz der deutschsprachigen Kirchenhistoriker seit 1957 ist seine Idee gewesen. Er war in der Deutschen Forschungsgemeinschaft Fachgutachter und hat in deren Hauptausschuß und Senat an der Wissenschaftspolitik mitgestaltet; er war zweimal Dekan seiner Fakultät, und er hat von 1961–67 im Vorstand der Görres-Gesellschaft gesessen. Den Pflichten akademischer Selbstverwaltung in und außerhalb der Universität hat er sich also nicht entzogen. Aber er hat sich

von diesen Pflichten nie beherrschen lassen, sondern diesen Dingen nur so viel Zeit gewidmet, daß sein eigentlicher Beruf: Lehre *und* Wissenschaft, darunter nicht litt.

Von zwei Dingen aber muß noch gesondert gesprochen werden. Das eine ist die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum, deren Vorsitz er 1954 übernahm und bis 1966 behielt. Er zog in dieser Zeit ganz bewußt junge Leute heran und gab allgemeine Impulse, die bis heute spürbar sind. Von der Aufgabe und der Arbeitsweise her ist er mit dieser gelehrten Gesellschaft besonders eng verbunden geblieben. Der Jedin zum 80. Geburtstag gewidmete Berichtsband über den Augsburger Kongreß dieser Gesellschaft im September 1979 lag bei seinem Lesesessel, als er starb. Die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum ist zwar bei einigen Anhängern der inzwischen erstarkten Ökumenischen Bewegung in den Verdacht geraten, die erstrebte Annäherung der Konfessionen zu hemmen. Dieser Vorwurf ist jedoch unbegründet; denn er setzt voraus, daß strenge Sachlichkeit bei der Erforschung der Geschichte der Glaubensspaltung der Wiedervereinigung hinderlich sei. Wer so denkt, tut den getrennten Christen keinen wirklichen Gefallen. Jedins Nüchternheit ist eine unentbehrliche Voraussetzung aller *Una Sancta*. Dazu gehört auch sein zentraler Satz: „Durch nichts ist die Glaubensspaltung so sehr gefördert worden wie durch die Illusion, daß sie nicht existiere“.

Das Zweite ist Jedins Handbuch der Kirchengeschichte, dessen Vollendung er 1979 noch erlebt hat – eine überaus glückliche Stunde für ihn. Die Planung geht auf das Jahr 1956 zurück, die Verwirklichung hat viel länger gedauert, als die Beteiligten damals ahnen konnten. Dieses siebenbändige Werk, dessen erster Band mit der wichtigen methodologischen Einleitung aus Jedins Feder 1963 erschien, hat viele Käufer und viele Anerkennung gefunden und ist in mehrere Fremdsprachen übersetzt worden. Auch dieses Opus hat natürlich seine Schwächen, auch (aber nicht allein) in dem letzten Bande, den ich selbst mitherausgegeben habe. Aber das ist bei einem solchen Unternehmen unvermeidlich, das die Herausgeber ja nicht als hauptberufliche Redakteure betreuen können. Ein Vorwurf aber, den man ihm macht, ist kaum begründet. Man hat behauptet, es liege ihm ein überholter Kirchenbegriff zugrunde, weil die Geschichte der protestantischen Kirchen nach der Reformation nicht behandelt werde; das sei inakzeptabel. In der Tat wird die protestantische Kirchengeschichte der nachreformatorischen Zeit in Jedins Handbuch nur gelegentlich gestreift. Diese Ausklammerung hatte zwei unterschiedliche Gründe: einmal rein praktische, zum anderen aber, was wichtiger ist, sie widersprach nicht dem theologischen Konzept, dieses aber entspricht der dogmatischen Konstitution über die Kirche im zweiten Vaticanum (*Lumen*

Gentium). Diese negiert ja nicht, daß auch außerhalb der Kirche Christliches und Kirchliches zu finden sei; aber sie lehrt, daß die von Christus gestiftete Kirche die katholische ist, da sie in der katholischen Kirche subsistiert. Aber damit sind wir schon bei einer Sache angelangt, die für Jedin's Lebensweg in den letzten zwei Jahrzehnten die wichtigste Bedeutung hatte: ich spreche vom Konzil und seinen Folgen.

Die Ankündigung durch Papst Johannes XXIII. im Januar 1959 hat Jedin, wie die meisten von uns, mit Begeisterung aufgegriffen, weil er seit langem überzeugt davon war, daß die Kirche tiefgreifender Reformen bedürfe, die von der Zentrale her nicht in Gang gebracht werden könnten. Es kam hinzu, daß sein wissenschaftliches Hauptthema, nämlich Konzilsgeschichte, über Nacht von einer früher undenkbaren Aktualität geworden war. Die erste Antwort auf diese Herausforderung war seine kleine Konziliengeschichte, im Frühjahr 1959 in einem einzigen Monat niedergeschrieben und dann schnell in über hunderttausend Exemplaren in Deutschland verkauft und in 7 fremde Sprachen übersetzt. Dieses Büchlein hat seinen Namen in breitesten Kreisen bekanntgemacht. An den Vorbereitungen und Beratungen des Konzils hat er als Peritus teilgenommen, wobei seine Grundhaltung ganz seinem konservativen Reformwillen entsprach. Das Bisherige sei „nicht revisionsbedürftig, sondern ergänzungsfähig“ lautete Jedin's entscheidende Maxime.

Sein Einfluß auf die Beratungen war in keinem Augenblick konzilsentscheidend; das Konzil war ja nicht die Stunde der Historiker, sondern der Systematiker und der Kirchenpolitiker. Beides war Jedin nicht, beides wollte er nicht sein. Durch zwei Dinge hat er jedoch wichtige Entscheidungen in Gang gebracht. Das erste war, daß Kardinal Frings von Jedin die Bedeutung der Geschäftsordnung für den Gang der Konzilien gelernt hat. Daran hat Frings sich erinnert, als er mit der Intervention vom 13. Oktober 1962 die Wahl der Kommissionen vertagen ließ und damit allem folgenden Konzilsgeschehen das Gepräge gab. Das zweite war die Approbationsformel der Liturgiekonstitution durch den Papst im Dezember 1963. Jedin ist hier in die engste Beratung einbezogen worden, der schließlich eine Formulierung folgte, die ekklesiologisch sowohl für die Konzilsväter wie für den Papst vertretbar war. Im übrigen ist Jedin auch in den vier Jahren des Konzils vor allem ein scharfsinniger Beobachter des Geschehens gewesen. Er hat nicht Meinungen gemacht, wohl aber gelegentlich mitbeeinflußt, wobei man, wie das so geht, lieber auf ihn hörte, wenn er Ja sagte, als wenn er Bedenken vorbrachte. Denn die Zeit war auf Optimismus gestimmt, auch und gerade im katholischen Raum.

Daran hat auch Jedin bis etwa 1966/67 teilgehabt, obwohl ihm aus seinen historischen Studien immer klar war, daß die Bewährungsproben für die

Konzilien erst kommen, nachdem die Versammlung beendet ist. Besonders erkannte er früh, wie schwer die neue Verantwortung sei, welche die Bischöfe sich im zweiten Vaticanum zugeeignet hatten. Er hat das in den letzten Tagen des Konzils sehr warnend betont. Aber seine Appelle bewirkten nichts. Unmittelbar nach dem Konzil reiste er für ein Jahr in die Vereinigten Staaten, inzwischen Emeritus und damit für solche Dinge frei. Als er zurückkam, zeigte sich die Erosion des Kirchlichen und der Kirche, die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens als ein bedrückendes Schicksal mit ansehen mußte, an allen Ecken und Enden. Er hat darunter viel gelitten und hat bis in die letzten Tage seines Lebens hinein mit größter Aufmerksamkeit Ausschau gehalten, ob dieser Prozeß zum Stillstand komme oder nicht. Dabei waren ihm zwei Dinge klar: einmal, daß eine Erneuerung des Kirchlichen die Herzen der Jugend ergreifen müsse und ohne echte Spiritualität nicht vorstellbar sei; zum anderen, daß die Existenz der Kirche nicht an Europa geknüpft sei und daß daher keine Garantie für die Fortexistenz bei uns bestehe. Im übrigen hat er mit sarkastischer Nüchternheit konstatiert, daß er, der beim zweiten Vaticanum in den Augen des „rechten“ Flügels zu den sog. Progressiven gehört hatte, inzwischen in den Augen gewisser Theologen und ihres Anhanges zu einem „Konservativen“ geworden war, wobei diese „konservativ“ und „reaktionär“ identisch setzten, „konservativ“ also als Schimpfwort benutzten. „Konservativ“ im Sinne der *traditio*, also der Weitergabe der Frohbotschaft, und im Sinne des Bewahrens durch Weiterentwickeln, ist er gewiß gewesen. Was ihn von den postkonziliaren Progressiven trennte, war die Funktion, die dort und hier dem Zweiten Vaticanum zugemessen wird. Für ihn kam es darauf an, dieses getreu nach Wort und Inhalt auszuführen, jenen aber waren dort errungene Positionen ein Hebel, der für weiterführende Veränderungen angesetzt werden konnte. Das machte Jedin nicht mit. Was ihn in der Kirche der Gegenwart aber mit am meisten empörte, war der Wille maßgebender Amtsträger der katholischen Kirche, eindeutige Abweichungen nicht weniger Theologen im Glauben sowie Verschiebungen des katholischen Glaubensbewußtseins in der Liturgie nicht genügend eindeutig zurückzuweisen und vor personellen Konsequenzen ängstlich zurückzuschrecken. Die Geschichte hatte ihn gelehrt, daß in Krisenzeiten richtige und entschiedene Personalpolitik zwar nicht alles übrige ersetzen kann, daß sie aber unersetzlich ist, wenn man Krisen meistern will. Aber auch mit dieser Meinung ist Jedin nicht auf den Markt gegangen, nicht nur, weil er kein Parteiführer werden wollte, sondern auch, weil er Parteienbildung innerhalb der Kirche ablehnte.

Ich will an diesem Punkte abbrechen. Es konnte nicht Aufgabe dieser Gedenkstunde sein, daß reiche und bewegte Leben Hubert Jedin's in den Details zu entrollen. Es konnte auch nicht Aufgabe sein, alle wichtigen Seiten

dieses Menschen und seines Wirkens zu behandeln: zum Beispiel ist von Jedin als Priester hier nicht gesprochen worden, obgleich auch das eine für seine Persönlichkeit sehr wichtige Sache war. Und es ist schon gar nicht möglich, an dieser Stelle eine auch nur einigermaßen vollständige Anschauung von seinem imponierenden Oeuvre zu vermitteln, das über 700 Nummern zählt, dabei 250 Aufsätze. Jedin war sechsfacher Ehrendoktor, war Mitglied in mehr als einem Dutzend wissenschaftlicher Akademien, darunter der Mainzer Akademie der Wissenschaften, der British Academy in London und der Accademia degli Lincei in Rom und hat viele kirchliche und staatliche Ehrungen erfahren. Jedin hat auch Gegner gehabt, aber viel mehr Freunde, die sich heute seines weiten Weges von Großbriesen in Oberschlesien über den Campo Santo Teutonico in Rom nach Bonn am Rhein gedenkend erinnern. Das ist für die vielen von uns, denen er freundschaftlich verbunden war, mehr als ein selbstverständliches nobile officium. Noch klingt uns ja die Sprache im Ohr, die er gesprochen hat. Es war die nüchterne, auf Ereignisse und Tatsachen bezogene Sprache eines ganz großen Historikers. Diese Sprache war und ist für den, der sie hören will, eindeutig.

Anhang

Verzeichnis der im Text erwähnten Bücher

- Des Johannes Cochlaeus Streitschrift *De libero arbitrio hominis* (1525). Ein Beitrag zur Geschichte der vortridentinischen katholischen Theologie. Breslau 1927 (= Breslauer Studien zur historischen Theologie, 9).
- Die Erforschung der kirchlichen Reformationgeschichte seit 1876. Leistungen und Aufgaben der deutschen Katholiken. Münster 1931 (= Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, 5).
- Girolamo Seripando. Sein Leben und Denken im Geisteskampf des 16. Jahrhunderts. I, II. Würzburg 1937 (= Cassiciacum, 2.3).
- Concilium Tridentinum. *Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatum Nova Collectio*. Edidit Societas Goerresiana . . . , tomus XIII/1: *Tractatum partis alterius volumen prius, complectens tractatus a translatione concilii usque ad sessionem XXII conscriptos. Ex collationibus Vincentii Schweitzer auxit, edidit, illustravit Hubertus Jedin*. Freiburg 1938.
- Der Quellenapparat der Konzilsgeschichte Pallavicinos. Das Papsttum und die Widerlegung Sarpis im Lichte neuerschlossener Archivalien. Rom 1940 (= *Miscellanea historiae pontificiae*, 6).
- Krisis und Wendepunkt des Trienter Konzils 1562/63. Die neuentdeckten Geheimberichte des Bischofs Gualterio von Viterbo an den heiligen Karl Borromäus . . . Würzburg 1941.
- Das Konzil von Trient. Ein Überblick über die Erforschung seiner Geschichte. Rom 1948 (= *Storia e letteratura*, 19).
- Geschichte des Konzils von Trient. I.-IV. Freiburg
 - I: Der Kampf um das Konzil. 1949.
 - II: Die erste Trienter Tagungsperiode 1545/47. 1957.
 - III: Bologneser Tagung (1547/48). Zweite Trienter Tagungsperiode (1551/52). 1970.

- IV: Dritte Tagungsperiode und Abschluß. 1975.
- 1: Frankreich und der neue Anfang in Trient bis zum Tode der Legaten Gonzaga und Seripando;
 - 2: Überwindung der Krise durch Morone, Schließung und Bestätigung.
- Hubert Jedin (Hg.): Handbuch der Kirchengeschichte. Freiburg.
- I: Hubert Jedin, Einleitung in die Kirchengeschichte. Karl Baus, Von der Urgemeinde zur frühchristlichen Großkirche. 1963.
 - II: Die Reichskirche nach Konstantin dem Großen. 1: Karl Baus, Eugen Ewig, Die Kirche von Nikaia bis Chalkedon. 1973. 2: Karl Baus, Hans-Georg Beck, Eugen Ewig, Hermann Josef Vogt, Die Kirche in Ost und West von Chalkedon bis zum Frühmittelalter (451–700). 1975.
 - III: Die mittelalterliche Kirche. 1: Friedrich Kempf, Hans-Georg Beck, Eugen Ewig, Josef Andreas Jungmann, Vom kirchlichen Frühmittelalter zur gregorianischen Reform. 1966. 2: Hans-Georg Beck, Karl August Fink, Josef Glazik, Erwin Iserloh, Hans Wolter, Vom kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation. 1968.
 - IV: Erwin Iserloh, Josef Glazik, Hubert Jedin, Reformation, Katholische Reform und Gegenreform. 1967.
 - V: Wolfgang Müller u. a., Die Kirche im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. 1970.
 - VI: Die Kirche in der Gegenwart. 1: Roger Aubert, Johannes Beckmann, Patrick J. Corish, Rudolf Lill, Die Kirche zwischen Revolution und Restauration. 1971. 2: Roger Aubert u. a.: Die Kirche zwischen Anpassung und Widerstand (1878–1914). 1973.
 - VII: Gabriel Adriányi u. a.: Die Weltkirche im 20. Jahrhundert. 1979.
- Kleine Konziliengeschichte. Die 20 ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. (Freiburg 1959) (= Herder-Bücherei, 51).



Eine Bibliographie der Werke Jedin's bis 1965, zusammengestellt von Robert Samulski, findet sich in *Reformata Reformanda*. Festgabe für Hubert Jedin zum 17. Juni 1965. II. Münster (1965) 665–704; der Werke des Zeitraums 1965–1975 in *Annuaire historiae conciliorum* 8 (1976) 612–637.

Sektionsberichte

1. Sektion für Philosophie

Die Veranstaltung der Sektion Philosophie stand unter dem Gesamtthema „Hoffnung als systematisches Problem der Philosophie“. Zur Debatte stand, ob es überhaupt eine genuine Philosophie der Hoffnung geben könne, ob Hoffnung ein grundlegendes Problem innerhalb der philosophischen Reflexion von Welt und menschlichem Dasein darstelle. Die Vielfalt der möglichen Bestimmungen von Hoffnung ist bekannt: Hoffnung kann u. a. verstanden werden als Bezeichnung eines ambivalenten Zukunftsbezugs, als Affekt der Seele, als Tugend, als Strukturbegriff des Zukunftsbezuges des menschlichen Daseins, als Postulat der praktischen Vernunft. Aus dieser Mannigfaltigkeit von Bedeutungen läßt sich kein zwingender Aufschluß darüber gewinnen, ob das Thema Hoffnung in einer Ontologie, in einer Anthropologie, in einer Ethik oder auch in der Geschichtsphilosophie behandelt werden soll. Eine Aufarbeitung und Klärung der anstehenden Fragen schien deshalb geboten; um so mehr, als mit Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ ein spekulativer Entwurf einer Hoffnungsphilosophie vorliegt, der nicht nur in der philosophischen Diskussion der Gegenwart aktuell geworden ist, sondern auch weit über die Philosophie hinaus große Bedeutung erlangt hat.

Die Veranstaltung wurde eröffnet durch den Vortrag von *Prof. Dr. Richard Schaeffler* (Bochum) zum Thema „Philosophie der Hoffnung als Sokratik der praktischen Vernunft“. Der Vortragende stellte einleitend heraus, daß in der Geschichte der Philosophie von vielfältigen Ansätzen aus versucht worden ist, die Funktion der Hoffnung philosophisch zu bestimmen: als Leidenschaft, die die Freiheit des Menschen bedroht, als Tugend, die ihm inmitten der Vorläufigkeit der Welt Halt gewährt, als ein Gefüge von Postulaten, die „verlangen“, daß das sittlich Notwendige auch logisch und physisch möglich ist. Demgegenüber erscheint in der gegenwärtigen Philosophie die Hoffnung als notwendiges Strukturmoment menschlichen Existenzvollzuges (als ein Existential) sowie jenes Horizonts, innerhalb dessen Erfahrung möglich wird (als ein Transcendentale). Diese Vielfalt der untereinander nicht vermittelten Ansätze verrät methodische Unsicherheit.

Unter den bisher erprobten Ansätzen darf jedoch die existentiell-transzendente Betrachtung einen Vorrang beanspruchen, weil sie zugleich Leidenschaft, Tugend und Postulat aus ihren Möglichkeitsgründen verständlich machen kann. Aber diese Betrachtung enthält Zweideutigkeiten und Einseitigkeiten, die dazu führen, daß der spezifisch geschichtliche Charakter der Hoffnung verkannt wird. Gerade in dieser Situation nun eröffnet der Vergleich mit dem an Sokrates orientierten philosophischen Denken (der „Sokratik“) weiterführende Perspektiven. Denn dieses Denken ist zugleich Tugend, Leidenschaft und Freilegung der Struktur des menschlichen Existierens und des menschlichen Erfahrungshorizontes. So vereinigt es, was sonst in den Theorien der Hoffnung getrennt wird. Darüber hinaus ist es ein antizipatorisches Denken, ohne der historischen Erfahrung durch vermeintlich apriorisches Wissen vorzugreifen.

Um jedoch von hier aus zu einer angemessenen Theorie der Hoffnung zu gelangen, ist es nötig, jene „Theoretisierung der Praxis“ zu vermeiden, durch welche das historisch vorfindliche sokratische Denken charakterisiert ist. Diese Theoretisierung der Praxis ging nämlich bei Sokrates und Platon darauf zurück, daß sich ihr Philosophieren am Paradigma des Orakelkultes orientierte, dessen vordringliches Problem darin bestand,

wie der Mensch unter dem „Grüße der Gottheit“ zum Fragen fähig werde. Eine „Sokratik der praktischen Vernunft“ scheint möglich, wenn die philosophische Reflexion sich statt dessen am Paradigma der christlichen Verkündigung orientiert, die primär nicht an der Fähigkeit zum Fragen, sondern an der Fähigkeit zur Umkehr ihre dialektische Struktur gewinnt. Nicht die Gegensatz-Einheit, durch welche der Mensch „zugleich ein Wissender und ein Unwissender“ ist, sondern jene andere, die ihn als „Sünder und Gerechten zugleich“ qualifiziert, kann jene Dialektik der praktischen Vernunft begründen, durch welche eine angemessene Behandlung des Themas „Hoffnung“ möglich wird.

Im zweiten Vortrag zum Thema „Hoffnung – Kants Versuch, die Idee der Gerechtigkeit zu denken“ setzte sich *Prof. Dr. Ulrich Anacker* (Köln) vornehmlich mit der Kantischen Postulaten- und Gotteslehre auseinander, sofern gerade in ihr die Frage „Was dürfen wir hoffen?“ beantwortet wird. Anacker hebt hervor, daß diese Frage im Sinne Kants nur dann sinnvoll gestellt werden kann, wenn der Standpunkt der Moralität vorausgesetzt wird. Dies bedeutet für den Begriff der Hoffnung, daß er sich ohne die Idee der Moralität nicht sinnvoll explizieren läßt. Setzt man den Standpunkt der Moralität als akzeptierten voraus, dann ergibt sich die Hoffnung als Konsequenz des moralischen Sollens, d. h. Hoffnung kann dann als Strukturmoment der menschlichen Vernunft begriffen werden. So gesehen ist die Gotteslehre Kants, vor allem seine Konzeption des Höchsten Gutes keineswegs systematisch zweitrangig, sondern notwendiger Bestandteil dessen, was Kant die „Einheit“ der Vernunft nennt.

Anacker verfolgte diesen Zusammenhang in zwei Schritten, indem er zunächst Kants Konzeption des Sittengesetzes, sodann die Kantischen Kategorien des moralischen Handelns erörterte. Da – wie sich in diesen Erörterungen zeigt – der moralische Wille in einem strikten Sinn nicht realisiert werden kann, ergibt sich der Übergang zum Postulat der Existenz Gottes gleichsam wie von selbst. Kants Gotteslehre ist nicht eine Erweiterung der Theorie des moralischen Handelns, da sie keine Bestimmungsgründe des Willens enthält. Worauf sie indessen hinweist, ist vielmehr: daß eine Theorie des moralischen Handelns die Konzeption eines im ganzen bejahenswerten Lebens enthalten muß; enthielte sie diese nicht, dann wäre sie in der Tat in einem strikten Sinne formalistisch. Eine Bejahung des Lebens als Ganzen wird vom moralisch Handelnden vorausgesetzt, und diese Voraussetzung trifft nicht im mindesten die Geltung seiner Maximen – möglicherweise aber zeigt sie ihm, dem Handelnden, den Sinn, Maximen hinsichtlich ihrer Sollqualität zu überprüfen. Die Annahme eines im Ganzen bejahenswerten Lebens, die der moralisch Handelnde macht, ist nicht als theoretische Voraussetzung anzusehen, auch nicht als theoretisch-praktische Voraussetzung. Sie ist in einem durchaus nicht diskreditierenden Sinn „vorwissenschaftlich“ oder auch „nachwissenschaftlich“. Was mit Bejahung oder Wertschätzung des Lebens im Ganzen gemeint ist, denkt Kant unter dem Begriff der Glückseligkeit; Glückseligkeit nennt er auch das Gute des Lebens. Wie aber hängen Moralität und Glückseligkeit zusammen? Da Moralität und Glückseligkeit nicht im Sinne von Grund und Folge bzw. von Ursache und Wirkung aufeinander bezogen werden können, ist ihr Zusammenhang problematisch: Kants Theorie der Hoffnung ist ein Versuch, eben dieses Problem zu lösen. Aus prinzipiellen Gründen nämlich können wir nicht sicher sein, daß, sofern wir moralisch sind, wir auch der Glückseligkeit teilhaftig werden, d. h. unser Leben so bejahen können, daß diese Bejahung einen dauerhaften Zustand herbeiführt – auf einen solchen können wir nur hoffen.

Der Vortrag von *Priv.-Doz. Dr. Eberhard Simons* (München) knüpfte an die Kantische Postulatenlehre an. Sein Thema „*Hoffnung als fundamentale Kategorie praktischer Vernunft. Hegels Kritik der moralischen Weltanschauung und Blochs expressives Sprachhandlungsdenken als kritische Kategorie von Hoffnung*“ schlägt einen weiten Bogen von der Philosophie der Neuzeit bis in die Gegenwart, den der Vortrag in sieben zitatenreich und im Detail entwickelten Thesen entfaltet: 1. Erster und bedeutender Philosoph der Hoffnung in der Neuzeit war Immanuel Kant. In seiner Postulatenlehre hat er einen fundamentalen Begriff der Hoffnung expliziert und legitimiert. 2. Hegel dynamisiert in seiner „*Phänomenologie des Geistes*“ diesen Hoffnungs-begriff und kritisiert ihn als „*moralische Weltanschauung*“. Diese Kritik ist ebenso differenziert wie fundamental. Dennoch wird die Intention eines Hoffnungsdenkens nicht aufgegeben, sondern fundamental verwandelt und gerade dadurch wirklich realisiert. 3. Diese Realisierung als ebenso konkretes wie allgemeines Handlungs- und Sprachdenken bleibt in ihrer Darstellungs- und Mitteilungsform in Hegels Phänomenologie in gewisser Weise offen. 4. Das Hoffnungsdenken Ernst Blochs läßt sich auffassen als eine genuine neue Darstellung des offenen Hegelschen Ansatzes. Eine solche Sichtweise ist neu und bedarf der Erläuterung. 5. Üblicherweise – weil auch von ihm selbst – wird Blochs Hoffnungsdenken als in einer materialistischen Ontologie und Anthropologie fundiert angesehen. Solche Ontologie läßt sich jedoch begreifen als Mißverständnis und Selbstmißverständnis des Blochschen Denkens. Es hat bei Bloch seinen Grund in der mangelnden Kenntnis philosophischer Tradition und einer sehr beschränkten neukantianischen und neu- bzw. linkshegelianischen Rezeptionskultur. 6. Die Wirkung und Bedeutung Ernst Blochs beruht aber auf einer Darstellungs- und Mitteilungsweise, die einem Erfahrungs- und Handlungsdenken entspringt, für das die materialistische Ontologie das systematisch verkehrte Resultat ist. 7. Die systematische Entzerrung und kritische Aufklärung dieses Resultates legt eine Blochsche Hoffnungsmitteilung frei, die in ihrer Struktur an Hegels Phänomenologie anschließt und kritisch vermittelte Aussage- und Mitteilungsweisen fundamentaler Hoffnung erschließt. Hoffnung erweist sich so als ein präsentisch-utopisches Überzeugungswissen, das auf sprachlich vermittelter Erfahrung, auf der Mitteilung des Gesehenhabens des Selbstgesehenen, auf Zeugnis und Vergegenwärtigung beruht: sie ist nicht-totalitäre Utopie mit expressivem Anspruch.

Der die Tagung abschließende Vortrag von *Prof. Dr. Heinz-Robert Schlette* (Bonn) „*Hoffnungskritik und Ontophilie bei Albert Camus*“ stellte eine die bisher geschilderten Hoffnungs-konzepte kontrastierende Position heraus. Das Denken Camus, das von der Erfahrung der Zwiespältigkeit und Absurdität des Lebens, seiner Rätselhaftigkeit ausgeht, läßt eine Hoffnungsphilosophie grundsätzlich problematisch erscheinen. Geht man von der plausiblen Alternative aus, daß „*Hoffnung*“ sich entweder im religiösen, speziell im christlichen Sinn, auf „*Transzendenz*“ oder aber in geschichtsphilosophischen Entwürfen auf „*Zukunft*“ richtet, so kann Camus' Hoffnungskritik als Kritik dieser Alternative dargestellt werden. Da diese Alternative innerhalb der französischen Philosophie durch die Gegenüberstellung von Gabriel Marcel und Jean-Paul Sartre exemplifiziert werden kann, läßt sich Camus' Position auch als eine Auseinandersetzung mit diesen Denkern zum Verständnis bringen.

Camus' Kritik der religiös-vertikal orientierten Hoffnung richtet sich gegen deren Verkennung der Möglichkeiten eines erfüllten Daseins in Welt und Gegenwart sowie gegen deren erkenntnistheoretische Begründungsschwäche; seine Kritik der geschichtlich-horizontal orientierten Hoffnung bezieht sich auf die dadurch geschehende Instru-

mentalierung des Lebens und die in ihrer Konsequenz liegende Aufhebung einer (politischen) Ethik. Wiederum ist es die Preisgabe des Gegenwärtigen, die der Kritik unterzogen wird. Die Hoffnungskritik Camus' hat ihren „Grund“ in einer sich dem Ansatz nach als „griechisch“ verstehenden Anerkennung der Souveränität von Welt mitsamt ihrer Zwiespältigkeit. Damit stellt sich Camus bewußt gegen die christliche wie die „geschichtsphilosophische“ Tradition Europas, indem er – entgegen allen Vertagungen – die wahre menschliche „Revolte“ als Ausgleich von Gerechtigkeit und Freiheit und als Respektierung von „Grenze“ und „Maß“ proklamiert. Dieser „aporetischen Geschichtsphilosophie“ Camus' liegt der „Etrange Amour“ zum Sein, zum Leben, zu den Brüdern zugrunde, eine „Ontophilie“ (Barilier), deren philosophische Ableitung und Einordnung – nicht zuletzt wegen des Fragmentcharakters des Camusschen Œuvre – problematisch bleiben, deren herausfordernde Aktualität jedoch ungebrochen ist.

In den an die Vorträge anschließenden Diskussionen wurden Detailprobleme ebenso wie Fragen zum jeweiligen Gesamtkonzept der dargestellten philosophischen Positionen erörtert. Dabei kam es nicht selten zu interessanten und weiterführenden Quersprächen unter den Disputierenden des Publikums, was durch die kontinuierliche Anwesenheit aller Referenten sehr begünstigt wurde. Als Konsens schien sich abzuzeichnen, daß Philosophie genuin mit „Hoffnung“ als einem Strukturprinzip der formal auf Sinngebung gerichteten praktischen Vernunft zu tun habe, selbst dann, wenn man Camus' Kritik an bestimmten Gestalten des Hoffnungsdenkens für berechtigt hält. Noch „das Absurde“ ist doch eine wenn auch negative Weise der Erfahrung von Sinn, jenes Sinnes, auf den wir uns a priori in praktischer Kommunikation als Verstehende und Handelnde hoffend beziehen.

Hans Michael Baumgartner

2. Sektion für Pädagogik

Die Veranstaltungen der Sektion Pädagogik befaßten sich in Fortsetzung der Thematik des Vorjahres mit der Problematik des „Pädagogischen Ethos“ in der Lehrerbildung. Zunächst referierte *Prof. Dr. Herbert Zdarzil*: Pädagogisches Ethos und Lehrerbildung:

Ethos ist eine Handlungsdisposition, die normativ orientierende Handlungsbereitschaft eines Menschen. Pädagogisches Ethos ist demnach die normative Orientierung des pädagogischen Handelns.

Pädagogisches Handeln unterscheidet sich von anderen Handlungsformen (etwa vom politischen Handeln) dadurch, daß es auf den einzelnen abzielt. Genauer: es richtet sich auf das Individuum des Educandus in seiner Individualität. Der Educandus als menschliches *Individuum* ist Subjekt, ist *Person*. Das bedeutet, daß der Erzieher den Educandus in seiner Personwürde zu respektieren hat. Er tut dies, indem er ihn zu vernünftiger Selbstbestimmung befähigt. Grundlegend für das menschliche Leben ist dessen *Aufgabenstruktur*: Der Mensch steht vor der Aufgabe, dieses oder jenes zu erkennen, diesem oder jenem zu helfen, einer sozialen, einer ethischen Verpflichtung nachzukommen, seine Umwelt auszugestalten, ein Kunstwerk zu schaffen oder zu verstehen.

Pädagogisches Ethos beachtet den anderen in seiner *Individualität*, wenn sie ihn zur Erkenntnis und Anerkenntnis *seiner* Aufgaben hinführt: in Abschätzung seiner naturhaften Gegebenheiten und Möglichkeiten, in Auseinandersetzung mit den ihm vorgegebenen sozialen und kulturellen Normen, Kommunikationsmuster, sozialen und rechtlichen Ordnungen, Lebensformen, Sinngehalten. Dies besagt, daß Erziehung dem einzelnen zur Ausbildung seiner Identität zu verhelfen habe.

Wenn Lehrerbildung ein solchermaßen verstandenes Ethos vermitteln will, dann muß sie zu dessen Erkenntnis und Anerkenntnis führen, sie muß dieses Ethos aber auch einüben. Sie kann dann aber keine bloß intellektuelle Bildung bleiben und auch nicht in einer wertfreien Haltung verharren. Sie muß, wenn sie ein Ethos vermitteln will, selbst von einem solchen getragen sein.

Nach dieser Grundlegung behandelte *Prof. Dr. Franz Pöggeler* das Thema: Beruf und Ethos des Erziehers zwischen Rolle und Charisma:

In den 60er und 70er Jahren, als das geistige Klima der Deutschen Erziehungswissenschaft stark durch empiristische, positivistische, neomarxistische und behavioristische Aspekte beeinflusst wurde, ist die ethische Sinnggebung des Lehrer- und Erzieherberufs stark in den Hintergrund gerückt, und zwar zugunsten der Auffassung des pädagogischen Berufs als einer „Rolle“. Inzwischen ist aber klar geworden, daß der Rollenbegriff das professionelle pädagogische Tun nur sehr begrenzt zu erklären vermag. Dieser Begriff hat den Vorteil, auf neue pädagogische Berufsrollen aufmerksam zu machen und diese zu beschreiben. Jedoch ergibt sich dabei, daß ein Lehrer, der seinen Beruf lediglich als soziale Rolle ausübt, nichts anderes tun kann, als eine Fülle von Rollenerwartungen zu erfüllen, die von der Gesellschaft bzw. vom Dienstherrn gegeben und deren Einhaltung notfalls durch Sanktionen erzwungen werden kann. Eine Personalismus- und normativ orientierte Erziehungswissenschaft gibt aber zu bedenken, daß der Lehrer und Erzieher die Möglichkeit haben muß, auf Grund seiner fachlichen Kompetenz und seines Gewissens freie Entscheidungen in seinem Beruf treffen zu können, statt nur im Rahmen eines vorgegebenen Rollenmusters zu handeln. Zugleich wird klar, daß man den Lehrerberuf nicht „als ob“ in bloßer Routine ausüben darf. Die Vorbildfunktion des Lehrers muß neu reklamiert werden, wiewohl es zugleich erforderlich ist, deren frühere idealistische Überhöhung kritisch zu sehen. Nicht die fraglose Vermittlung vorgegebener Wissensstoffe, sondern die kritische Auseinandersetzung mit diesen muß im Zentrum der Lehrtätigkeit stehen. Neu zu bedenken ist heute die Tendenz sukzessiver Professionalisierung anderer pädagogischer Berufe neben dem Lehrerberuf: parallel hierzu verläuft die Entwicklung zu einem Spezialisierung, der die Gefahr enthält, gesamtgesellschaftliche Aspekte außer acht zu lassen. Allerdings muß die Professionalisierung pädagogischer Tätigkeiten, die früher von Laien ausgeübt wurden, auch eine Akzentuierung des pädagogischen Laienengagements bewirken, vor allem in der Mitverantwortung der Eltern für die Schule. Bei christlichem Verständnis des Lehrerberufes ergibt sich eine Relation zwischen Rolle und Charisma, Beruf und Berufung. Zugleich ergibt sich die Notwendigkeit in Lehreraus- und -weiterbildung, das Lehrer-Schüler-Verhältnis als personalen Bezug aufzufassen, bei dem es um gemeinsame Suche nach der Wahrheit und dem Sinn des Lebens geht. In diesem Sinne sollte sich eine christlich motivierte Erziehungswissenschaft in Zukunft stärker um die Erarbeitung einer zeitgerechten, neue anthropologische Erkenntnisse beachtenden Ethik des Erzieherberufs bemühen.

Das Schlußreferat hielt *Dr. Konrad Schmittner*, Stuttgart: Pädagogisches Ethos und Lehrerbildung in rechtlicher Sicht:

Wie vornehmlich die Verhandlungen des 51. Deutschen Juristentages von 1976 und das dort vorgelegte Gutachten von Oppermann zeigen, befassen sich Rechtswissenschaft und Rechtspraxis in stets steigendem Maße mit dem Problemkreis, nach welchen rechtlichen Grundsätzen das öffentliche Schulwesen und die Stellung der an ihm Beteiligten geordnet werden kann.

Auf dieser Basis untersuchte der Referent zunächst die Frage, ob es – rechtlich gesehen – ein Ethos pädagogischen Handelns gibt:

Auf der verfassungsrechtlichen Ebene des Grundgesetzes (GG) erweist sich, daß die Rechtswissenschaft hier aus Art. 1 Abs. 1 und Art. 2 Abs. 1 GG das Schulgrundrecht des Kindes auf freie und menschenwürdige Entfaltung seiner Persönlichkeit abgeleitet hat. Konkretere Aussagen über die Aufgabe des Lehrers, den jungen Menschen zu selbstverantworteter personaler Lebensführung in Staat und Gesellschaft anzuleiten, sind jedoch den meisten Landesverfassungen zu entnehmen. Ferner enthalten die Schulgesetze aller deutschen Bundesländer einen Katalog entsprechender Erziehungsziele. Auch die Kultusministerkonferenz hat in der Erklärung zur Stellung des Schülers in der Schule Aussagen zum Ethos pädagogischen Handelns gemacht.

Nach der Feststellung, daß in unserer Rechtsordnung ein Ethos pädagogischen Handelns in Form von differenzierten Erziehungszielen verankert ist, wandte sich der Referent eingehend der Frage zu, ob dieses verfassungsrechtlich und gesetzlich normierte pädagogische Ethos aus Rechtsgründen bereits in die drei Phasen der Lehrerbildung Eingang finden müsse. Hierbei ergab sich,

daß die Vermittlung dieses Ethos des pädagogischen Handelns aus hochschulrechtlichen Gesichtspunkten (§ 7 HRG) im Rahmen des Lehramtstudiums erfolgen muß. Aber auch in der zweiten Phase der Lehrerbildung, dem Vorbereitungsdienst, der eigentlichen Einführung in den Lehrerberuf ist eine vertiefte Kenntnis der rechtlich normierten Erziehungsziele zu vermitteln. Dies gilt schließlich ebenso für die Lehrerfortbildung, die dritte Phase der Lehrerbildung, mit der die Berufsqualifikation des Lehrers erhalten und verbessert werden soll.

Am Nachmittag fand eine Podiums- und Plenumsdiskussion em Thema: „Die Problematik der Vermittlung von pädagogischem Ethos in Lehrerbildung und Lehrerweiterbildung“ statt. Unter der Leitung des Sektionsleiters diskutierten ein Politiker (Staatssekretär *Prof. Dr. Theodor Balle*, Stuttgart), ein Medienfachmann (Intendant *Prof. Dr. Hubertus Rohde*, Saarbrücken) und ein Praktiker (Rektor *Heinz Bielefeld*, Aldenhoven). Die Diskussion zeigte einerseits das Spannungsfeld zwischen Theorie, Praxis und Vermittlung; sie konnte aber auch die fruchtbare Herausforderung in der Gegenseitigkeit der verschiedenen Aspekte deutlich machen.

Marian Heitger

3. Sektion für Psychologie und Psychotherapie

Die Sektion befaßte sich im Rahmen der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Aachen mit Problemen aus dem Bereich der Pädagogischen Psychologie. Es referierten

Prof. Dr. Dieter Rüdiger, Regensburg:

„Probleme und Einsatzfelder der psychologischen Beratung in der Schule“

Herkömmlich sind drei *Einsatzfelder* der psychologischen Beratung in der Schule zu unterscheiden: *Schullaufbahnberatung* für Entscheidungshilfen bei Problemen z. B. der Einschulung und des Schulübertritts, der Schulart- und Bildungszweigwahl; *Einzelfallhilfe* zur Prävention und Behebung von Störungen des Erlebens sowie des Leistungs-, Lern- und Sozialverhaltens; *Beratung von Schule und Lehrer* (auch Systemberatung) zur Verbesserung der schulischen Erziehungs- und Lernbedingungen, auch zur Prävention von Verhaltensstörungen.

Exemplarisch werden zu jedem Einsatzfeld *einzelne Konzepte* innovatorischen Gehalts anskizziert und beurteilt: Zur „Schullaufbahnberatung“ die *Prozeßdiagnostik* mit interaktions-, verhaltens- und modifikationsorientierten Komponenten sowie einer konsequenten Verzahnung von Diagnose- und Treatmentmaßnahmen; zur „Einzelfallhilfe“ die *kognitiv-kooperative Verhaltensmodifikation* (VM), die im Vergleich zur klassischen VM Fremdverstärkung durch Selbstbewertung und -verstärkung, Weisung durch Kooperation, Schemahaftigkeit durch flexible Strategie ablösen will, zur „Beratung von Schule und Lehrer“ einerseits die bis dato in der Lehrerbildung vernachlässigte *Vermittlung pädagogisch-kommunikativer und beratender Kompetenzen*, andererseits die Vermittlung unterrichtsorganisatorischer Konzepte der *Lernwegdifferenzierung* (zielerreichendes Lernen) und der *Methodendifferenzierung* (Wechselwirkung zwischen Schülermerkmalen und Unterrichtsmethode, auch ATJ).

Am Beispiel der Schullaufbahnberatung wird dann aufgezeigt, daß die ursprünglich mehr einsatzfeldisolierte Praxis der Beratung in der Schule heute zunehmend einer *Integration der Beratungsfunktionen* weicht: Keine optimal ausgeübte tätigkeitsfeldspezifische Beratungsfunktion kommt ohne Beratungsfunktionen aus den jeweils beiden anderen Einsatzfeldern aus. Angesichts der unterschiedlichen und z. T. begrenzten Kompetenzen von Beratern in der Schule wird damit eine Kooperation innerschulischer und außerschulischer Beratungsdienste um so erforderlicher.

Eine abschließende Betrachtung gilt dem *Ausbaustand* der ps. Beratung in der Schule in der Bundesrepublik. Dabei werden länderspezifische Unterschiede, Einseitigkeiten, die mangelnde Beratungsnetzdicke, der z. T. mangelnde Ausbildungsstand sowie das überregionale Ausbildungskonzept des dt. Instituts für Fernstudien („Ausbildung zum Beratungslehrer“) angesprochen.

Prof. Dr. Meinrad Perrez, Fribourg/Schweiz:

„Verhaltensstörungen bei Schulkindern“

Im ersten Teil des Referates wurde der Störungsbegriff einer Analyse unterzogen. Was heißt, ein Kind sei „verhaltensgestört“? Die wichtigsten impliziten und expliziten Störungsdefinitionen, die bisher in epidemiologischen Untersuchungen zugrunde gelegt wurden, zeigen, daß jeder einfache Versuch, „normales“ von „abnormem“ Verhalten abzugrenzen, mit schwerwiegenden Unzulänglichkeiten verbunden ist. Wird z. B. ein *statistischer Normbegriff* im Sinne der Normalverteilung unterstellt, so genügt es, daß eine „Störung“ häufig genug vorkommt, damit sie zur Normalität avanciert. Oder wird die *behandelte Prävalenzrate* als Kriterium für die Verteilung der Störungshäufigkeit verwendet, so sagt die Zahl vermutlich mehr über das psychosoziale Versorgungssystem als über die „wahre“ Verteilung etwas aus. Es wurde vorgeschlagen, Störungen zu definieren als potentiell mehrdimensionale Abweichung von Normen. D. h. daß ein als „gestört“ bezeichnetes Verhalten analysiert werden sollte auf die Frage hin, von *welchen Normen* es in welcher Weise abweicht oder nicht abweicht. Als relevante Normen kommen hauptsächlich soziokulturelle, ideale, statistische, individuelle und biologische in Frage. Die mehrdimensionale Abweichungsbeurteilung differenziert den Störungsbegriff.

Im Anschluß an diese Reflexion wurden ältere und neuere Statistiken zur Verteilung von *Verhaltensstörungen* bei Schülern besprochen, die je nach verwendeten Kriterien und Erhebungsverfahren zwischen 15 % und 35 % der Schulkinder als verhaltensgestört diagnostizieren.

Der letzte Teil des Referates war einigen Störungstheorien gewidmet. Es wurden die *Etikettierungstheorie*, die *Anomietheorie* und die *Verhaltenstheorie* auf ihre Erklärungsrelevanz für die Entstehung von gestörtem Schülerverhalten befragt.

Es zeigte sich, daß die vorgesehene reichliche Diskussionszeit von den Teilnehmern zu einer lebhaften und ausgiebigen Diskussion beider Referate benutzt wurde.

Wilhelm Josef Revers

4. Sektion für Geschichte

Die erste Sektionsveranstaltung am Montag, 6. Oktober, 9–12 Uhr, galt der Rahmenproblematik „*Kulturkampf*“.

Privatdozent Dr. Winfried Becker (Bonn) sprach über das Thema:
„Der Kulturkampf als europäisches und als deutsches Phänomen“.

1) Unter „Kulturkampf“ ist nicht die über Jahrhunderte andauernde Minderheitssituation katholischer Staatsbürger in den protestantischen Ländern Nord-, Nordwest- und Mitteleuropas zu verstehen. Der Kulturkampf als historisches Phänomen ist überhaupt nicht primär aus konfessionellen Gegensätzen zu erklären, wenn solche auch verschärfend auf ihn eingewirkt haben. Der Kulturkampf war vielmehr eine kontinentaleuropäische Erscheinung vorwiegend in mehrheitlich katholischen Ländern oder in Ländern mit starken katholischen Minderheiten. Er entstand dort, wo in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts der machtvoll vordringende zentralisierende Einheitsstaat sich im Geist des Fortschritts mit teils säkularistisch wirkenden, teils der Religion direkt feindlichen Zeitströmungen verband und den bis dahin staatskirchlich, konkordatär oder verfassungsrechtlich garantierten Status der Kirche und ihren Einfluß auf die Gesellschaft zurückdrängen wollte: Kulturkampf oder angespannte staatlich-kirchliche Verhältnisse sind zwischen 1850 und 1914/20 in Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien, im Deutschen Reich, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Österreich-Ungarn und im Zarenreich zu verzeichnen.

2) Typologisch ist der Kulturkampf nicht mehr den Maßnahmen des (absolutistischen) Staatskirchentums und noch nicht dem Kirchenkampf des totalitären Staates zuzuordnen. Vom staatskirchlichen Eingriff ist er weniger durch die Methode als durch die neue Begründung staatlichen Vorgehens zu unterscheiden. Er war deshalb ein Vorläufer des Kirchenkampfes, wies aber charakteristische Differenzen zu diesem auf: geringere Konsequenz, ungleich mehr offener und selbstbewußter Widerstand, Vielfalt und Unterschiedlichkeit der ihn begünstigenden Ideologien.

Da der Staat sich im Kulturkampf noch nicht mit einer kirchenfeindlichen Ideologie identifizierte und seine liberal-konstitutionelle oder demokratisch-parlamentarische Verfassung sowie seine gesteigerte Befugnis der Wahrung von Ordnung und Recht auch gegen sich selbst gelten ließ, blieb ihm der Rückzug auf seine wohlwogenden Interessen, die positive Indifferenz bzw. den „athéisme possible et négatif“, damit die Beendigung des Kulturkampfes, möglich.

3) Der doktrinaire Anspruch des postabsolutistischen Staates auf Formierung einer Staatsgesellschaft legitimierte nicht nur das neue Grundrecht der Kirchen auf einen eigenen Lebensraum und auf Freiheit, sondern auch das Hervortreten christlicher Kräfte und Parteien im nationalen parlamentarischen Rahmen und ihren Willen auf Mitbeteiligung an einer als einseitig empfundenen Willensbildung im Staat. Diese Gruppen und Parteien waren keine Ersatzkirchen; sie entwickelten zugleich mit der Verteidigung originärer gesellschaftlicher Rechte eine eigenständige politische Programmatik und gediehen am besten in der christlich orientierten parlamentarischen oder konstitutionellen Monarchie. Der abrupte Übergang vom Kaiserreich zur Republik in Frankreich war dem Wachstum einer christlichen Partei äußerst ungünstig.

4) Der Kulturkampf war ein begrenzter Modernisierungskonflikt. In dem Maß, in dem sich der Staat autonome ideologische Grundlagen schuf und das Bündnis von Thron und Altar aufgab, war die Kirche gezwungen, aus dem Status einer protegierten aber auch bevormundeten Religionsgesellschaft herauszutreten. Sie mußte auf neue Weise sich als frei begreifen – Freiheit reklamieren. Ihr naturrechtlich begründetes Interesse an der Erhaltung der Ordnungsmacht Staat blieb erhalten, aber sie mußte neue Möglichkeiten der Wirkung und neue Unterstützung im vorkirchlichen gesellschaftlich-politischen Raum gewinnen. In dem neuen „Ultramontanismus“, soweit man darunter keine innerkirchliche Richtung, sondern die Möglichkeit und Berechtigung des kirchlich gesinnten Volkes zum politischen Votum für die auf politische Weise bekämpften Anliegen der Kirche versteht, fand die kirchliche Unabhängigkeit eine neue zeitgemäße Unterstützung. Die christlichen Parteien waren ein Phänomen der Zeitgeschichte wie die Ideologien, aus deren Bekämpfung sie entstanden oder gewachsen sind – Anlaß genug zu fragen, ob die Christen die mühsam errungene Chance politischer Mehrheitsfähigkeit im Staat gering veranschlagen dürfen.

Der Vortrag erscheint als Aufsatz im Hist. Jahrb. 101/I (1981).

Prof. Dr. Zygmunt Zieliński (Lublin/Polen) behandelte das Thema:
„Der Kulturkampf in der Provinz Posen“.

Der Kulturkampf in den größtenteils von Polen bewohnten Ostprovinzen Preußens, besonders aber in der Provinz Posen verlief auf kirchlichem Boden ohne wesentliche Unterschiede im Vergleich mit ganz Preußen. Die Verhaftung des Erzbischofs Ledóchowski und Aufhebung der beiden Konsistorien in Gnesen und Posen verursachten die Entstehung einer geheimen Diözesanverwaltung, die von der Polizei sorgfältig verfolgt wurde. Es gab auch ab 1875 keine offizielle Seminartätigkeit, und die wenigen Priesterkandidaten studierten an den ausländischen Hochschulen. Die neugeweihten Priester, die dem Gesetz vom 11. Mai 1873 zuwider ordiniert wurden, konnten schon keinen kirchlichen Posten bekleiden, mußten sich also einer geheimen Seelsorge zuwenden, die in der Provinz Posen viel mehr ausgebaut war als anderswo.

Eine heikle Frage, die dem Kulturkampf in der Provinz Posen ein eigenartiges Gepräge gab, war das Nationalitätenproblem. Deshalb darf man sagen, daß der Kulturkampf in der Provinz Posen viel schärfer geführt wurde als in den anderen Landesteilen; dazu trugen die Lokalbehörden bei. Der Eifer der niederen Beamtschaft war nicht so sehr von den religiösen Differenzen, wie von der nationalen Gegnerschaft genährt. Die Zentralregierung billigte von vornherein alle antipolnischen Maßnahmen, was vor dem Kulturkampf nicht immer stattfand. Erst jetzt also vereinigten sich öffentlich die antipolnischen Tendenzen der Provinzialbehörden, die von nun an bis zum Jahre 1918 – mit Ausnahme der Caprivizeit – volle Anerkennung und Unterstützung Berlins genossen.

Die Ergebnisse des Kampfes. Im Unterschied mit anderen Provinzen verursachte der Kulturkampf hier eine weitgehende Umgestaltung der inneren Verhältnisse. Schwere Schäden, die das innere Kirchenleben erlitt, sind nicht zu leugnen. Die Zahl der Geistlichen sank herab, viele Kirchen und Kirchengebäude verfielen einer weitgehenden Baufälligkeit. Das Kirchenvermögen gab unter der kommissarischen Verwaltung ein vermindertes Einkommen, während gerade damals die Bedürfnisse anstiegen. Das waren aber die materiellen und organisatorischen Verluste. Gleichzeitig gab der Kulturkampf Anlaß zur Steigerung des katholischen Bewußtseins in den

breiten Volksschichten. Das Kirchenvolk fühlte sich nun zum ersten Mal wirklich verantwortlich für die Kirchengemeinden. Die Laien verrichteten nicht nur die Temporalien, sondern hielten sehr oft auch priesterlose Andachten. So wie die Seelsorger, mußten nicht selten auch die Laien ihre Hingabe für die Kirche büßen. Je länger der Kulturkampf dauerte desto besser befestigte sich die Überzeugung, daß die Gewaltmittel nur bescheidene und kurzdauernde Erfolge bringen.

In der Provinz Posen brachte der Kulturkampf gewiß auch eine stärkere Verschmelzung des Katholizismus und des Polentums mit sich als zuvor. Die Durchschnittsmenschen, die noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ohne jegliche Feindschaft gegenüber den preußischen Behörden eingestellt waren, standen jetzt ganz unter dem Einfluß der polnischen Führungsschichten, d. h. des Klerus und des Adels. Der Freiheitsgedanke, der Glaube an die Wiedergeburt Polens wurden nun immer mehr lebendig. Natürlich kamen diese Überzeugungen dort zum Ausdruck, wo sich eine Gelegenheit dazu öffnete. Das war gerade der kirchliche Boden, wo u. a. die entstehenden polnischen Organisationen einen Stützpunkt fanden. Der Kulturkampf ist also für das polnische Gesellschaftsleben ein wichtiger Wendepunkt geworden.

Der Vortrag erscheint als Aufsatz im Hist. Jahrb. 101/I (1981).

An die beiden Vorträge schloß sich eine *Podiumsdiskussion*, geleitet von *Prof. Dr. Josef Becker* (Augsburg), an der sich mit Kurzreferaten beteiligten *Prof. Dr. Viktor Conzemius* (Luzern/Schweiz), *Prälat Prof. Dr. Erwin Gatz* (Città del Vaticano) und *Prof. Dr. Christoph Weber* (Città del Vaticano – Düsseldorf) neben den beiden Referenten.

Prof. Dr. Erwin Gatz ergänzte die Diskussion durch Ausführungen über „Die Fuldaer Bischofskonferenz und die Beilegung des Kulturkampfes“:

Die Fuldaer Bischofskonferenz, die seit der Emigration (1875/76) und dem Tod mehrerer ihrer Mitglieder im Laufe des Kulturkampfes in ihrer Aktionsfähigkeit immer mehr beeinträchtigt wurde, hat sich in die seit 1878 schwebenden Verhandlungen um die Beilegung des Kulturkampfes erst 1880 durch ihren Vorsitzenden P. Melchers einzuschalten vermocht. Im Gegensatz zu dem konzessionsbereiten Leo XIII. hat sie die Rückkehr zum kirchenpolitischen Status quo ante gefordert. Die kirchenpolitische Geschlossenheit des preußischen Episkopates ging jedoch seit 1882 nach der Berufung neuer Bischöfe verloren, denn während einerseits der kompromißlose Kurs von Melchers u. a. durch M. F. Korum und R. Herzog verstärkt wurde, schlug G. Kopp schon bald einen anderen Kurs ein, indem er sich in geheimen Verhandlungen für einen Kompromißfrieden einsetzte und dafür nicht nur die Berliner Regierung und Leo XIII., sondern auch einzelne Mitglieder des Episkopates gewann.

Am Montag, 6. Oktober, um 12 Uhr folgte ein Bericht von *Prof. Dr. D. Carlos Baciero SJ* (Madrid/Spanien) über „Das Corpus Hispanorum de Pace, Madrid: ein wissenschaftliches Unternehmen im Dienste internationaler Zusammenarbeit“. Die Aussprache leitete *Prof. Dr. Hans Juretschke* (Institut der Görres-Gesellschaft Madrid).

Die wissenschaftliche und persönliche Verbindung des Instituts der Görres-Gesellschaft und des Spanischen Forschungsrates (ihres Gastgebers), dem die Herausgeber des CHP angehören, sowie die Interessantheit des Projekts lassen es angebracht erscheinen, den Bericht von *Prof. Dr. D. Carlos Baciero* folgend ungekürzt wiederzugeben:

I. *Was ist das CORPUS HISPANORUM DE PACE (CHP) und die ESCUELA ESPAÑOLA DE LA PAZ (EEP)?*

Das CHP ist eine dem Institut für Rechtswissenschaften des Spanischen Forschungsrates in Madrid angeschlossene Abteilung unter der Leitung von Professor Luciano Pereña. Ihr Hauptzweck besteht in der Untersuchung und Darstellung der spanischen Reflexionen über den Frieden im 16. und 17. Jahrhundert, wobei dieser Gedankenkomplex in seiner umfassenden Bedeutung als menschliches Zusammenleben im Rahmen der Freiheit verstanden wird. Die Gruppe jener Sachkenner, die in größerem oder geringerem Umfang durch bedeutende juristische und theologische Werke die Probleme des Menschen in der Gemeinschaft auf allen Ebenen studiert haben, nennen wir EEP.

Viele von ihnen, wenn natürlich auch nicht alle, sind zu Ruhm und Ehren gelangt. Trotzdem entspricht der Grad ihrer Berühmtheit nicht immer dem wirklichen Wert ihrer Werke. Wir stehen hier vor einem typisch hispanischen Phänomen der Iberischen Halbinsel, das in seiner Zielsetzung von riesigen Ausmaßen, Ursprung und Entfaltung vor allem der Förderung durch die Universitäten von Salamanca, Alcalá, Évora und Coimbra verdankte.

Die Tatsache, daß die EEP bereits unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden eine große Durchschlagskraft zeigte und die geistige Elite auf der Iberischen Halbinsel für sich gewann, ist ein weiterer Beweis dafür, daß sich der spanischen Geschichte mit dem Auftritt der Katholischen Könige Isabel von Kastilien und Fernando von Aragón eine Glanzzeit erschließt.

Über eine längere Zeitspanne hinweg empfängt Spanien als Schmelzofen verschiedener Rassen, Kulturen und Zivilisationen mancherlei Einflüsse, durch die seine vielseitige und reiche Persönlichkeit als Volk erst seine endgültige Form erhält. Aus dem gemeinsamen historischen Schicksal, das alle Königreiche Spaniens verbindet, entwickelte sich schließlich die von den Katholischen Königen erstrebte nationale Einheit. Dieses Herrscherpaar stellt außerdem die Weichen für die spätere Politik und für die Zukunft des neugegründeten modernen Staates.

Nachdem die politische, soziale und wirtschaftliche Situation im Innern gefestigt war, entstand eine überquellende und sich nach allen Seiten ausbreitende Bewegung nach außen, die sich für fast anderthalb Jahrhunderte mittels der Habsburger Monarchie – insbesondere durch Karl V und Philip II – ausdehnt. Spanien erlebt sein Goldenes Zeitalter und erreicht den Gipfel seiner geschichtlichen Größe.

Was geschah, war eine Art vitaler Explosion des spanischen Genies, die alle Dimensionen des menschlichen Lebens erfaßte: Politik, Religion, Kultur, Kunst und sogar die Wirtschaft. Während dieser Hochzeit seiner Geschichte entdeckt Spanien Kontinente, umschifft die Erde, öffnet sich Europa und der Welt gegenüber mit eindrucksvoller Kraft, macht Frankreich die Hegemonie in Europa streitig und wird zu führenden Macht in der europäischen Ordnung, wie sie im Frieden von Cateau-Cambrésis hergestellt wurde. Spanien entwickelt sich zum bestorganisierten modernen Staat, wird zur ersten Weltmacht und ist das Zentrum eines unermesslichen Imperiums.

Seine Fähigkeit zur Initiative ist enorm; es entsteht ein großartiger Wiederaufschwung auf allen Wissensgebieten und in der Kunst: es ist die Epoche der großen Theologen, Juristen, Mystiker, Literaten, Maler, Architekten und Musiker. Spanien wird zur Bastion der Katholischen Orthodoxie gegenüber dem aufkommenden Protestantismus in Europa und zum Rückgrat des Konzils von Trient, zu dem es seine bedeutendsten Theologen und Juristen der Zeit entsendet.

Die Bedeutung seiner geistigen Vormachtstellung erhellt unter anderem aus dem Einfluß, den es auf die deutsch-lutherische Metaphysik im 17. Jahrhundert ausübt, wie aus der Untersuchung von Ernst Lewalter hervorgeht.

Im Rahmen dieser überwältigenden Bewegung nationaler Wiedergeburt entsteht und wächst die EEP. Charakteristisch für diesen Vorgang ist die gewaltige kollektive Denkleistung, welche diese akademischen Lehrer über verschiedene Generationen hinweg vollbringen. Von gleichen Quellen und Forschungsmethoden ausgehend, vermitteln sie uns eine gemeinsame, der Schule eigene Lehre in einem ununterbrochenen Entwicklungs-, Vertiefungs- und Systematisierungsprozeß; ihre Lehre fand Eingang in das nationale Bewußtsein und setzte sich als die politische Norm durch, welche die Aufgaben des Staates zu lenken hatte. Ihre Absicht lag vor allem darin, eine passende Lösung für die sehr schweren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme zu finden, die sich auf Grund der weltbewegenden Ereignisse wie etwa der Entdeckung Amerikas, der Schaffung des modernen Staates, des Zerfalls der religiösen Einheit Europas und des Wachstums von Industrie und Wirtschaft entstanden waren. Solche Probleme übten auf die Theorie einen starken Druck aus. Mit einem tiefen psychologischen Einfühlungsvermögen in die Wirklichkeit ihrer Zeit und einem inneren Bewußtsein der Bedeutung des geschichtlichen Augenblicks, den sie erlebten, versuchten sie, die Fundamente zu entdecken, auf die sich die neuentstehende Gesellschaft gründen müsse.

Diese kollektive, für die EEP charakteristische Leistung unterscheidet drei Phasen: eine erste schöpferische unter Francisco de Vitoria (1492–1546) ihrem Begründer, einem Dominikaner und Lehrer in Salamanca; Domingo de Soto (1497–1550), einem Dominikaner und Lehrer in Salamanca sowie Beichtvater Karls V.; ferner unter Diego de Covarrubias (1512–1577), Kanonist und Lehrer in Salamanca sowie Kanzler von Kastilien; dann unter Martín de Azpilcueta (1493–1586), Kanonist und Lehrer in Salamanca und Coimbra. Zur zweiten Phase, mehr kultureller Expansion,

gehören unter anderen folgende Persönlichkeiten: Antonio de Sotomayor (1548–1648), Dominikaner und Lehrer in Santiago de Compostela sowie Staatsrat; Bartolomé de Medina (1527–1581), Dominikaner und Schüler Victorias, Lehrer in Salamanca. Schließlich folgt eine dritte Periode, vornehmlich doktrinärer Systematisierung, die auf dem Weg über Domingo Báñez (1528–1604), Dominikaner und Lehrer in Salamanca, ihre Krönung in Francisco Suárez (1548–1617) findet. Dieser war Jesuit und Lehrer in Salamanca, Rom, Alcalá de Henares und Coimbra. Bei Suárez fließen in harmonischer Synthese die juristische, theologische und philosophische Wissenschaft zusammen. Sein Werk *De legibus* wurde zum repräsentativsten Text der Schule.

Auf drei Ebenen bildete sich die Lehre der Schule aus, bevor sie sich konsolidierte und nationales Bewußtsein Besitz ergriff. Den ersten Platz nahmen die akademischen Lehrstühle ein, sowohl die der Fakultäten für Theologie wie der für Zivil- und Kirchenrecht, an denen ein großer Teil der Cortes-Abgeordneten und anderer führender Köpfe des Landes ausgebildet wurden, die den politischen Ablauf der Ereignisse und die Orientierung bei der Lösung nationaler Probleme entscheidend zu beeinflussen hatten.

Die zweite Ebene konstituierten die von diesen Meistern veröffentlichten Werke; diese bedeuteten eine große wissenschaftliche Leistung, wenn man sie als ein Ergebnis der Forschung ansieht. Nicht weniger als 125 Werke kann man zählen, in denen die Friedentheorie auf die eine oder andere Weise dem Studium und der Ausarbeitung unterworfen wird. Die wichtigsten unter ihnen haben echten Quellenwert; andere erfüllen die nicht zu unterschätzende Aufgabe, die Lehre der Schule zu verbreiten und fortzuführen.

Eine dritte Ebene verkörpern die politischen Abhandlungen und moralischen Berichte, die die Universitätsprofessoren als Antwort auf die Anfrage abfaßten, welche der König oder in der Verwaltung führende Persönlichkeiten über verschiedene Probleme zur politischen Lage an sie richteten. In diesen Berichten bemühten sie sich um die Anwendung der auf dem Katheder und in den veröffentlichten Werken dargestellten Prinzipien auf die konkrete historische Lage.

II. Aufgaben, die sich das CHP gestellt hat.

Die XVII. Vollversammlung der UNO lud in ihrem Beschluß Nr. 1816 von 1962 die um die Friedensprobleme bemühten nationalen und internationalen Organisationen ein, ihre Anstrengungen dem Studium dieser Probleme zu widmen und wissenschaftliche Forschungen über die Möglichkeiten und Methoden zur Lösung internationaler Konflikte durchzuführen. Als Antwort auf diese Einladung veröffentlichte das CHP 1963 den 1. Band seiner Sammlung. Seit diesem Datum sind 16 Bände publiziert worden, wobei eine doppelte Thematik verfolgt wurde: *Souveränität und Internationale Gemeinschaft* zum einen, und zum anderen *Demokratie und Menschenrechte*. Die Bände verteilen sich auf folgende Autoren: Francisco de Vitoria, Bartolomé de las Casas, Martín de Azpilcueta, Juan Roa Dávila, Fray Luis de León, Francisco Suárez und Diego Pérez de Mesa.

Die ersten drei Bücher des Werkes *De legibus* von Suárez liegen bereits in einer kritischen Ausgabe vor; der Text des 7. Buches dieses Werkes (Demokratie und Teilnahme des Volkes) befindet sich in Vorbereitung, womit das CHP den Zyklus der Thesen von Suárez über die Demokratie abschließt: Volkssouveränität (Bd. II, der das Buch III der *Defensio Fidei* enthält), Politische Macht (Bd. XV: 1. Teil des Buches III *De legibus*), Politische Verpflichtung (Bd. XVI-XVII: 2. Teil des Buches III *De legibus*), und Treueeid (Bd. XIX: Buch VI der *Defensio Fidei*).

Der in Vorbereitung befindliche Band (das heißt Buch VII *De legibus*) wird drei weitere Teile einschließen, in denen die Wirkung der Thesen von Suárez auf die Unabhängigkeit in Amerika nach Einflußzonen erforscht wird. Diese Präsenz von Suárez ist in Nordamerika über Jefferson spürbar und in Lateinamerika über die Jesuiten-Universitäten, an denen jene Politiker ausgebildet wurden, die, von den demokratischen Ideen Suárez gegen den königlichen Absolutismus getragen, zu den theoretischen Wortführern der Unabhängigkeit in den lateinamerikanischen Kolonien wurden.

Es ist dabei durchaus möglich, daß die Schlußfolgerungen zu einer Revision der bisher als geschichtlich akzeptierten Wahrheit führen und der bekannten Anti-Spanien-Legende (Leyenda Negra) durch die wissenschaftliche Forschung jene Grundlage entziehen, die im Schatten der Rousseau'schen Fahne mit der Absicht geschaffen war, die wirklichen Intentionen zu verbergen, die zur Unabhängigkeit Amerikas die Impulse lieferten.

Das Forschungsprojekt „Gewalttätigkeit und gerechter Krieg: Die Spanische Friedensschule“ befindet sich ebenfalls in Arbeit. Es wird drei kontinuierliche und sich ergänzende Bände umfassen. Der erste enthält die Beiträge der ersten Generation der EEP zu diesem Thema und beginnt mit der „relectio“ (einer Art Eröffnungsvorlesung) Francisco de Vitorias über *de iure belli*; dazu kommen unveröffentlichte Vorlesungen von Domingo de Soto, Melchor Cano, Bartolomé de Carranza, Diego de Chaves und Domingo de la Cueva. Der zweite Band wird die Studien der zweiten Generation der EEP über die Kolonisierung Amerikas enthalten und geht dabei vom Zentraltext von Juan de la Peña aus, um den sich die unveröffentlichten Dokumente von Antonio Sotomayor, Juan de Gevara, Mancio de Corpus Christi, Bartolomé de Medina und der Meister von Alcalá gruppieren. Der dritte Band wird die Bestrebungen der dritten Generation der EEP enthalten, den Krieg menschlicher zu machen und zu einer friedlichen Lösung der Kriegskonflikte zu gelangen. Diese Bemühungen werden in den Dokumenten der Meister von Evora und Coimbra um den typischen Text von Fernando Pérez herum zusammengefaßt, der seinerseits seinen Höhepunkt in der bereits klassischen Vorlesung des Francisco Suárez findet.

Augenblicklich steht der die kritische Ausgabe des Buches IV *De legibus* von Suárez über Kirche und Staat enthaltende Band kurz vor der Herausgabe.

Als letzte Neuheit unserer Sammlung CHP sei noch der gerade erschienene Band mit dem Werk von Diego Pérez de Mesa: *Politik und Staatsraison* erwähnt. Dieser Autor galt bei seinen Zeitgenossen zu Ende des 16. und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts als einer der bedeutendsten Mathematiker und Kosmographen, berühmter Historiker und politischer Sachberater des zeitgenössischen Spaniens. Sein feiner Instinkt für geschichtliche Realitäten und eine außerordentliche Beobachtungsgabe machen ihn zu dem begabtesten Vertreter der Schule bei der Verwirklichung der wissenschaftlichen Aufgabe seiner großen Lehrer, indem er ihre Prinzipien auf das politische Staatsleben zur Anwendung brachte. Durch bloße Beobachtung und geschichtliche Erfahrung belehrt und politisch ausgebildet, entstehen allmählich die demokratischen Grundsätze der Schule. Pérez de Mesa sagt uns, *wie* eine Demokratie auf Grund dieser Prinzipien realisierbar ist. Die Erziehung des Staatsbürgers ist der Schlüssel für die Verwirklichung einer authentischen Demokratie im Dienst der Gemeinschaft und der sozialen Stabilität. Pérez de Mesa versucht, wie Professor Pereña bemerkt, den Staatsbürger zu fördern, indem er ihn zu politischer Verantwortlichkeit befähigt.

III. Die von der Gruppe des CHP angewandte Methodik

Die Arbeitsgruppe des CHP hat sich vorgenommen, mit der gleichen sachlichen Seriosität alle jenen Werke der großen Lehrer zu veröffentlichen, die durch ihre Einsicht und Wissenschaftlichkeit eine Orientierung anzubieten haben, oder eine wegweisende Tätigkeit im Hinblick auf die Lösung dringender aktueller Probleme zum Frieden in unserer heutigen Welt ausüben können.

Deshalb genügt sie sich nicht damit, eine kritische, wissenschaftliche solide Ausgabe der von ihr publizierten Werke anzubieten, so wichtig dies auch an sich schon ist. Sie beabsichtigt außerdem, mit Hilfe historischer Forschungsmethodik den Schlüssel zu richtiger Interpretation und eigentlichem Verständnis des erforschten Autors zu liefern. Der Autor wird innerhalb der von ihm erlebten geschichtlichen Konstellation studiert und vorgestellt. Denn nur aus dieser konkreten historischen Perspektive heraus und unter Berücksichtigung des kulturellen, politischen und persönlichen Niveaus, auf dem das Leben und Denken des Autors sich verwirklichte, ist es möglich, die tatsächliche Tragweite seiner wissenschaftlichen Formulierungen zu verstehen und den Wert seiner Beiträge einzuschätzen. Dieser Aufgabe dient in erster Linie das Vorwort, das dem kritischen Text vorangeht, sowie der dokumentarische Anhang und die historisch-wissenschaftlichen Studien, die wahrscheinlich in zusätzlichen Bänden erscheinen werden.

Dies trifft zum Beispiel für den erst vor kurzem herausgegebenen Band, der Einführung zum Buch VI der *Defensio Fidei* von Suárez zu, nämlich: *De iuramento fidelitatis. Gewissen und Politik; ziviler Gehorsam und Ungehorsam*. Das wissenschaftliche Unternehmen von Suárez ist, in seinem gesamten, konkreten Zusammenhang gesehen, durch kulturelle, politische und persönliche Faktoren bedingt, die einheitlich und in gegenseitiger Abhängigkeit miteinander verbunden sind. Diese Einheit der Faktoren bildet den weiten historischen Rahmen, in dem sich sein Denken formt. Suárez wird nicht nur zum autorisiertesten Theoretiker über die spanische Friedenslehre seiner Zeit, sondern auch zu dem Mann, auf den der Heilige Stuhl und die Kanzleien der drei mächtigsten europäischen Nationen blicken: Spanien, Frankreich und England. Sein internationales Ansehen zwingt ihn, dem Drängen des Heiligen Stuhls nachzugeben und in die von Jakob I.

von England und Bellarmin geführte Polemik über den Treueeid einzugreifen, die schwere politische und religiöse Konsequenzen zur Folge hatte.

Der Tatsache bewußt, daß Europa auf sein Wort wartet und ihm folgt, schreibt Suárez seine *Defensio Fidei*. Die Haltungen ihm gegenüber nehmen die verschiedensten Formen an: Rom sieht in ihm den bedeutendsten Verteidiger der Kirchenrechte, Madrid eignet sich seine demokratischen Ideen an, Paris und London verurteilen ihn dagegen als Revolutionär und lassen sein Werk öffentlich durch den Henker verbrennen. Suárez wird auf diese Weise zur bedeutendsten Figur des politischen und religiösen Augenblicks, den Europa damals erlebte. Nur in diesem historischen, kulturellen und persönlichen Zusammenhang ist es möglich, die Reichweite der *Defensio Fidei* zu begreifen. Hierin besteht die Methodik, die wir als geschichtlich bezeichnen, und diese Art der Auswertung hat sich das CHP hierdurch als Ziel gesetzt.

Ein weiteres Beispiel zur Arbeitsmethodik des CHP bietet uns das Werk *De legibus* von Francisco Suárez, dessen Ausgabe sich in Vorbereitung befindet. Zunächst war es nötig, die zahlreichen Fehler, die sich im Verlaufe der verschiedenen Editionen angesammelt hatten, zu verbessern, Abkürzungen zu entschlüsseln, von denen einige konfus und unverständlich waren, oder Namen von Autoren zu berichtigen bzw. zu identifizieren, die im Laufe der Zeit schlecht übertragen oder entstellt worden waren.

Bei der Durchführung dieser Arbeit sind neben der Erstausgabe von Coimbra (1612) die anderen vor Suárez' Tode veröffentlichten Editionen berücksichtigt worden, nämlich die von Antwerpen aus dem Jahre 1613 und die von Lyon, ebenfalls von 1613, sowie das unveröffentlichte Manuskript von Coimbra (das die Lektüren von Suárez in Coimbra zwischen 1601 und 1603 festhält), sowie das ebenfalls unveröffentlichte Manuskript von Lissabon (das in Abschrift diesselben Lektüren bringt, deren Transkription aber erst mit dem 28. Oktober 1607 endet). Diese Manuskripte haben es ermöglicht, die Varianten des Textes in einem kritischen Fußnoten-System aufzuzeigen.

In der kritischen Ausgabe des CHP sind die beiden Phasen erkennbar, in denen sich der Entstehungsprozeß des Werkes *De legibus* vollzieht: eine akademische und eine wissenschaftliche Phase. Die akademische schließt ihrerseits zwei Etappen ein: die Anfangsetappe mit den ersten Lektüren von 1582 in Rom, betont theologisch-didaktisch, und die folgende mit den Vorlesungen von 1601–1603 in Coimbra, Vorlesungen die ohne von der grundsätzlich theologischen Orientierung der vorangehenden Etappe abzuweichen, einen tiefgreifenden Strukturwandel erfahren und den eigentlichen Entwurf für das endgültige Werk darstellen, das 1612 in Druck gegeben wurde.

Der Beginn der ersten Phase spiegelt sich in der Edition des CHP durch die Herausgabe von Supplementen wider, die unveröffentlichtes Material von außerordentlichem Wert bringen. So enthalten sie nicht nur die Lektionen Suárez' von 1582, sondern auch die Vorlesungen der bedeutendsten Autoren der Schule jener Zeit (Molina, Vázquez, Soto, Cano . . .). Hierdurch wird es möglich, das wissenschaftliche Niveau und das spanische Rechtsbewußtsein der Epoche zu begreifen, in der Suárez sein Werk schrieb. Die Veröffentlichung dieses Materials ist außerdem ein notwendiger Ausgangspunkt, wenn man die Entwicklung des von Suárez zurückgelegten geistigen Werdegangs in bezug auf Begriffe wie Naturrecht, Demokratie, politische Verpflichtung usw. verfolgen will.

Die zweite Hälfte dieser ersten akademischen Phase ist ebenfalls aus der Edition ersichtlich, und zwar vermittelt der Transkription des unveröffentlichten Manuskriptes von Coimbra aus dem Jahr 1602 mit den im Manuskript von Lissabon aus dem Jahre 1607 enthaltenen Varianten.

Die zweite Phase, das heißt, die eigentlich wissenschaftliche, umfaßt die Zeit vom Höhepunkt seiner Vorlesungen in Coimbra (1603 bis zur Veröffentlichung seiner Abhandlung im Jahre 1612). In diesen 10 Jahren widmet sich Suárez der Aufgabe, seinem Werk die endgültige Form zu geben. Das ideologische Schema von Coimbra wird wissenschaftlich neu überprüft und in vielen Punkten tiefgreifend umgearbeitet. Bei dieser Umgestaltung beginnt sich ein neues Element abzuzeichnen, das in dieser Phase mit großer Dynamik in Erscheinung tritt, nämlich das der zivilrechtlichen Überlegungen. Die Einbeziehung juristischer Quellen ist massiv. Für die endgültige Ausarbeitung des Textes in dieser betont wissenschaftlichen Phase hatte Suárez sich eine Privatbibliothek mit 650 ausgewählten Bänden angeschafft, von denen viele juristischer Natur waren. Dem Band *De legibus I* der vorliegenden Ausgabe ist ein Supplement mit der Aufstellung aller Werke beigelegt, die Suárez ab März 1603 bis Juni 1608 für seine Bibliothek erwirbt.

Aus den vom CHP veröffentlichten Editionen wird ersichtlich, wie Suárez innerhalb dieses weiten kulturellen Kontextes die große doktrinaire Synthese der Spanischen Schule zur Vollendung bringen konnte, so daß sie nicht nur auf das europäische juristische Denken, sondern sogar auf die Entwicklung der politischen und sozialen Ereignisse in Europa und Amerika einen bedeutenden Einfluß ausüben mußte.

Neben der kritischen Festlegung der Originaltexte stellt die Quellenforschung ein wichtiges Element in den CHP-Ausgaben dar. Das in den Fußnoten angeführte reichhaltige und schwer auffindbare Material erfüllt hierbei eine ausgezeichnete kritische Funktion, mit genauem Herkunftsnachweis und Transkription all jener Texte, die von Interesse oder von Wichtigkeit für ein entsprechendes Verständnis bezüglich der Denkweise des Autors sein könnten. Diese Transkription ermöglicht es dem Leser auch, die Präzision des Autors hinsichtlich der zitierten Texte zu bewerten, sowie seine unmittelbare oder aus zweiter Hand stammende Kenntnis derselben nachzuprüfen, seine eventuelle Manipulation der Quellen durch eine Auslegung, die nicht immer dem wahren Kontext entspricht, das Maß seiner Abhängigkeit, den Wichtigkeitsgrad seines Beitrages usw. gebührend zu bewerten.

Die äußerst positive und oft begeisterte Aufnahme durch die spanische und ausländische Kritik bestätigt die Bedeutung dieses von einigen als „monumental“ bezeichneten Unternehmens. Sie rechtfertigt damit die Annahme, daß die Arbeitsgruppe des CHP mit diesen kritischen Ausgaben einen wichtigen Beitrag zur internationalen Rechtswissenschaft leistet und eine nicht unbedeutende Aufgabe für die wissenschaftliche Zusammenarbeit erfüllt. Hoffen wir, daß die Bemühung auch einen wirksamen Beitrag für die Konsolidierung des Friedens in unserer heutigen Welt darstellt.

Ich möchte meine Ausführungen nicht beenden, ohne vor dieser Versammlung die kritische Ausgabe in drei Bänden des Werkes *De anima* von Francisco Suárez zu erwähnen, die Prof. Salvador Castellote im Seminar von Xavier Zubiri in Madrid zur Zeit herausgibt. Vor genau einem Jahr erschien der erste Band, der den unveröffentlichten und bisher unbekanntem Text der ersten zwölf Kapitel enthält, zusammen mit einer wichtigen und dokumentierten einleitenden Studie von Dr. Castellote. Die Einführung in den Band hat Xavier Zubiri selbst übernommen, der wörtlich sagt: „Ich habe Heidegger noch sagen hören, daß Suárez der Drehpunkt ist, auf dem die mittelalterliche Philosophie ihre entscheidende Wende zur Moderne vollführt. ‚Der ist der Mann‘, pflegte er zu sagen.“ Aus diesem Grunde glaubt unser großer spanischer Philosoph Zubiri, daß mit dieser Ausgabe allen Forschern ein bedeutendes Instrument in die Hand gegeben wird. Band II befindet sich bereits im Druck, und die Vorbereitung des dritten Bandes ist abgeschlossen.

Unser Vorhaben wird aber über seinen objektiven Wert auch einem wesentlichen Beitrag zur Geschichte der iberisch-deutschen Kulturbeziehungen liefern, demgegenüber Lewalters kluge Antizipation vom Jahre 1935 nur ein bescheidener und partieller Anfang ist, wenn man die Wirkung des Suárez im süddeutschen Raum berücksichtigt und die konfessionelle Beschränkung beiseite läßt.

Am Dienstag, 7. Oktober, widmete die Sektion sich mittelalterlichen quellenkundlichen Problemen durch zwei Vorträge, die zugleich Einblick in jüngere Forschungen zur Geschichte Aachens gaben.

Dr. Ludwig Falkenstein (Aachen) sprach über das Thema: „Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstiftes.“

Vor dem Hintergrund der Annahme, Karl der Große habe, im Gegensatz zu dem vor und nach ihm praktizierten mittelalterlichen Reisekönigtum, die Pfalz Aachen zur festen Residenz seines Hofes gemacht, ist die bisherige Forschung davon ausgegangen, daß die Aachener Marienkirche zum ständigen Sitz der Hofkapelle und zum dauernden Aufbewahrungsort der dinglichen capella erbaut und bestimmt worden sei. Erst gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts soll sich die ursprüngliche „Pfalzkapelle“, bis dahin angeblich ohne eigenes Vermögen, in ein Stift umgewandelt haben.

Demgegenüber zeigen Lothars I. Diplom für das Aachener Marienstift (855), das zu Unrecht lange als unecht galt, ferner Karls des Kahlen Diplom für das Stift in Compiègne (877), dem das Aachener Stift erklärtes Vorbild war, und die bisher völlig übersehene Ortsüberlieferung in Aachen, daß Karl der Große nicht nur die von ihm erbaute Marienkirche von Anfang an mit eigenem Vermögen und Zubehör ausgestattet, sondern auch an einer bereits vorher bestehenden

königlichen Fiskalkirche (capella) ein Kanonikerstift gegründet hat, das auch für die Seelsorge in dem weitläufigen königlichen Fiskalbezirk, der „Pfarre“ Aachen, zuständig war. Zugleich zeichnet sich ab, daß dem neu gegründeten Stift mit seinen zahlreichen heiligen Unterpfändern und seinem immerwährenden Gottesdienst neben der Sicherung des dauernden Gedächtnisses an seinen Gründer vor allem die Rolle eines Reichsheiligtums zugedacht war. Damit wird ein eigener Typ königlicher Stiftsgründungen erkennbar, der zwar auch für Frankfurt, Regensburg (Alte Kapelle) und Altötting Vorbild gewesen sein dürfte, als Reichsheiligtum nachweislich aber nur in Compiègne bewußt mit allen inhaltlichen und funktionalen Konsequenzen wiederholt worden ist.

Dagegen ist nicht nachzuweisen, daß die fortgesetzten und ausgedehnten Winteraufenthalte Karls des Großen und Ludwigs des Frommen in der Pfalz Aachen zu einer Institutionalisierung der Hofkapelle an der Marienkirche geführt hätten.

Prof. Dr. Jozef-Maria de Smet (Leuven/Belgien) sprach über „Aachen und Brügge“. (Eine Zusammenfassung liegt leider nicht vor.)

Die sich daran anschließende Diskussion leitete *Prof. Dr. Erich Meuthen*.

Die Unterzeichnete berichtete kurz über das Anlaufen der Reihe „*Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte. Neue Folge*“ (hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von L. Boehm, K. Ganzer, H. Nehlsen, H. Ott, L. Schmugge, letzterer geschäftsführend). Nachdem als Band 1 erschienen ist: Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870–1914), hrsg. von H. Pohl, 1979, werden die folgenden Bände folgenden Themen gewidmet sein:

K. Hengst, Jesuiten und Jesuitenuniversitäten im 16. Jahrhundert;

P. Segl, Ketzer und Ketzerverfolgung in Österreich im 14. Jahrhundert;

R. vom Bruch, Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges.

Die neue Folge dieser Reihe soll, wie Präsident Paul Mikat in seinem Geleitwort betont, nicht auf Quellenpublikationen und Abhandlungen aus dem engeren Gebiet der Geschichte und Kirchengeschichte beschränkt bleiben, sie steht vielmehr gleichermaßen auch Arbeiten der Kultur- und Geistesgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der Geschichte der politischen Theorien offen, sie ist auch nicht auf eine bestimmte Epoche konzentriert, sondern soll Arbeiten aus allen Abschnitten der Geschichte aufnehmen.

Laetitia Boehm

Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e. V. Bericht über die Veranstaltung am 7. Oktober 1980

In der Mitgliederversammlung erstattete der Vorsitzende *Prof. Dr. Erwin Iserloh* Bericht über den Mitgliederstand der Gesellschaft – am 1. Oktober 693 Mitglieder – und über die Publikationen. Die Neuerscheinungen zum 450. Jahrestag des Augsburger Reichstages von 1530 haben starke Beachtung und sehr gute Besprechungen gefunden. Es handelt sich um:

- Die Confutatio der Confessio Augustana vom 3. August 1530. Bearbeitet von Herbert Immenkötter (Corpus Catholicorum 33);
- Der Reichstag zu Augsburg und die Confutatio. Historische Einführung und neuhochdeutsche Übertragung. Von Herbert Immenkötter (Katholisches Leben und Kirchenreform 39);

– Confessio Augustana und Confutatio. Der Augsburger Reichstag 1530 und die Einheit der Kirche. Internationales Symposium der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum in Augsburg vom 3. bis 7. September 1979. Herausgegeben von Erwin Iserloh (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 118).

Von diesen Neuerscheinungen wurden inzwischen zweite Auflagen nötig.

Die Mitgliederversammlung beschloß einstimmig, die Beitragserhöhung auf DM 20,- ab 1981.

Den Vortrag, dem sich eine Aussprache anschloß, hielt Prof. Dr. Erwin Iserloh zum Thema: „450 Jahre Confessio Augustana. Eine Bilanz.“

Der Vortrag ging davon aus, daß neben und zunächst unabhängig von dem Jubiläum „450 Jahre Confessio Augustana und Confutatio“ die Diskussion um die „Anerkennung der CA durch die katholische Kirche“ gelaufen ist und noch läuft. Damit war aber auch die Frage an die evangelische Seite gestellt, welchen Grad der Verbindlichkeit die CA für sie hat und ob sie Bekenntnis im Sinne erschöpfender Lehraussage ist. Weiter war zu klären, ob es um „Anerkennung“, „Rezeption“ oder „Annahme“ der CA, um Annahme „durch die katholische Kirche“, „als katholisch“, „als römisches Bekenntnis“, „als eigenständiger Ausdruck katholischen Glaubens“, „als Zeugnis gemeinkirchlichen Glaubens“ geht.

Aus der Tatsache, daß die CA kein vollständiges Bekenntnis ist, folgerte Referent, daß ihre Anerkennung von katholischer Seite nicht schon die Verwirklichung voller kirchlicher Gemeinschaft bedeuten könne, auch nicht im Sinne der „versöhnten Vielfalt“, sondern nur einen Teilkonsens in allerdings grundlegenden Fragen. Daß eine solche Anerkennung im Sinne eines Teil- oder besser Grundkonsenses katholischerseits erfolgt ist, beweisen die Verlautbarungen der Deutschen Bischofskonferenz, die Äußerungen der Kardinäle Willebrands und Ratzinger aus Anlaß der Jubiläumsfeierlichkeit in Augsburg und vor allem die wiederholten Stellungnahmen Papst Johannes Paul II. Demgegenüber sind die Äußerungen der evangelischen Kirchenleitungen im Jubiläumsjahr 1980 zur CA, was die Verbindlichkeit ihrer materialen Aussagen angeht, sehr viel zurückhaltender.

Dabei wäre ein Grundkonsens in so fundamentalen Wahrheiten nicht wenig. Denn dann wäre Übereinstimmung festgestellt in so grundlegenden Wahrheiten wie dem Glauben an den dreifaltigen Gott, an die Gottheit Jesu Christi und den Heiligen Geist. Weiter würde bekannt die Rechtfertigung durch den Glauben an Jesus Christus, die Heil stiftende Kraft des Wortes Gottes und der Sakramente, die Heilsnotwendigkeit der Taufe und die wirkliche Gegenwart von Leib und Blut Christi in der Eucharistie, die Wirksamkeit der Sakramente unabhängig von der Würdigkeit des Spenders, das von Gott gestiftete und von der Kirche übergebene Amt u. a. m.

Wenn die Lutheraner heute zu den vom Augsburger Bekenntnis herausgestellten Grundwahrheiten stehen und die katholische Kirche diese als legitimen Ausdruck ihres Bekenntnisses anerkennt, dann ist damit ein Grundkonsens festgestellt, der ein vielversprechender Ausgangspunkt für das weitere Gespräch mit dem Ziel der vollen Bekenntnis- und Kirchengemeinschaft ist.

(Der Vortrag ist erschienen in: *Catholica*. Vierteljahresschrift für Ökumenische Theologie 35 (1981) 1–16.

Erwin Iserloh

5. Sektion für Altertumskunde

Die diesjährige Sektionsveranstaltung am Dienstag, dem 7. Oktober, vereinigte unter dem Rahmenthema „Christen und Heiden in der Spätantike“ drei Vorträge, die ganz verschiedenen Aspekten dieses großen Fragenkomplexes gewidmet waren.

Herr *Priv.-Dozent Dr. Richard Klein* (Universität Erlangen) untersuchte: „Kaiser Julians Rhetoren- und Unterrichtsedikt“.

Das Gesetz vom 17. Juni 362, in welchem der Kaiser von den *magistri studiorum* und *doctores* neben den fachlichen Voraussetzungen besonders eine charakterliche Eignung fordert, kann nur verstanden werden in Verbindung mit dem umfangreichen persönlichen Schreiben Julians an

sämtliche Lehrer des Reiches (ep. 55 Weis). Dort wird verlangt, daß christliche Grammatiker, Rhetoren und Sophisten entweder zum alten Glauben zurückkehren oder ihren Dienst aufgeben sollten, weil es nicht mehr möglich sei, daß jemand seine Schüler „anderes lehre als er denke“.

In einem ersten Teil des Vortrags wurde das Urteil der wichtigsten heidnischen wie christlichen Zeugen aus dem 4. und 5. Jh. vorgeführt; dabei konnte auf einige Stimmen der Sekundärliteratur nicht verzichtet werden. Im Anschluß daran wurde die Frage nach den Erfolgsaussichten des Gesetzes behandelt. Sie dürften recht günstig gewesen sein, da die Meinungen der Christen über den Wert der griechischen Paideia vielfältig und verwirrend waren. Außerdem gab es damals noch keine eigenen christlichen Schulen als Ausweichmöglichkeiten für junge Christen und schließlich war die Zahl der sogenannten Namenchristen unter den Gebildeten, besonders unter den Rhetoren, beträchtlich. Ein dritter Teil galt der Untersuchung des politischen Anliegens, das diesem Gesetz zugrunde lag. Das Ziel des Kaisers war es, die hohen Regierungsstellen, die zum großen Teil ihm feindlich gesinnte, christliche Beamte seines Vorgängers Constantius innehatten, mit gebildeten Männern seines Vertrauens zu besetzen. An der Erziehung einer mit ihm in Bildung und Glauben geeinten Führungsschicht mußte ihm in besonderem Maße gelegen sein. In der Sicherung seiner Herrschaft durch solche Mitarbeiter, nicht in einem eingewurzelten Christenhaß oder in der Neubelebung des Griechentums bzw. in der Rückwendung zum augusteischen Zeitalter ist Julians Absicht zu verstehen, die christlichen Lehrer aus den öffentlichen Schulen auszuschließen.

Herr *Dr. Raban von Haehling* (Universität Düsseldorf) sprach über: „Heiden im griechischen Osten des 5. Jh. n. Chr.“

Die Wirkungsmöglichkeiten des Heidentums in einer weitgehend christlich gewordenen Umwelt wurden unter zwei Aspekten beleuchtet: Dem Einfluß von Heiden in der Administration sowie den Formen der Götterverehrung in den neuplatonischen Kreisen.

Im ersten Teil des Vortrages wurden die religiöse Einstellung sowie das politische Verhalten heidnischer Führungskräfte zum christlichen Herrscher unter den Regierungen der Kaiser Arcadius bis Zeno (395–491) ermittelt. Die geringe Zahl heidnischer Amtsinhaber – besonders im Vergleich zu den heidnischen Beamten im westlichen Reichsteil – verdeutlicht die nahezu abgeschlossene Verdrängung der heidnischen Religion und ihrer Anhänger aus dem öffentlichen Leben.

Lediglich an den traditionsreichen Hochschulen von Athen und Alexandria fand der alte Götterglaube noch eine gewisse Resonanz. Die Geistesart wie das religiöse Leben heidnischer Intellektueller bildeten den Inhalt des zweiten Vortragsteiles. Instruktive Einblicke vermittelt hierzu die „*Vita Isidori*“ des Damascius, des letzten Leiters der platonischen Akademie in Athen bis zu ihrer Schließung durch Kaiser Justinian im Jahr 529. In Isidors Lebensbeschreibung sind zahlreiche Biographien heidnischer Ärzte, Rhetoren und Philosophen eingefügt. Diese Gelehrten lebten z. T. als Einsiedler, verließen ihre Klause nur zum Besuch der Kultstätte und zeichneten sich durch Almosenspenden aus. Eine Angleichung an christliche Frömmigkeitsformen durch diese glaubenseifrigen Heiden ist nicht zu verkennen, wobei freilich Damascius in apologetischer Weise die Überlegenheit des Heidentums nachzuweisen sucht.

Aus dem Gesamteindruck der Ziele, des Verhaltens und der Wirkungsmöglichkeiten der untersuchten Personengruppen wurden Rückschlüsse auf die Eigenart des griechischen Heidentums in der letzten Phase des weltanschaulichen Kampfes gezogen.

Das Thema von Herrn *Prof. Dr. Werner Eck* (Universität Köln) bildete: „Der Episkopat im spätantiken Nordafrika.“

Die globale Betrachtung der spätantiken Kirche in der historischen Forschung läßt regionale Unterschiede, die die Grundlage für die mittelalterliche Entwicklung bildeten, oft nicht deutlich werden. So wird das Bild, das von der Stellung und den Funktionen des Episkopats vom 4. bis 6. Jh. entwickelt wird, überwiegend von der gallischen Situation bestimmt. Das spätantike Nordafrika, d. h. die Provinzen Tripolitania, Byzacena, Proconsularis, Numidia, Mauretania Sitifensis und Caesariensis, aber hat durch seine spezifischen Voraussetzungen die Rolle der Bischöfe zum Teil erheblich anders bestimmt als sonst im Westen des römischen Reiches. Die politische Situation war bis zum Vandaleneinbruch relativ ruhig, dann aber ohne Möglichkeit zur langsamen Anpassung an die veränderte Situation. Der größte Teil der Provinzen war intensiv urbanisiert, doch war die Bedeutung der meisten Städte gering; die municipale Aristokratie hatte

in der Spätantike wenig Beziehung zur Reichsadministration. Schließlich war die religiöse Situation durch ein relativ starkes Heidentum in der Oberschicht der Städte und einen scharfen Antagonismus zwischen Katholiken und Donatisten bestimmt.

Bei diesen äußeren Bedingungen war der Episkopat zwar numerisch sehr stark, zumal viele Bischofsitze nicht nur in den civitates, sondern auch in den Dörfern und auf größeren Gutsbezirken gegründet wurden. Aber die soziale Herkunft der Bischöfe war anders als etwa in Gallien; kein Mitglied der Reichsaristokratie ist unter ihnen nachweisbar; zahlreich müssen dagegen die Bischöfe aus Kurialenfamilien gewesen sein, deren Gewicht und Einfluß jedoch oft nur gering gewesen ist und den lokalen Rahmen kaum überschritt. Auf den Landgütern wurden dagegen die Bischöfe zumeist aus der an den Boden gebundenen Bevölkerung genommen, deren Abhängigkeit eine größere Selbständigkeit verhinderte. Die Bedeutung des einzelnen Bischofs beruhte deshalb wesentlich auf seiner Person, nicht jedoch auf seiner gesamtgesellschaftlichen Herkunft und Einbindung. Dies wurde auch durch die organisatorische Ausgestaltung der afrikanischen Kirche unterstützt, die starken Wert legte auf die Gleichheit der Bischöfe und lediglich dem Primas von Karthago eine herausragende Stellung zubilligte.

Die Vorträge waren sehr gut besucht, die jeweils anschließenden Diskussionen lebhaft, und nicht in jedem Punkte konnten Referenten und Fragesteller, Historiker und Theologen sich einigen.

Heinrich Chantraine

6. Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft a) Abteilung für Klassische Philologie

Nach der Begrüßung der Teilnehmer, deren Zahl diesmal besonders hoch war, erinnerte der Sektionsleiter an die letzte Aachener Generalversammlung im Jahre 1954, als innerhalb der damaligen Sektion für Altertumskunde unter der Leitung von *Franz Beckmann/Münster* die Philologen *Christine Mohrmann/Nijmegen* und *Horst Kuschl/Leipzig* sprachen. Er gab sodann wie schon auf der vorjährigen Tagung in Salzburg einen Überblick über den derzeitigen Mitgliederstand der Abteilung und deren Stellung in der Gesellschaft. Daran schloß sich der Bericht über die Entwicklung des Forschungsunternehmens Gregor von Nazianz von seinem Anfang bis 1980.

Im Laufe des letzten Jahres haben Prof. Mossay den ersten Band des Repertoriums der griechischen Handschriften der Reden mit den Handschriften Frankreichs und Dr. Lafontaine den Handschriftenkatalog der armenischen Übersetzung der Reden abgeschlossen; der erste Band ist bereits im Druck, der zweite wird in Kürze in Druck gehen. Mit ihnen wird die Neue Folge der „Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums“ eröffnet. Von den Gedichten ist die Dissertation von Winfried Höllger über die Gruppen XI und XX ebenfalls schon für den Druck freigegeben und die Dissertation von Norbert Gertz über die umfangreiche Gedichtgruppe I in einem vollständigen Entwurf vorgelegt worden. Herr Dr. Palla/Pisa hat nach der Gruppe IV als Stipendiat der Görres-Gesellschaft die Gruppen VIII und V aufgearbeitet. Mit den letztgenannten Gruppen hat sich auch die Gruppe XVIII von selbst erledigt. Prof. Moreschini/Pisa hat die Arbeit an den Gruppen II und VII ebenfalls weitgehend abgeschlossen. Die Gruppen XIII und XIV wurden von zwei studentischen Hilfskräften, Ulrich Beuckmann und Michael Oberhaus/Münster kollationiert, nachdem sie schon vorher die Gruppen X und XVI erledigt hatten. Herr Univ.-Dozent Dr. Kertsch/Graz hat eine zweite erweiterte Auflage seiner „Bildersprache bei Gregor von Nazianz“ herausgebracht und einen Teilentwurf für einen Kommentar zu dem großen Gedicht *De virtute* (I 2,10) vorgelegt. Im Oberseminar des Sektionsleiters in Münster im WS 1980/81 wurde weitgehend der Text dieses Gedichts konstituiert. Herr Rickmer Freise/Münster hat seine Dissertation zur Bildersprache Gregors in den Gedichten weit vorangetrieben; mit ihrem Abschluß ist im kommenden Sommer zu rechnen. Damit geht die Arbeit an der direkten Überlieferung der Gedichte ihrem Ende entgegen. Da das Stipendium Herrn Dr. Pallas um ein weiteres Jahr verlängert wurde, wird sie, wie in Oxford in Aussicht gestellt, im Laufe des Jahres 1981 abgeschlossen werden können.

Inzwischen sind auch die Vorbereitungen zum II. Symposium Nazianzenum angelaufen, das in der letzten Augustwoche des nächsten Jahres in Louvain-la-Neuve unter dem Vorsitz des Rector Magnificus der Université Catholique de Louvain, Msgr. Massaux, stattfinden wird.

Danach wurde ein Antrag der Leiter der Sektion für Altertumskunde und der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft/Abteilung Klassische Philologie auf Gründung einer Sektion für Altertumswissenschaft mit den Abteilungen Klassische Philologie, Alte Geschichte und Archäologie diskutiert und einstimmig gebilligt. Zu diesem Punkt waren die Mitglieder der genannten Sektionen rechtzeitig gesondert eingeladen worden. Der Beschluß wird gemäß § 44 der Satzung dem Vorstand auf dessen nächster Sitzung (Dezember 1980) als Antrag vorgelegt.

Der Beginn der Sitzung der Abteilung war so gelegt worden, daß ihre Mitglieder vorher den Vortrag des Klassischen Philologen Prof. Dr. Eckard Lefèvre/Freiburg „Götter, Gott und Spielleiter im antiken Drama“ im Rahmen der gemeinsamen Veranstaltung der Abteilungen für Deutsche, Romanische und Englische Philologie besuchen konnten. Von den fünf eigenen Vorträgen der Abteilung, die der griechischen wie der lateinischen Literatur gewidmet waren, fanden zwei am Vormittag und drei am Nachmittag statt; der Vortragende wurde jeweils wie üblich mit einer kurzen Vorstellung seiner Person und seines wissenschaftlichen Oeuvre eingeführt. Als erster sprach der Leiter des Instituts für altchristliches Griechisch und Latein an der Katholischen Universität Nijmegen, Prof. Bartelink. In seiner Einführung erinnerte der Sektionsleiter an die enge Verbindung, die die Klassische Philologie der Görres-Gesellschaft zur Universität Nijmegen bis in die Mitte der 50er Jahre hatte und die nun neu geknüpft wurde, und umriß die Geschichte der Nijmeger Schule zur Erforschung des altchristlichen Latein und Griechisch, die, von Mons. Schrijnen begründet und von Christine Mohrmann fortgeführt, mit Prof. Bartelink in ihre dritte Generation eingetreten ist.

Professor Dr. G. J. M. Bartelink, Nijmegen: „Homer bei einigen christlichen Schriftstellern.“

Die Verwendung von Homerziten durch christliche Autoren muß man im Lichte ihrer gegenüber der profanen Literatur eingenommenen Haltung sehen, welche nicht auf einen Nenner zu bringen ist und nach Periode und Verfasser einigermaßen gewechselt hat. Während sich in den frühesten christlichen Schriften fast keine profanen Zitate finden, betrachtete man bekanntlich seit dem vierten Jahrhundert die profanen Schriften meistens als zur Propädeutik für den Christen geeignet, allerdings nachdem eine Auswahl getroffen war. Man konnte jetzt frei verfügen über die den Überwindern zugefallenen *spolia Aegyptiorum*.

Die Verwendung der Homerzitate wurde bei drei christlichen Schriftstellern nach ihren besonderen Aspekten besprochen: bei Klemens von Alexandrien (aus der vorkonstantinischen Zeit), bei Theodoret von Cyrrhus und Cyrillus von Alexandrien (aus den späteren *christiana tempora*). Die beiden letzten (aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts) haben übrigens Klemens' Werke stark benutzt und verdanken ihm auch mehrere Homerzitate.

Von den drei besprochenen christlichen Schriftstellern hat Klemens weitaus die meisten Homerzitate. Während sie in Klemens Werken überall gestreut vorkommen, findet sich in gewissen Schriften von Theodoret und Cyrillus, namentlich in den exegetischen und theologischen Traktaten, fast kein profanes Zitat.

Die Verwendungsart der Zitate ist sehr verschieden: einerseits negativ und kritisierend, andererseits autoritativ als Stütze der Argumentation, als Beweis der eigenen Bildung (Homer als „neutrales Bildungsgut“) oder als literarische Anspielung. Die negativen Zitate beziehen sich meistens auf die Götterkritik, da eben Homer als der Hauptvertreter der heidnischen Mythologie galt. Die Christen bedienen sich hierbei der Argumente der heidnischen Philosophen. Es ist zu beachten, daß schon bei Klemens nicht mehr die defensive Haltung der ersten christlichen

Apologeten vorherrscht. Wiewohl Theodoret und Cyrillus in einer zum größten Teil christianisierten Welt leben, spielen die Zitate in polemischem Kontext bei ihnen noch immer eine Rolle.

In der effektvollen und abwechselnden Anwendung der Zitate kommen Theodoret und Cyrillus dem Klemens nicht gleich. Es stellt sich weiter heraus, daß die beiden Erstgenannten, im Gegensatz zu Klemens, der bisweilen seine Zitate kulturhistorisch aktualisiert, mit ihren Werken mehr in der traditionell-literarischen Sphäre bleiben. Homerische Anspielungen und Zitate als literarische Floskeln fehlen bei keinem der behandelten Schriftsteller: gerade die Partien ihrer Werke, welche am meisten belletristisch ausgearbeitet sind, weisen derartige schmückende Elemente auf.

Professor Dr. Burkhardt Cardauns, Mannheim: „Zur Theologie des Nigidius Figulus.“

Unter den römischen Autoren der ausgehenden Republik hat die Gestalt des „Pythagoricus et magus“ Nigidius Figulus als Vertreter einer mystischen Spekulationen und Praktiken zuneigenden Strömung stets Aufmerksamkeit gefunden. Dennoch sind die Fragmente seiner Schriften, die sich mit theologischen Fragen befassen, noch keineswegs ausreichend interpretiert und eingeordnet worden. In dem Vortrag wurde versucht, einen Beitrag zu ihrem besseren Verständnis zu leisten. Dabei kann der Vergleich mit der Theologie des Zeitgenossen M. Terentius Varro und der des (vermutlichen) Neuplatonikers Cornelius Labeo hilfreich sein. Die Deutung der Penaten (fr. LXVIII und LXVIII Swoboda) und des Janus (fr. LXXIII Sw.) bietet sich hierzu als besonders geeignet an, um anhand der feststellbaren Berührungen und Unterschiede der Eigenart des Nigidius näherzukommen.

Dr. Sebastian Posch, Innsbruck: „Literatenjagd‘ – Zu Plinius ep. I 6.“

Die Überprüfung der Sachaussage des Briefes bringt Unstimmigkeiten zwischen dem geschilderten Ablauf der Jagd und der erwähnten Jagdbeute von drei stattlichen Ebern zutage, denn einerseits sind die sorglose Ruhe des meditierenden Schriftstellers und die tiefe Stille des Waldes mit dem üblichen Verlauf der Schwarzwildjagd nicht vereinbar, zum andern ist es höchst unwahrscheinlich, daß gleich drei gewaltige Eber, die bekanntlich Einzelgänger sind, ins Netz gegangen sein sollten. Die Aporie wird dadurch gelöst, daß die Sachaussage *apros tres cepi* bildlich genommen und als geistreich steigernde *variatio* des bekannten Sprichwortes vom doppelten Glück *iam ego uno in saltu lepide apros capiam duos* aufgefaßt wird. Im Bild der fiktiven Jagdbeute wäre demnach ausgesagt, daß der jagende Schriftsteller ganz besonderes Glück gehabt und drei Vorteile auf einmal errungen habe, für deren nähere Kennzeichnung sich die Trias *silvae-solitudo-silentium* anbietet. Unter Hinweis auf Gemeinsamkeiten der plinianischen Terminologie für das Jagen und das Schreiben wird als das eigentliche Thema des Jagd-Billetts die Konkretisierung der Auffassung vom wahren *otium* verstanden, in dem sich die Erholung in der freien Natur und die geistige Tätigkeit des Schreibens miteinander verbinden sollten.

Zur Aufhellung des Beziehungsgefüges (Plin. ep. IX 10, dial. de orat.), in das der Brief offensichtlich eingebettet ist, wurde eine Umkehr der üblichen chronologischen Reihenfolge der beiden Pliniusbriefe vorgeschlagen und ep. IX 10 als erster Entwurf einer Antwort an Tacitus angesehen; er könnte zunächst durch eine besser gelungene zweite Fassung (ep. I 6), in der die simple Ebene des Faktischen literarisch überhöht und in den Bereich zeitloser Allgemeingültigkeit gerückt wurde, ersetzt, später aber, als Plinius in seinen letzten Büchern in eine gewisse Stoffnot geraten war, doch noch nachträglich publiziert worden sein. Durch diese Umstellung lösen sich die Widersprüchlichkeiten der plinianischen Argumentation in den ungleichwertigen Jagd-Billetts auf eine natürlich wirkende Weise auf und auch hinsichtlich der Anregung des Tacitus bedarf es keiner komplizierten Konstruktionen mehr. Was mögliche Querverbindungen zum dial. de orat. betrifft, wird durch die vorgeschlagene Umstellung die Unsicherheit früherer Beweisführung besonders sinnfällig gemacht.

Professor Dr. Severin Koster, Erlangen: „Der Apollonhymnus des Kallimachos.“

Der Apollonhymnus des Kallimachos entzieht sich trotz eingehender und erfolgreicher Bemühungen um Einzelerklärung immer noch einer befriedigenden Gesamtdeutung. Sie läßt sich aber

erbringen, wenn man die Situation des Dichters in der geschilderten dramatischen Epiphanie des Gottes als Priesterrolle versteht, die er sowohl zur Selbstdarstellung als auch dazu benutzt – hierin liegt das Besondere –, anlässlich des außergewöhnlichen religiösen Ereignisses einem Alumnus seine Lehre zu offenbaren. Man könnte also überspitzt den Hymnus auch als „literarische Priesterweihe“ bezeichnen.

Diese Priesterrolle, verbunden mit der Epiphanie des Gottes, mit Einweihung und Offenbarung an einen Auserwählten ist Ausgangspunkt und Vorbild für das Selbstverständnis der römischen Kallimacheer als Musenpriester.

Damit nimmt dieser Hymnus nicht nur eine besondere Stellung im Werk des Kallimachos ein, sondern ist, als programmatische Aussage verstanden, in weit größerem Maße als bisher angenommen für die römische Dichtungsauffassung wirksam geworden.

Dr. Christian Wagner, Salzburg: „Zur Ontologie von Einheit und Vielheit der Tugend in Platons Frühdialogen.“

Ausgehend von einer Interpretation des Dialoges „Laches“ kam die Untersuchung zu dem Ergebnis, daß Platon an einer Vielheit der Tugenden festhält. Als konstitutiver Faktor für diese ergibt sich das Meinen im Gegensatz zum Wissen, das die Einheit der Tugend konstituiert, für Platon aber als Privileg Gottes gilt. Die Argumentationen für die Einheit und die Vielheit der Tugenden in den Frühdialogen wurden zurückgeführt auf zwei Stoßrichtungen, die vom Gesprächspartner her bestimmt sind. Das spezifisch sokratische Argument für die Einheit der Tugend im Wissen richtet sich gegen das traditionelle mythische Weltverständnis, das spezifisch platonische für die Besonderheit der Einzeltugenden gegen den sophistischen Lehranspruch.

Ermöglicht wird diese Argumentation durch die platonische Ontologie, die die ausschließende Disjunktion von „Sein oder Nichtsein“ und damit von „Wissen oder Nichtwissen“ vermeidet. Die menschliche Sittlichkeit wird so abgehoben von göttlicher und eingespannt zwischen die Pole von apriorischer Ideenschau und faktischem „Gefiederverlust“, zwischen Nichtwissen und Dochnicht-völlig-vergessen-Haben, so daß das ursprünglich Gemeinte die Kraft, die philosophische Anamnesis in Bewegung zu setzen, nicht völlig verloren hat. Das Gute wird so nicht zum Gewußten, sondern zum Geahnten, und hat in dieser Bedeutung sowohl die Funktion, die Einzeltugenden zu verbinden, als auch, deren spezifisches Sein nicht völlig verschwinden zu lassen.

An die einzelnen Vorträge, die von hohem Niveau waren, schlossen sich infolge des gedrängten Programms knappe, aber lebhaft und fruchtbare Diskussionen.

Der Dienstagvormittag wurde in Abänderung des ursprünglichen Programms von Sektionsvorträgen freigehalten, um den Mitgliedern der Abteilung den Besuch aller Vorträge der Sektion für Altertumskunde zu ermöglichen. Parallel dazu verlief aber ab 10.30 Uhr die Arbeitssitzung des Forschungsvorhabens Gregor von Nazianz mit Berichten von Prof. Dr. Justin Mossay/Löwen über die Reden, Dr. Guy Lafontaine/Löwen über die armenische Übersetzung der Reden, Norbert Gertz über die Gedichtgruppe I, Prof. Dr. Claudio Moreschini/Pisa über die Gedichtgruppe VII (Arcana) und Dr. Roberto Palla/Pisa über die Gedichtgruppen VIII und V. An dieser Sitzung nahmen außer den Mitarbeitern auch eine größere Anzahl interessierter Mitglieder der Abteilung und anderer Sektionen (Altertumskunde, Christlicher Orient) teil. An die Sitzung schloß sich ein Empfang der Mitarbeiter des Unternehmens durch Dr. Heinz-Martin Werhahn/Aachen in seinem gastlichen Hause mit gemeinsamem Mittagessen und fachlichen Diskussionen an.

Das traditionelle gesellige Beisammensein der Abteilung und der Sektion für Altertumskunde mit Damen fand am Montagabend in den ansprechenden Räumen des Hotels Postwagen am Ratskeller statt. Da die Zahl der Teilnehmer unerwartet hoch war, mußte zu dem ursprünglich reservierten Raum, der „Doktorstube“, ein weiterer, die „Bauerstube“, hinzugenommen werden. Durch die Teilnahme der italienischen,

frankophonen belgischen, niederländischen und österreichischen Mitglieder war auch diese Veranstaltung durch jene Internationalität geprägt, die aus der Abteilung nicht mehr wegzudenken ist. Wie in der Abteilung im ganzen dominierten auch hier die jüngeren und jungen Jahrgänge – zugleich Hoffnung und Garantie für die Zukunft.

Einen Bericht über die Abteilung für Klassische Philologie von StD. *Hartmut Wimmer*/Aachen brachte inzwischen das Mitteilungsblatt des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen im Deutschen Altphilologenverband Jg. 28, 1980, Heft 4, S. 4–5.

Martin Sicherl

b) Abteilungen für romanische, deutsche und englisch-amerikanische Philologie

Die drei neuphilologischen Abteilungen bestritten gemeinsam ein Symposium über das Thema „*Theatrum mundi – Götter, Gott und Spielleiter*“. Die Vortragsreihe wurde – unter Beteiligung der Abteilung für klassische Philologie – mit einem Beitrag von *Professor Dr. Eckhard Lefèvre*, Freiburg, über „*Götter, Gott und Spielleiter im antiken Drama*“ eröffnet.

Es ging dem Rahmenthema entsprechend nicht darum, in welcher Weise und in welchem Maße im antiken Drama Göttervorstellungen eine Rolle gespielt oder dieses gar bestimmt haben. Es ging darum, in welcher Weise und in welchem Maße Götter und Menschen im antiken Drama eine Rolle als Spielleiter – innerhalb und außerhalb der eigentlichen Handlung – gespielt haben, als Personen also, die in irgendeiner Weise das Spiel machen, ordnen, erklären, deuten, lenken oder leiten. Es stand somit nicht die allgemeine Theologie der Stücke zur Diskussion. Doch verstand es sich, daß die Rolle der Götter und Menschen nicht unabhängig von dem allgemeinen Götter- und Menschenbild einer Epoche betrachtet werden konnte. Deshalb wurde das antike Drama chronologisch und nach den Genera Tragödie und Komödie getrennt untersucht.

Es handelte sich beim griechischen Drama um die klassische Tragödie des 5. Jahrhunderts mit den Hauptvertretern Aischylos, Sophokles und Euripides, um die gleichzeitige Alte Komödie mit dem Hauptvertreter Aristophanes und um die Neue Komödie an der Wende vom 4. zum 3. Jahrhundert mit dem Hauptvertreter Menander. Beim römischen Drama wurde Plautus und Terenz betrachtet und sodann der einzige Vertreter der Tragödie, von dem vollständige Stücke erhalten sind, Seneca, der im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebte.

Um die verschiedenartigen Funktionen des in Rede stehenden Spielerkreises klarer zu erfassen, wurden folgende Termini verwendet: „*Spielmacher*“, „*Spielordner*“ und „*Spiellenker*“ bezeichnen Personen (Götter), die das Spiel in verschiedener Weise „*machen*“, „*ordnen*“, „*lenken*“. „*Spielerklärer*“ meint Personen (Götter), die den Zuschauern die Voraussetzungen des Spiels „*erklären*“, „*Spieldeuter*“ den Chor, soweit er außerhalb seiner Rolle das Spiel „*deutet*“, und „*Spielleiter*“ Personen (Götter), die entweder zeitweise außerhalb ihrer Rolle oder überhaupt außerhalb des Spiels als Theaterdirektor, Sprecher der Schauspieltruppe oder im Namen des Dichters, z. T. in illusionsdurchbrechender Weise („*Verfremdung*“), zu den speziellen Problemen des Theaterdirektors, der Schauspieler, des Dichters oder auch der Dichtung Stellung nehmen. Der Begriff „*Spielleiter*“ wurde also eingeschränkt, teilweise im Sinne von „*Regisseur*“, verwendet.

Für den leider erkrankten Referenten für das elisabethanische Drama sprang *Professor Link* mit einem Überblick über „*Götter und Spielleiter im Drama der Renaissance und des Barock*“ ein.

Götter und allegorische Figuren erscheinen – in der Tradition der senecaschen Tragödie und des antiken Dramas – wieder als Spielleiter im Prolog oder Rahmenspiel. Im Binnenspiel treten an die Stelle der Götter als Spielleiter der Geist (Shakespeares *Hamlet*), der Herrscher (dessen *Maß für Maß*), der Zauberer (dessen *Sturm*) oder Feen (dessen *Sommernachtstraum*). Die inszenierte Wirklichkeit tritt zutage in der Vielfalt der Formen von Rahmenspiel und Spiel im Spiel. Prolog und Prologspiel entwickeln sich (Ben Jonson) zu Rahmenspielen eigener Art, in denen Schauspieler und Zuschauer das Binnenspiel kommentieren.

Besondere Beachtung schenkte *Dr. Reichenberger*, Kassel, dem Welttheater und den *autos sacramentales* von Calderón.

Vor dem Hintergrund des europäischen Barocktheaters wurden die Besonderheiten der dramatischen Literatur Spaniens im Siglo de Oro (ausgehendes 16. und 17. Jahrhundert) erläutert. Die sonst übliche Trennung von Tragödie und Komödie als Gattung, einschließlich der zugehörigen Differenzierung der Stilhöhen (*genus grande/genus medium* oder *tenuis*) ist der spanischen *comedia* unbekannt. Auch die Lehre von den drei Einheiten bleibt praktisch unberücksichtigt. Als eine weitere Gattung sind die *autos sacramentales* zu nennen, einaktige Stücke, die vornehmlich zum Fronleichnamfest, meist im Zusammenhang mit der Prozession, aufgeführt wurden. Bevorzugte Themen der *autos sacramentales* sind Lobpreis und dogmatische Verdeutlichung der Eucharistie; nur gelegentlich werden andere religiöse Themen behandelt. Dabei verweist das vordergründige, säkulare Geschehen auf der Bühne allegorisch auf andere, letztlich gemeinte Zusammenhänge. Sowohl das Personal wie die Zeitstruktur der Stücke wird davon wesentlich tangiert. Einen Höhepunkt in der Entwicklung der Gattung bilden die (rund 80) *autos sacramentales* Calderóns, unter denen *El gran teatro del mundo* das wohl bekannteste ist. Der zweite Teil des Vortrags enthielt eine ausführliche Analyse dieses Stücks.

Spielleiter- und Schauspielerfiguren im französischen Theater des 17. Jahrhunderts behandelte *Professor Kleszczewski*, Saarbrücken.

Im französischen Theater des 17. Jahrhunderts erscheinen zum einen zahlreiche als Monologe von Göttern, mythologischen und allegorischen Gestalten kunstvoll variierte Formen des Vorspiels, z. B. bei Jean Rotrou (*Les Sosies*), Molière (*Les Fâcheux*, *L'Amour médecin*, *Amphitryon*, *Monsieur de Pourceaugnac*, *Le Malade imaginaire*), Racine (*Esther*); zum anderen liegt eine Reihe von Komödien und Tragödien vor, bei denen die Technik des Rahmenspiels eingesetzt wird und in denen regelhaft Spielleiter- und Schauspielerfiguren eine zentrale Rolle einnehmen; hier sind neben dem Sonderfall von Molières *Impromptu de Versailles* hervorzuheben: Gougenot, *La comédie des comédiens*; Georges de Scudéry, *La Comédie de la comédie*; Raymond Poisson, *Le Baron de la Crasse*, *Le Poète basque*; Philippe Quinault, *La Comédie sans comédie*; Jean Rotrou, *Le Véritable Saint Genest*.

Eine Besonderheit fast aller dieser französischen Barockdramen besteht darin, daß sie nicht nur die pittoresken und amüsanten Seiten der Schauspielerexistenz mit ihren Rivalitäten, Aufregungen und materiellen Abhängigkeiten thematisieren, sondern zugleich – gewiß im Interesse der Autoren und Interpreten, aber auch in Übereinstimmung mit Richelieus literatur- und theaterpolitischen Zielsetzungen – die Bühne als Plattform für eine Rehabilitierung bzw. Aufwertung des Theaters benutzen.

Neben diesem apologetischen Aspekt bei der Darstellung des Theaterlebens auf dem Theater werden als exemplarische Schwerpunkte untersucht: 1) die Prologe von Rotrous *Les Sosies* und Molières *Amphitryon*, an denen man das Fortwirken von original antiken und bereits in der Renaissance umgestalteten antiken Mustern ebenso klar beobachten kann wie den Willen zur Replik, grundlegende Wandlungen in den dramaturgischen Funktionen der auftretenden Gottheiten und nicht zuletzt den Einfallsreichtum und das künstlerische Geschick Molières; 2) die Rahmenspiele in Scudérys *Comédie des comédiens*, in Corneilles *Illusion comique* und in Rotrous *Saint Genest*, bei denen die Überschneidungen der Spiel- und Fiktionsebenen und die wechselnden Funktionen der Spielleiter (Schauspieltruppensdirektor bzw. Magier) besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Innerhalb der französischen Theatergeschichte stellen diese Vor- und Rahmenspiele eine interessante Station zwischen der eigenständigen mittelalterlichen Tradition und der Erneuerung des Dramas in der Nachklassik und Aufklärung dar (vgl. die Rahmenspiele bei Lesage, Marivaux und Diderot); für die europäische Theatergeschichte bilden sie ein Bindeglied zwischen dem elisabethanischen Drama und dem spanischen Barocktheater auf der einen und der deutschen Klassik und Romantik auf der anderen Seite.

Den Höhepunkt des Symposiums bildete der Vortrag von *Professor Kunisch* über „Anfang und Schluß von Goethes *Faust*“, der wegen der zahlreichen Zuhörer in einen größeren Hörsaal verlegt werden mußte.

In seiner Interpretation des Anfangs zeigte Professor Kunisch in eindrucksvoller Weise – und z. T. im Rückgriff auf Burdach –, daß Goethe vom Beginn seiner Arbeit am *Faust* Faust im Unterschied zur Faust-Tradition gerettet sehen wollte. Voraussetzung dazu war, daß er Faust nicht einen Pakt, sondern eine Wette mit Mephisto abschließen läßt. Faust wird aber – wie in der eindringlichen Interpretation des Schlusses gezeigt wurde – nicht aufgrund seiner „Umartung“, sondern allein durch die sich freischenkende Gnade erlöst, die ihm entgegenkommt. Das in der traditionellen Kritik so oft beschworene „Faustische“ wird auf diese Weise von Goethe bewußt in seine Grenzen verwiesen.

Zwei Vorträge vermittelten einen Überblick über Aspekte des Welttheaters im 20. Jahrhundert. *Professor Goetsch*, Freiburg, sprach über „Theatrum Mundi – Varianten im modernen anglo-amerikanischen Drama“.

Die „Vorstellung von der Welt als einem Theater, auf dem die Menschen, durch Gott bewegt, ihre Rollen spielen“, ist dem anglo-amerikanischen Drama von der Tradition vorgegeben und kann die modernen Autoren gleichermaßen zu Nachahmung und Abwandlung, Kritik und Parodie reizen. Ob die Autoren auf die traditionelle Konzeption nur verweisen, sie auf bewährte oder neue Art gestalten, sie als bloße Metapher gebrauchen oder zum Strukturprinzip ihrer Dramen erheben – die Funktionen, die sie ihr übertragen, hängen von weltanschaulichen Vorentscheidungen ab.

Die christliche Variante, die besonders in England beliebt ist, geht vom Glauben an die heilsgeschichtliche Bedeutung des irdischen Geschehens aus. Sie wird u. a. durch Stücke von T. S. Eliot, Dorothy Sayers, Christopher Fry und Charles Williams repräsentiert. In einer zweiten Variante dienen die Motive und Symbolik des Theatrum Mundi dazu, die Figuren und Zuschauer von der Routine des Lebens zu distanzieren und eine gleichsam religiöse Bejahung des Lebens oder der überzeitlichen Lebenskräfte nahelegen. Die Lebensgläubigkeit, die oft mit einer Ablehnung der Kirchen und christlicher Lehren einhergeht, wird in den Stücken von O'Neill, O'Casey, Priestley, Shaw und Wilder unterschiedlich begründet.

Mit der Unzulänglichkeit der Götter und der leeren Transzendenz befaßt sich eine dritte Variante des modernen Welttheaters (Hardy, MacLeish, Miller u. a.): Zwar handeln die zu ihr gehörenden Stücke vom Sinnverlust der Welt, doch versuchen sie, das Leben in seiner Unzulänglichkeit zu akzeptieren. Als extreme Ausformung einer in der modernen Dramatik angelegten Entwicklung sind die Stücke Becketts und anderer Vertreter des absurden Dramas anzusehen: In dieser vierten Variante wird das traditionelle Welttheater pervertiert. Die Weltbühne schrumpft zum Weltkäfig, dessen Insassen vergeblich nach den Gründen ihrer Gefangenschaft fragen. Die fünfte Variante des modernen Welttheaters, die vor allem von Brecht beeinflusst ist, benutzt die Theatrum-Mundi-Konzeption dazu, die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderung zu veranschaulichen (Odets, Arden, Bond).

Die Theatrum-Mundi-Konzeption taucht in allen Phasen des modernen anglo-amerikanischen Dramas auf. Eindrucksvolle Beispiele lassen sich besonders in Zeiten weltanschaulichen Engagements und weltanschaulicher Resignationsstimmung finden, z. B. vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Eben die Fähigkeit, die Autoren zu immer neuen Gestaltungen und Deutungen anzuregen, macht die Konzeption des Welttheaters zu einer der wichtigsten Vorstellungen im englischsprachigen Drama des 20. Jahrhunderts.

„Formen des Welttheaters im modernen deutschen Drama“ behandelte *Professor Niggel*, Eichstätt.

Für die Tradition eines Spiels innerhalb der deutschen Dramengeschichte werden zwei Formen des Spätmittelalters: das Weltgerichtsspiel und das Jedermann-Spiel, besonders wichtig. Sie können, da in Aufbau und Intention verwandt (im einen repräsentiert eine Gruppe, im andern ein einzelner die Menschheit, die vor Gottes Richterstuhl geladen ist), in den neueren Epochen oft kombiniert erscheinen: so im „Cenodoxus“ des Jacob Bidermann (1602), in Goethes „Faust“ (um 1800), im Wiener Volkstheater (Raimund, Nestroy), wobei eine zunehmende Autonomie der Binnenfiguren gegenüber dem transzendenten Rahmen festzustellen ist.

Dieser Tradition ist sich *Hofmannsthal* noch durchaus bewußt: vom Ur-Jedermann (1905) im Raimund-Stil geht er den Weg zurück zu den Ursprüngen: die endgültige Fassung (1911) entwickelt im theologischen Gerüst des „Everyman“ eine verinnerlichte Hauptgestalt und vermag

trotz Einbau zeitkritischer Elemente Form und Sinn des traditionellen Rahmens zu wahren. Problematischer ist sein Erneuerungsbemühen im „Salzburger Großen Welttheater“ (1922). Trotz geglückter Dramatisierung der Calderonschen Vorlage durch stärkere Konfrontation der Figuren bleibt die Belastung des Bettlers mit Problemen des vierten Standes prekär, da dadurch seine Bekehrung an Allgemeingültigkeit verliert und also auch der Sinn des Rahmens in Frage gestellt wird.

Die späteren Autoren eines modernen Welttheaters vermeiden eine direkte Erneuerung historischer Vorlagen; dennoch ist auch bei ihnen die Übernahme des alten Modells unverkennbar. *Brecht* benutzt im „Guten Menschen von Sezuan“ (1939/40) das Rahmenspiel der Götter, die die Probe des guten Menschen veranlassen, ihre Zuschauer und am Ende ihre Richter sind, um die Ohnmacht, ja die Schuld der Götter am Scheitern der Probe zu demonstrieren. Folgerichtig agieren die Götter hier nicht mehr auf einer Oberbühne, sondern nur mehr auf der irdischen Ebene des Binnenspiels.

Diese hier erstmals vollzogene Einebnung wird auch von *Frisch* und *Dürrenmatt* nicht mehr aufgehoben, ja an die Stelle der Götter treten Figuren, die – ähnlich wie schon zuvor bei Thornton Wilder – als Ansager, Registrator (*Frisch*: „Die Chinesische Mauer“ 1946, „Biografie. Ein Spiel“ 1967) oder als Mitspieler (*Dürrenmatt*: „Die Wiedertäufer“ 1966) teils nur im Rahmen, teils abwechselnd im Rahmen und im Binnenspiel agieren. Damit wird auch dramaturgisch die Unterscheidung zwischen Transzendenz und Immanenz aufgehoben, die religiöse Deutung des Weltgeschehens durch eine rein immanente Interpretation ersetzt. Dennoch bleibt in diesen Stücken die äußere Form des Welttheaters erhalten, da nach wie vor in dessen Binnenraum schon eine kleine Figurengruppe (oder gar ein Einzelner) Welt und Menschheit repräsentieren und vom Rahmen her in kritischem Überblick beurteilt werden kann.

Am Schluß der Vortragsfolge stand ein Beitrag des Münchner Theaterwissenschaftlers, *Professor Lazarowicz* „Über Analogien und Differenzen zwischen Kunst und Kult“, die er an der Diskussion über den Status des Oberammergauer Passionsspiels eindrucksvoll erläuterte.

Ein Podiumsgespräch, das leider an Zeitmangel litt, schloß das außergewöhnlich gut besuchte Symposium ab. Die anwesenden Sektionsteilnehmer kamen darin überein, auch auf den beiden nächsten Tagungen die Form des Symposiums für die Veranstaltungen der drei neuphilologischen Abteilungen zu wählen.

Franz Link

7. Sektion für die Kunde des christlichen Orients

Da die diesjährige Generalversammlung in Aachen stattfand, lag es nahe, Referenten aus den beiden Nachbarländern Belgien und Holland einzuladen, wo die Görres-Gesellschaft zunehmend neue Freunde gewinnt und auch die christlich-orientalischen Studien eifrig gepflegt werden. Die Professoren A. de Halleux, Löwen, und A. Davids, Nimwegen, leisteten der Einladung Folge und berichteten aus ihren Forschungsgebieten.

Professor Dr. P. André de Halleux, Katholische Universität Louvain-la-Neuve: „Die Genealogie des Nestorianismus nach der frühmonophysitischen Theologie.“

Drei monophysitische Theologen vom Anfang des 6. Jh. bezeugen eine spezielle Tradition über Ursprung und Überlieferung der nestorianischen Häresie. Sie fassen sie nicht als eine Entwicklungsstufe der kirchlichen Lehre auf, sondern als Ausbreitung oder periodisches Wiederaufleben einer Christologie, die seit dem apostolischen Zeitalter völlig entfaltet war. Die patristischen Quellen dieser „Genealogie“ des Nestorianismus sind griechisch, aber ihre syrische Version, die sich durch ursprüngliche Charakterzüge auszeichnet, könnte im Laufe des 2. Drittels des 5. Jh. im monophysitischen Milieu der Perserschule zu Edessa zum Zweck der Propaganda im

sassanidischen Obermesopotamien ausgearbeitet worden sein. Der beste Zeuge dafür ist Bischof Philoxenus von Mabbog († 523), der folgende Entwicklungsreihe anführt: Juden, Ebion, Artemon, Paul von Samosata, Theodor von Mopsuestia, Nestorius. Die Richtigkeit dieser verwandtschaftlichen Beziehungen wird von der heutigen Dogmengeschichte im wesentlichen bestätigt. Die geschichtliche Darstellung der patristischen Christologie von katholischer Seite, die sich seit etwa 40 Jahren auf den Gegensatz zwischen den Schemata „logos – sarx“ und „logos – anthropos“ stützt, könnte nun vielleicht neuen Auftrieb bekommen, wenn sie sich wieder mehr auf den wesentlichen Gegensatz der Christologien „von oben“ und „von unten“ konzentrieren würde, der übrigens auch heute im Mittelpunkt der gegenwärtigen christologischen Diskussion steht: Ist Christus der Fleisch gewordene Logos oder ein von Gott angenommener Mensch? Ist er menschengewordener Gott oder ein vergöttlichter Mensch? Die Monophysiten hatten unrecht, die Christologie ihrer Gegner auf einen plumpen Adoptianismus zu reduzieren; ihr eigenes Bekenntnis aber, das man nicht eines versteckten Apollinarismus verdächtigen kann, überlieferte eine authentische Dimension des apostolischen Kerygma.

Professor Dr. Adelbert Davids, Katholische Universität Nijmegen: „Eine Debatte über die Schöpfung im Antiochien des 2. Jahrhunderts.“

Hermogenes verkündete im 2. Jahrhundert n. Chr. in Antiochien eine Lehre über die Schöpfung und die präexistente Materie, die von verschiedenen Seiten angegriffen wurde. Zuerst schrieb Theophilus, nach der Überlieferung der sechste Bischof der Stadt nach Petrus, ein Werk gegen Hermogenes, das leider verlorengegangen ist. Somit bleibt als wichtigste Quelle für die Kosmologie des Hermogenes die Streitschrift *Adversus Hermogenem*, von Tertullian um das Jahr 200 in Karthago verfaßt, in der gegen Hermogenes' Lehre von der Schöpfung aus einer präexistenten Materie die *creatio ex nihilo* vertreten wird.

Von Theophilus besitzen wir aber noch, als einziges von ihm erhalten gebliebenes Werk, die Apologie *Ad Autolyicum*, die kurz nach dem Jahre 180 niedergeschrieben wurde. In dieser Schrift wird Hermogenes nicht namentlich genannt, und über die Priorität eines der beiden Werke, der Schrift gegen Hermogenes oder der Apologie, ist nichts mit Sicherheit zu sagen.

Es wird untersucht, ob sich in der Schrift *Ad Autolyicum* Argumente finden, die in der damaligen Debatte eine Rolle gespielt haben können. Insbesondere soll gezeigt werden, wie Theophilus das Problem der Schöpfung behandelt, welches seine Stellung in der Debatte war und ob seine Ausführungen mit denen des Tertullian übereinstimmen.

Von den Ergebnissen sind vor allem zu nennen: die Exegese von Hesiods Theogonie in der Apologie des Theophilus, die Rolle des Platonismus in der Debatte, und die Zuspitzung der Diskussion auf die Frage, ob in Gen. 1, 1–2, von einer Materie die Rede ist.

Julius Aßfalg

8. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Die beiden Vorträge der Sektion standen unter dem Rahmenthema „Menschenrechte in Staat und Kirche“.

Der einleitende Vortrag von *Prof. Dr. Jochen Abr. Frowein*, Bielefeld, befaßte sich mit der Entwicklung „Vom innerstaatlichen zum völkerrechtlichen Schutz der Menschenrechte“.

Angesichts der Tatsache, daß in der heutigen öffentlichen Diskussion häufig sehr unspezifisch von „Menschenrechten“ gesprochen wird und dabei selten klar ist, inwieweit es sich lediglich um ideale Forderungen oder um praktisch durchsetzbare Ansprüche handelt, ging es dem Referenten zunächst einmal darum, den Weg von idealen Menschenrechtsprogrammen zu durchsetzbaren Rechten nachzuzeichnen. Dabei konnte er trotz der mit 200 Jahren vergleichsweise kurzen Geschichte der Menschenrechtsidee bereits erstaunliche Erfolge konstatieren, wobei freilich auf die recht unterschiedliche formelle Anerkennung in den verschiedenen staatlichen Verfassungs-

ordnungen hinzuweisen war. Dabei wurde sowohl auf das – chancenreiche wie auch gefahrbehaftete – Spannungsverhältnis zwischen Grundrechten und Legalordnung hingewiesen, wie auch auf die Dynamisierung des Verfassungsrechts. Dabei spielt eine besondere Rolle, daß die Menschenrechte über bloße Abwehrrechte gegen den Staat hinaus immer mehr auch als Forderungen an den Staat verstanden werden. Soweit bei diesem Entwicklungsprozeß bestimmte Staaten noch im Rückstand geblieben sind, kommt der völkerrechtlichen Anerkennung und Durchsetzung von Menschenrechten gesteigerte Bedeutung zu. Dies gilt sowohl für die Europäische Menschenrechtskonvention von 1950, die freilich noch keine sozialen Grundrechte kennt, wie auch für die beiden UN-Pakte über bürgerliche und politische Rechte einerseits bzw. soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rechte andererseits (1966/1976). Nicht zuletzt enthält auch die KSZE-Schlussakte zwar keine rechtlich durchsetzbaren, dennoch aber rechtlich relevante Verhaltensregeln, und sei es auch nur dadurch, daß auf diese Weise die Einhaltung der Menschenrechte zum legitimierte Gesprächsthema zwischen den Teilnehmerstaaten der Konferenz gemacht wird und die Berufung darauf eine Plattform für Bürgerrechtsforderungen gerade auch im Osten bietet. Vor allem aber hat der Menschenrechtsgedanke eine wesentliche Stärkung dadurch erfahren, daß der Internationale Gerichtshof den Schutz der grundlegenden Rechte der Person als Normen des zwingenden Völkerrechts anerkannt hat. Eine Gesamtbilanz ergibt, daß der Staat zwar immer der potentielle Feind der Menschenrechte gewesen ist, zugleich aber bisher auch ihr einziger wirksamer Beschützer.

Nach dieser staatlich/völkerrechtlichen Entwicklung und Durchsetzung von Menschenrechten sprach *Prof. Dr. Gerhard Luf*, Wien, „Zur Begründung von Menschenrechten in der Kirche“.

Vor dem zwar zeitlich, nicht aber strukturell zufälligen Hintergrund von innerkirchlichen Auseinandersetzungen um Lehrfreiheit und Verfahrensprinzipien in der Kirche beschäftigte sich der Referent mit der Frage, ob und inwieweit leitende Prinzipien der neuzeitlichen Freiheitsgeschichte rezipiert und in einer die Eigenart einer geistlichen Rechtsordnung wahren Weise auf das kirchliche Recht übertragbar sind. Dabei ging es ihm keineswegs um eine lineare Übernahme staatlicher Grundrechte im kirchlichen Bereich, sondern vielmehr darum, im Wege einer „kritischen Transformation“ des Grundrechtsbegriffes den Gedanken der Unbedingtheit und Unverfügbarkeit sittlich-religiöser Freiheit in der kirchlichen Rechtsordnung zur Geltung zu bringen. Im bislang geltenden *Codex Iuris Canonici* war für einen Grundrechtskatalog noch kein Raum. Demgegenüber hat nach dem Zweiten Vatikanum der Grundrechtsgedanke auch in der innerkirchlichen Diskussion an Aktualität gewonnen, wobei insbesondere eine Rolle spielt, daß die Verwirklichung innerkirchlicher Grundrechte als ein Prüfstein der Glaubwürdigkeit der kirchlichen Menschenrechtsargumentation in ihrer Gesamtheit verstanden wird, will sich die Kirche nicht dem Vorwurf unterschiedlichen Verhaltens „nach außen“ und „nach innen“ aussetzen. Freilich stehen einer Durchsetzung von Menschenrechten noch mancherlei Hindernisse entgegen, was sich nicht zuletzt in der restriktiven Einstellung der kirchenrechtlichen Reformwürfe zeigt, und vor allem dadurch, daß die Grundrechte im Zeichen des Mißtrauens gegenüber Freiheitsmißbrauch unter einen allzuweit gefaßten Autoritätsvorbehalt gestellt werden. Demgegenüber ermunterte der Referent zu einem höheren Maß an Vertrauen in das Verantwortungsbewußtsein der Kirchenmitglieder, soll das kirchliche Recht dem Anspruch genügen, eine beispielhafte Ordnung christlicher Freiheit zu sein.

Beide Referate fanden in engagierten Diskussionsbeiträgen eine lebhaft Resonanz. Dabei konnte Frowein sowohl einige der in seinem Referat angesprochenen Einzelfälle weiter vertiefen wie auch auf unterschiedliche Begründungen in der Grundrechtsdiskussion in Ost und West hinweisen. Die Diskussion zum Referat von Luf war von gegenläufigen Tendenzen gekennzeichnet: Auf der einen Seite die Sorge um Autoritätsverlust des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes bei Anerkennung innerkirchlicher Freiheitsrechte; auf der anderen Seite die Feststellung, daß die Kirche in einer – eigentlich unchristlichen – Überängstlichkeit mehr an die Verwirkung als an die Begründung innerkirchlicher Freiheitsrechte denkt.

Die beiden Referate werden veröffentlicht in einem Sammelband von Johannes Schwartländer (Hrsg.), *Modernes Freiheitsethos und christlicher Glaube. Beiträge zur*

juristischen, philosophischen und theologischen Bestimmung der Menschenrechte, Grünewald Verlag, Mainz 1981.

Am Montagabend trafen sich die Sektionsmitglieder zu einem Gespräch, wobei insbesondere Überlegungen zur Thematik künftiger Sektionsveranstaltungen angestellt wurden.

Albin Eser

9. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Die Sektion führte die mit dem öffentlichen Referat ihres Sektionsvorsitzenden (siehe S. 25 dieses Jahres- und Tagungsberichtes) begonnene Diskussion über das europäische Währungssystem fort. Es wurden dabei folgende Referate gehalten:

Als erster sprach *Professor Dr. Hans Besters*, Bochum, über „Das Europäische Währungssystem – Ein Schritt zur weiteren EG-Integration?“.

In der Vergangenheit fehlte in der EG die Ergänzung des Gemeinsamen Marktes um eine monetäre Integration. Nach dem ehrgeizigen Plan vom Dezember 1969, innerhalb eines Jahrzehnts eine Europäische Wirtschafts- und Währungsunion zu verwirklichen, ist im März 1979 mit dem EWS ein neuer Versuch unternommen worden, zu einer monetären Integration unter den EG-Mitgliedern zu gelangen. Dabei ist im wesentlichen auf bekannte Konstruktionselemente zurückgegriffen worden, die schon den Währungsverbund in der „Schlange“ bestimmten: Feste Wechselkurse, umfangreicher Währungsbeistand bei Zahlungsbilanzschwierigkeiten, ERE (nunmehr ECU) als Recheneinheit und Reservemedium; neu ist eigentlich nur die als „Frühwarnsystem“ gedachte Abweichungsschwelle, die mit Hilfe des sog. Divergenzindikators bestimmt wird.

Die zentrale Frage lautet, ob die innere (im Sinne der Preisniveaustabilität) und die äußere Stabilität (im Sinne der Wechselkursstabilität) gleichzeitig verwirklicht werden können. Die entscheidende Bedingung dazu ist ein Gleichschritt in der Makropolitik der Mitgliedsländer. Dieser ist aber aller Erfahrung nach nicht zu erwarten, wenn bei Zahlungsbilanzschwierigkeiten die EG-Mitglieder auf einen umfangreichen Währungsbeistand zurückgreifen können: Erstens hebt die finanzielle Hilfestellung für nationales Fehlverhalten den sonst zu erwartenden Disziplinierungszwang fester Wechselkurse auf die Wirtschaftspolitik auf; die erforderliche Zahlungsbilanzumkehr bleibt aus. Zweitens läuft der gemeinschaftliche Währungsbeistand der erwarteten Stabilitätsgemeinschaft zuwider; viel eher ist mit einer Inflationsgemeinschaft zu rechnen. Drittens ist nicht auszuschließen, daß die Defizitländer angesichts zunehmender Überschuldungsgefahr letztlich auf die Devisenbewirtschaftung zurückgreifen, was den Integrationsbemühungen schweren Schaden zufügt.

Diese Gefährdungsbestände haben sich in den zurückliegenden eineinhalb Jahren deshalb kaum bemerkbar gemacht, weil die Bundesrepublik – jahrelang das Hauptüberschußland – inzwischen zum Hauptdefizitland geworden ist; die Schwäche der DM hat ihre oppositionelle Entwicklung verhindert. Dies kann sich jedoch wieder ändern.

Um zukünftige Belastungsproben zu vermeiden, müßte die nationale Währungsautonomie schrittweise preisgegeben und einem Gemeinschaftsorgan übertragen werden. Nur dann wäre der Gleichschritt in der Makropolitik auf Dauer gewährleistet.

Diesem Vortrag schloß sich das Referat von *Diplom-Volkswirt Helmut Steinell*, Brüssel, über die währungspolitische Ordnungsaufgabe auf europäischer und internationaler Ebene an.

Der Referent skizzierte zunächst die Entwicklung des Weltwährungssystems in den siebziger Jahren, die vom Übergang von grundsätzlich festen zu flexiblen Wechselkursen gekennzeichnet war. Bei der vergleichenden Analyse stellte sich heraus, daß sehr viele positive Erwartungen, die man in das System flexibler Wechselkurse gesetzt hatte, von der tatsächlichen Entwicklung nicht bestätigt wurden. Das gilt nicht nur für das Problem des Zahlungsbilanzausgleichs, sondern auch

für das Weltinflationen-Problem. Der Referent versuchte insbesondere nachzuweisen, daß Länder mit tendenziell abwertungsverdächtigen Währungen in einen „circulus vitiosus“ von Abwertung, Inflation und weiterer Abwertung hineingeraten können. Dieser „Stabilitätsverlust“ bei Zahlungsbilanzschwachen Ländern kann meist nicht durch entsprechende „Stabilitätsgewinne“ bei Zahlungsbilanzstarken Ländern ausgeglichen werden. Die zweite Fehlentwicklung in den siebziger Jahren war eine bis dahin nicht gekannte, explosionsartige Ausweitung der internationalen Liquidität. Einen starken Anteil an dieser Ausweitung hatten die sogenannten Euromärkte. Ohne die positive und sogar unabdingbar notwendige Funktion der Euromärkte für das Recycling-Problem im Gefolge der Ölpreiserhöhungen zu verkennen, stellte der Referent auf der anderen Seite auf die ordnungspolitische Problematik ab, daß diese Euromärkte weitgehend der Kontrolle der geldpolitischen Instanzen entzogen und damit zu einer „monetären Nebenregierung“ geworden sind. Der Referent betonte stark den „ordnungspolitischen Imperativ“, der seiner Ansicht nach nicht nur für die nationale, sondern auch für die internationale Wirtschafts- und Währungspolitik zu gelten habe. Prinzipiell sei soviel Stabilität der Wechselkurse als möglich und soviel Flexibilität als nötig anzustreben. In diesem Kontext bewerte er die Einführung des Europäischen Währungssystems grundsätzlich positiv, weil er in ihm einen Faktor währungspolitischer Stabilität sah. Hinsichtlich der Euromarkt-Problematik empfahl er – trotz der bestehenden politischen Bedenken – die Einführung von Mindestreserven.

Eine intensive Diskussion im Kreise der Teilnehmer führte zu einer weiteren Vertiefung der behandelten wichtigen Fragen.

J. Heinz Müller

10. Sektion für Kunstwissenschaft a) Abteilung für Kunstgeschichte

Da der Sektionsleiter *Prof. Dr. Wolfgang Braunfels* durch Verhandlungen über das auch für die Mitglieder unserer Sektion höchst wichtige Kunsthistorische Institut in Florenz mit Bundesminister Hauff verhindert war, vertrat ihn der Unterzeichnete und eröffnete die Sitzung. Er konnte in dem ersten Vortragenden ein neues Mitglied der Gesellschaft vorstellen, *Prof. Dr. Victor H. Elbern*, Direktor der Frühchristlich-Byzantinischen Sammlung der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz in Berlin und Honorarprofessor der Freien Universität, der sich internationales Ansehen durch seine sachlich *und* zugleich thematisch orientierten Forschungen besonders in dem zentralen Gebiet seiner Untersuchungen der Zierkunst des frühen, des karolingischen und ottonischen Mittelalters, beispielhaft in der Einheit forschender Museumsarbeit, erworben hat. Über die Kollegenschaft weit hinaus hat er in frühen Jahren auch als Generalsekretär der Ausstellung „Werdendes Abendland“ an Rhein und Ruhr bildend gewirkt. Sein Vortrag, mit dem er sich der Sektion vorstellte, galt einem Hauptthema seiner Forschung: der Untersuchung dekorativer bzw. ornamentaler Struktur auf bildträchtige und bedeutungshafte Aussagen hin und deren Einordnung in den historischen Zusammenhang figürlicher Darstellungen.

„Chiffren des Paradiesischen – Überlegungen zu einer Ikonographie unfigürlicher Formen im frühen Mittelalter.“

Die bildende Kunst verfügt über unterschiedliche Möglichkeiten, Inhalte auszusagen. In besonderer Weise benutzt sie figurenbildliche und anthropomorphe Darstellungen, die deutlich lesbar und eindeutig interpretierbar scheinen. Gelegentlich aber auch spielen kompositionelle Elemente eine Rolle, die zu erkennbaren, eigenständigen, bestimmten Formtraditionen zuzuordnenden Gebilden ausgestaltet sein können. Gerade in unserer Zeit einer abstrakten, eher figurenfeindlichen Kunst verdienen entsprechende künstlerische Möglichkeiten aus früherer Zeit erhöhte Aufmerksamkeit.

Besonders dem frühen abendländischen Mittelalter war, nach dem Abreißen wichtiger Traditionsstränge aus der Antike, menschenbildliche Kunst weitgehend fremd geworden. So konzentrierte sich diese Zeit darauf, bestimmte Aussagen in verschlüsselter Form, oft auf bloße Schemata oder Chiffren reduziert, dem Betrachter zu vermitteln. Obwohl Arbeiten solcher Art schon seit längerem als – vorwiegend christliche – Heilszeichen und symbolisch-apotropäische Hinweise erkannt worden sind, konnten sie erst in jüngster Zeit in ihrer sinnreichen Funktion und vollen Bedeutung erschlossen werden. Diese ist vorwiegend auf kosmische und paradiesische Symbolik gerichtet, kann aber auch konkrete liturgische und sogar christologisch-personale Bezüge zum Ausdruck bringen.

Als Träger derart verschlüsselter Bedeutungen sind zumal Arbeiten frühmittelalterlicher Kleinkunst, v. a. in edlen Materialien, auf uns gekommen. Ihre vertiefte Erforschung hat auch vielfältige Beziehungen zu Werken sogar monumentaler Kunstgattungen freilegen können. Aus geordneten Vergleichsreihen ergeben sich gegenseitige Erhellungen, die jene „Heilszeichen“ nunmehr oft als bedeutungsvolle und vielschichtige Werke christlicher Kunst erkennen lassen. In systematisierender Zusammenfassung kann das in ihnen gespiegelte Bildgut in Entsprechung zur traditionellen anthropomorphen Kunst, als eine „Ikonographie unfigürlicher Formen“ bezeichnet werden. Für das frühe Mittelalter, aber auch in spätere Kunstepochen übergreifend, ist damit nicht nur eine neue bildliche Seh- und Deutungsweise, sondern eine neue Gattung künstlerischer und bildnerischer Möglichkeiten erschlossen worden.

Als zweiter sprach *Museumsdirektor Dr. Ernst Günther Grimme*, Direktor des Städt. Suermondt-Museums und des Städt. Couven-Museums in Aachen, der in Aachen Hervorragendes in der auf wissenschaftlichem Fundament vermittelnden, Kunstwerke dem Betrachter nahebringenden Museumstätigkeit geleistet hat und namentlich durch seinen wissenschaftlichen Katalog des Aachener Domschatzes und seine einzelnen seiner Werke geltenden Aufsätze förmlich berufen war, der nach Aachen gekommenen Sektion diesen Domschatz und seine Hauptwerke als Kunstwerke und in ihrer historisch-politischen Bedeutung bekannt zu machen und zu erläutern.

„Reichspolitik im Spiegel des Aachener Domschatzes“

In einer Reihe von Werken des Aachener Domschatzes finden sich Ansätze zum Verständnis politischer Vorstellungen und herrscherlicher Legitimationen in den Jahrhunderten des Mittelalters. Aus der Fülle der „Selbstdarstellungen“ greift das Referat einige exemplarische Zeugnisse auf, deren Gemeinsamkeit in ihrer Rückbesinnung auf Karl den Großen liegt.

Am Anfang stehen Beispiele der ottonischen Epoche, vornehmlich aus der Zeit Ottos III. Anhand des Widmungsbildes des Reichenauer Evangeliars wird der Kaiser gleichsam als Abbild der Trinität verstanden und die Erinnerung verdeutlicht, mit der Otto III. das Imperium Romanum erneut zu geschichtlicher Realität zu erwecken suchte. In diesem Zeichen steht auch das Aachener Lotharkreuz mit der Mittelzier des Augustuskameos in seiner mehrschichtigen Bedeutung. Der heute in Wien befindliche Augustäische Adlerkameo wird hierzu in Beziehung gesetzt und die Bedeutung der beiden Steinschnitte bis hin zu den Goldmünzen Friedrichs II. angesprochen.

In der achteckigen Elfenbeinsitula, die durch eine spätere Inschrift oft auf den III. Ottonen bezogen wurde, ist ein Werk aus der Zeit Heinrichs II. zu erkennen. Hierfür spricht nicht nur der stilistische Befund, sondern auch die „paritätische Darstellung“ von Kaiser und Papst zu Seiten des Apostelfürsten Petrus.

Die staufische Vorstellung vom „Sacrum Imperium“ spricht aus den beiden Karlsreliquiaren, die anlässlich der Heiligsprechung Karls 1165 in Auftrag gegeben wurden: der Kasten für eine Armreliquie sowie der Karlsschrein. Die „Imitatio“ Karls wird hier besonders in der Figurengruppe an der Stirnseite des Schreines deutlich. Die Züge des thronenden Karl gleichen dem Antlitz der Cappenbergbarbarossa-Büste, die „nach dem Bild des Kaisers“ angefertigt worden war.

Der 3. Teil befaßt sich mit Cimelien aus dem Zeitalter Karls IV., der Krone mit der er 1349 in Aachen gekrönt wurde und der man in späteren Dokumenten als Krone Karls des Großen begegnet, der Karlsbüste, in die man die Hirnschale Karls bettete und der „Karlskapelle“, das karolinische Gegenstück zum staufischen Schrein. Auch hier scheint es denkbar, daß die Darstel-

lung Karls des Großen in eins gesetzt wird mit dem Bild Karls IV. gemäß der Vorstellung der Zeit, daß Karl der Große in der Person des Kaisers aus dem Hause Luxemburg wirklich wieder auferstanden sei, „leuchtend wie ein Sonnenstrahl in der Kirche Gottes“.

Die, dank einiger studentischer Zuhörer, lebhaft diskutierte Möglichkeit einer Kaiserikonographie im Hinblick auf den Augustuskameo des Lotharkreuzes.

Rudolf Kuhn

b) Abteilung für Musikwissenschaft

Professor Dr. Hans Joachim Marx, Hamburg
„Weihnachtsoratorien des römischen Barock“. Der Vortrag wird in erweiterter Form in einem Sammelband mit Aufsätzen des Verfassers erscheinen.

Professor Dr. Hans Josef Irmen, Aachen
„Anmerkungen zur Instrumentation von W. A. Mozarts ‚Requiem‘“

Ausgehend von der These, daß Mozarts ‚Requiem‘ in keinem einzigen Satz von seinem Schöpfer vollendet wurde und die Ergänzungen verschiedenen Autoren zugeordnet werden müssen, befaßte sich das Referat mit den Möglichkeiten einer stilgerechten Überprüfung und Ergänzung der Instrumentation, um die Süßmayersche Fassung zu revidieren. Dabei wurde auf die in der Praxis bisher unbeachtet gebliebene Fassung von J. Eybler hingewiesen, ihre bisher angenommenen Merkmale des „Unvollendeten“ kritisiert und eine neue Ergänzung der Sequenz (Lacrimosa-Schluß und Amen-Fuge) vorgestellt.

Dr. Wolfgang Bretschneider, Bonn
„Theologisch-musikgeschichtliche Überlegungen zur Liturgie des frühen 19. Jahrhunderts“

Gottesdienstliche Feier ohne Musik, ohne Gesang und instrumentales Musizieren bedeutet rationalistische Verengung und emotionale Verarmung. Konnte in früheren Jahrhunderten die Musik in Meßfeiern und Andachten als Beiwerk und Zierat, als Überhöhung der Feierlichkeit mißverstanden werden, so hat das II. Vat. Konzil unzweifelhaft die Musik im Gottesdienst als integrierenden Bestandteil der Liturgie selbst beschrieben.

In einer Phase der Neubesinnung auf das Wesen christlicher Liturgie wird natürlich auch nach dem Spezificum einer „Kirchenmusik“ neu gefragt werden müssen. Was beinhaltet noch der Begriff „Musica Sacra“? Was zeichnet diese vor anderen aus? Müßte man nicht einfacher von „Musik im Gottesdienst“ sprechen? Stichworte wie Unterhaltungsmusik im Gottesdienst, Trivialität und faschistoide Tendenzen im neuen geistlichen Lied u. a. m. drängen sich auf.

Die Zeit der sog. katholischen Aufklärung stand vor ähnlichen Fragen. Immer noch ist diese ungemein aufwühlende Zeit des Aufbruchs und der Neubesinnung mit Vor- und Fehlurteilen befrachtet, so etwa mit dem pauschal erhobenen Vorwurf, „eine Zeit rationalistischer, alles Transzendente verneinenden Weltanschauung“. Jüngste Arbeiten haben indes gezeigt, daß die überwiegende Mehrzahl der „Aufklärungsliturgiker“ auf dem Boden der tradierten katholischen Glaubenslehre stand. Die häufig anzutreffende Betonung des moralischen Handelns, das im besonderen auch der katholische Gottesdienst zu fördern hatte, darf nicht überinterpretiert und aus dem zeitgeschichtlichen Kontext herausgerissen gesehen werden. Das Bemühen, die oft genug zur reinen Priesterliturgie entstellte gottesdienstliche Feier zur ursprünglichen Form der Gemeindeliturgie zurückzuführen, ist unstreitig ein großes Verdienst der Theologen jener Zeit.

Das Referat beinhaltete einige Überlegungen zum Gebrauch der Musik in der Liturgie, besonders zur Bedeutung des gottesdienstlichen Volksgesanges, wie sie sich im „Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz“ niedergeschlagen haben. Dieses Pastoralarchiv, das bis zum Jahre 1827 25 Jahrgänge umfaßte, war der schriftliche Niederschlag der in der Diözese Konstanz wiederbelebten Seelsorgskonferenzen mit dem Zweck der „Beförderung der Religiosität und fortschreitenden Bildung des Seelsorgers zur zweckmäßigen Ausübung seines wichtigen Berufes“.

Es bietet somit einen authentischen Einblick sowohl in die Reformbestrebungen des Konstanzer Klerus wie in die theologisch-liturgischen und musikästhetischen Anschauungen des frühen 19. Jahrhunderts. Für ein Bedenken der heutigentags anstehenden, zu Beginn angeführten Fragen nach einer „Kirchenmusik“ dürften solch rückblickende Bemühungen von nicht geringem Interesse sein.

Dr. Gabriel M. Steinschulte, Bonn

„Die Bedeutung der Musik für die Evangelisation“

Der Begriff „Evangelisation“ ist in seiner Substanz so alt wie das Christentum selbst, in seiner konkreten Formulierung jedoch relativ jung. Auf den Anstoß des II. Vatikanischen Konzils hin wurde in nachkonziliarer Zeit die römische Kongregation für die Glaubensverbreitung (Propaganda Fide) akzentuiert umbenannt in „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“.

Die Durchdringung aller Völker und Kulturen durch die Wahrheit der christlichen Offenbarungsreligion unter möglicher Beibehaltung der angestammten gewachsenen kulturellen Eigenwerte ist Aufgabe und Ziel der Christlichen Kirche, die ihrem Wesen nach selbst eine gesendete und wiederum sendende „Missions“-Kirche ist und erst in der Integrations- und Wandlungskraft aller menschlichen Kulturwerte ihre eigentliche Katholizität erreicht.

Im Rahmen dieses epochalen Enteuropäisierungsprozesses der Kath. Kirche – soweit es den nicht-dogmatischen, historisch und kulturell bedingten Bereich betrifft – wirft die Frage der mit den jeweiligen Kulturen und insbesondere auch Religionen oft aufs engste verknüpften, überaus unterschiedlichen Musikkulturen die gesamte Bandbreite der zu bewältigenden Problematik auf, da gerade die Musik als geistigste und am meisten an den lebendigen Menschen gebundene Kunstäußerung es notwendig macht, sich den in diesem Zusammenhang ergebenden Fragen zu stellen, soll die dogmatische Integrität des katholischen Credos nicht durch den Einbruch nicht-christlichen Gedankenguts auf dem Wege der musikalisch-psychologischen Bedeutungsassoziation in einem unscharfen Synkretismus paralysiert werden.

In den betreffenden Verlautbarungen der Kirche (Konzilskonstitution über die hl. Liturgie sowie die Musik-Instruction MUSICAM SACRAM von 1967) wird jedoch nicht nur immer wieder auf die notwendige Unterscheidung von mit nicht-christlichen Inhalten assoziativ besetzten Musiken hingewiesen, sondern ebenso auch die im europäischen Kulturraum bedeutsame Distinktion zwischen Sacrum und Profanum betont, die – abgesehen von Text und Funktion – auch vor allem in der spezifischen Klanggestalt ihren Ausdruck findet. Angesichts der zunehmenden „Missions“-Notwendigkeit im sich entchristlichenden europäischen Kulturraum selbst gewinnen somit die ursprünglich in erster Linie für außereuropäische Missionsregionen verfaßten Bestimmungen über die sakrale Musik auch für die abendländische Kultur an Bedeutung.

Günther Massenkeil

11. Sektion für Volkskunde

Einleitend sprach *Prof. Nikolaus Grass*, Innsbruck, kurz über *Georg Schreiber und die Erforschung der Weinkultur*. Der Sektionsleiter kündigte die bevorstehende Veröffentlichung des vom Begründer unserer Sektion, Prälat *Schreiber* stammenden nachgelassenen Werkes über den „Wein in Geschichte, Volkstum und Sakralkultur“ an. Da inzwischen das vom Unterzeichneten für die Drucklegung bearbeitete und dann vom Amt für Rheinische Landeskunde stark gekürzte und z.T. neu redigierte, reich bebilderte Werk unter dem Titel „Deutsche Weingeschichte“ Mitte November 1980 im Rheinland-Verlag in Köln in einem Umfang von XV und 534 Seiten erschienen ist, werden hier die in der Sektion gehaltenen Ausführungen dieser neuen Situation angepaßt im folgenden wiedergegeben:

Nach Vollendung seiner großen Monographie über den „Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur“ (Köln, Opladen 1962) widmete *Schreiber* alle Kraft der Fertigstellung seines „Weinwerkes“, wofür er schon in den vorangegangenen Jahren verschiedene vorbereitende

Abhandlungen veröffentlicht hatte. Mitte Dezember 1962 hatte ich in der damaligen Forschungsgemeinschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (der heutigen Rheinisch-Westfäl. Akademie der Wissenschaften) einen Vortrag über Rechtsgeschichte und Sakralkultur österreichischer Pfalzkapellen und Hofkirchen gehalten, bei dem sich auch Prälat Schreiber lebhaft an der Diskussion beteiligte. Anschließend bat mich Schreiber, zu ihm nach Münster i.W. zu kommen. Wir saßen tagelang gemeinsam über dem Weinmanuskript, das Schreiber mit mir gründlich durchbesprach. Dabei wies er auf noch der Ergänzung oder Vertiefung bedürftige Kapitel besonders hin und ersuchte mich um weitere Mitteilungen, vor allem aus den Weingebieten Österreichs und Südtirols. An solchen war ihm stets ganz besonders gelegen, so schon bei seinen Bergwerksstudien. Schreiber verließ der Hoffnung Ausdruck, im Verlaufe der nächsten Monate das Manuskript abschließen zu können. Dies war ihm leider nicht mehr gegönnt! Denn schon zwei Monate später, am 24. Februar 1963, entriß ein durch Grippeerkrankung herbeigeführter Tod den unermüdlichen Gelehrten seiner Arbeit. Mir aber wurde um 1965 das nachgelassene Riesenmanuskript zur Vollendung und Herausgabe anvertraut. Dieses bedurfte noch verschiedentlich der Ergänzung; für einige Abschnitte lagen überhaupt nur schlagwortartige Notizen auf losen Zetteln vor. Wegen anderer unaufschiebbarer Verpflichtungen wie starker beruflicher Inanspruchnahme zog sich der Abschluß der sehr zeitraubenden Bearbeitung hinaus, zumal auch nicht wenige inzwischen herausgekommene Neuerscheinungen noch berücksichtigt werden sollten. Allein von den seit Schreibers Tod (1963) erschienenen und von mir größtenteils auch eingearbeiteten Publikationen sind im Literaturverzeichnis 230 Titel stehengeblieben. In Text und Anmerkungen wurde freilich manches davon wieder herausgestrichen, so S. 331 A34 Alf Hårdelin, *Aquae et vini mysterium*, Münster i.W. 1973. Von den Abbildungsunterlagen stammen mindestens 50 von mir, darunter besonders solche, die im bisherigen Weinschrifttum noch nicht berücksichtigt wurden, wie beispielsweise der Tassilokelch oder der Wiltener Henkelkelch von ca. 1170. Auch die Verlegerfrage bereitete unerwartete Schwierigkeiten. Als endlich im Amt für Rheinische Landeskunde zu Bonn eine Publikationsstelle gefunden war, verlangte der Leiter Dr. G. Simons Straffung und Kürzung des Manuskriptes, mit welcher Aufgabe eine Verlagskommission beauftragt wurde. Diese hat völlig eigenmächtig und ohne jegliche Kontaktnahme mit dem Bearbeiter vor allem geistvolle Wendungen Schreibers herausgestrichen und durch nüchternen „Eigenbau“ ersetzt, viel interessantes Detail entfernt sowie insbesondere den sehr reichhaltigen Anmerkungsapparat radikal reduziert. Für manche Behauptung im Text fehlt nunmehr jeder Beleg! Bei innerhalb von Anführungszeichen gesetzten wörtlichen Zitaten wurden Umstellungen und Umformulierungen vorgenommen, ein Vorgehen, das sich schon vor 400 Jahren der Kirchenhistoriker Baronius verboten hatte (*Jedin*, Kardinal Caesar Baronius, Münster i.W. 1979).

Bei diesem „Umschreiben“ von Schreibers Text war beispielsweise auf Fahne 93 der berühmte französische Weinhistoriker Roger Dion unter die „See- und Flußstädte“ geraten (Verwechslung mit Dijon!!!), was ich noch rechtzeitig korrigieren konnte. Leider wurden auch die meisten von Schreiber vorgesehenen Sperrungen von oft für einen ganzen Abschnitt charakteristischen Schlagworten beseitigt, was die Übersichtlichkeit stark beeinträchtigt. Erst nach Erscheinen des gesamten Bandes stellte sich heraus, daß auch der Name des Bearbeiters und Vollenders am Titelblatt weggelassen worden war; hatte man doch – ungeachtet meiner Reklamierungen – vorsichtigerweise sowohl vom Titelbogen wie von den Anmerkungen mir Korrekturabzüge vorenthalten. So wurde ich vor vollendete Tatsachen gestellt! Anderthalb auf dieses Werk geopfert Jahre sind daher nicht einmal bibliographisch erfaßbar. Zudem ist in dem von Dr. Simons als „Herausgeber“ gezeichneten Vorwort sowohl Schreibers Arbeitsmethode wie vor allem der Anteil des Bearbeiters unzutreffend dargestellt. Bei unvermeidbarer Umfangsreduzierung hätte man zunächst die allein von mir verfaßten Abschnitte oder von mir stammende größere und sämtlich durch eckige Klammern als mein geistiges Eigentum gekennzeichnete Einfügungen beseitigen sollen (die jedoch größtenteils erhalten blieben, so S. 154 f., 203 ff., 316 ff. [Reliquienwein] und 384). Erst dann hätte man darangehen dürfen, Schreibers Urtext „umzuschreiben“ und zusammenzustrichen. Dies hätte sich übrigens vermeiden lassen, da der Universitätsverlag Wagner zu Innsbruck bereit gewesen wäre, etwa 35 – 40% des Manuskriptes unter anderem Titel als eigenes Buch herauszubringen. Schon Schreiber hatte eine solche Teilung ins Auge gefaßt; die Zäsurstelle war bekannt. Doch Dr. Simons ging auf den Teilungsvorschlag, der stärkere Kürzungen erspart hätte, nicht ein. So ist leider dieses letzte von Schreiber verfaßte, zweifelsohne bedeutende Werk ungeachtet der vom Amt für Rheinische Landeskunde bereitgestellten beträchtlichen Mittel in einer Weise veröffentlicht worden, die dem verewigten Autor keine restlose Freude bereitet hätte. Auch viele Kenner von Schreibers Geist und Diktion und seltener Quellenkenntnis werden die starken Kürzungen bedauern.

Die *Sektionsveranstaltung* war dem Generalthema „Heilige Leiber“ gewidmet. Am 6. 10. sprach *Staatsarchivar Dr. Hansjacob Achermann* (Nidwalden) über „Translationen als barockes Phänomen“. Der Referent war durch sein für die Reliquienverehrung des 17. und 18. Saeculums aufschlußreiches Werk „Die Katakombenheiligen und ihre Translationen in der schweizerischen Quart des Bistums Konstanz“ (Stans 1979) hierfür besonders legitimiert. Anschließend berichtete *Dipl.-Ing. Fritz Markmiller* (Dingolfing) über „Die Übertragung zweier Katakombenheiliger nach Niederbayern im 18. Jh.“, wobei er sich auf den Bericht eines Handwerksmeisters stützen konnte, der für seine Gemeinde die Beschaffung eines „Heiligen Leibes“ aus Rom – allen Widerständen zum Trotz – besorgt hatte. (Weitere Translationen heiliger Leiber nach Bayern hatten schon zwei Mitglieder unserer Sektion, *Edgar Krausen* im Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1966/67, S. 37ff. und *Gisling Ritz* in der „Festschrift Altomünster“, Aichach 1973, S. 213–222, sachkundig dargestellt.) *Dr. Walter Pötzl*, Lehrbeauftragter für Religiöse Volkskunde in Eichstätt, sprach über „Katakombenheilige als Attribute von Gnadenbildern“, wobei er vom Auftauchen „Heiliger Leiber“ im Kleinen Andachtsbild ausging und aufschlußreiches Belegmaterial in Lichtbildern vorführte.

Am Nachmittag unternahm unter Führung des Bonner Volkskundeprofessors *Dr. H. L. Cox* 30 Sektionsteilnehmer eine Studienfahrt zum berühmten Wallfahrtsort Scherpenheuvel/Montaigu in Brabant, wobei den Teilnehmern die Unterschiede etwa zu süddeutsch-österreichischen Wallfahrtsstätten deutlich vor Augen traten.

Den zweiten Verhandlungstag eröffnete *Beate Plück* (Bonn) mit einem Referat über den „Kult des Katakombenheiligen Donatus von Münstereifel“, dessen Reliquien 1652 von Rom in die Eifel überführt wurden. Anschließend berichtete der Kunsthistoriker *Prof. Dr. Franz Matsche* (Münster i. W.) über „Die Sekundärleiber des hl. Nepomuk“, dessen 250. Kanonisationsjubiläum (1729–1979) zu zwei auch in Katalogen festgehaltenen Ausstellungen geführt hatte. Mit einer unter dem Titel „Die ewige Ausstellung. Sakrales Panoptikum in Gerippe, Wachsleib und Metallplastik“ gebrachten reichhaltigen Übersicht beschloß *Prof. W. Brückner*, der geschäftsführende Redaktor unseres „Jahrbuches für Volkskunde“, die in unserer Sektion gehaltenen Referate, die im Jahrgang 1981 unseres „Jahrbuches für Volkskunde“ im Echter-Verlag in Würzburg demnächst im Druck erscheinen werden, weshalb hier diese kurzen Hinweise genügen mögen.

In einem *Schlußwort* führte *Prof. Nikolaus Grass* (Innsbruck) aus, daß im Rahmen dieser Sektionsveranstaltung nur ein begrenzter Ausschnitt aus der reichen Geschichte des Reliquienwesens geboten werden konnte, das auch für die früheren, hier nicht behandelten Zeiträume manch' interessante Aspekte bietet.

Nikolaus Grass

12. Sektion für Naturwissenschaft und Technik

Als Rahmenthema für die Veranstaltungen der Sektion war die Frage gewählt worden: „Welchen Preis kostet das Leben mit der modernen Naturwissenschaft und Technik?“ Damit wandte sich die Sektion bewußt den aktuellen gesellschaftlichen und ethischen Problemen zu, die sich aus dem technischen Fortschritt und der Umweltbelastung ergeben. Der neue Leiter der Sektion hielt am Dienstagnachmittag den letzten der

vier öffentlichen Vorträge dieser Generalversammlung über das Thema „Umweltschutz als Herausforderung“, der auch an anderer Stelle dieses Jahresberichts abgedruckt ist.

Innerhalb der Sektion fanden am Montag und am Dienstag jeweils am Vormittag zwei Vorträge statt, denen sich eine lebhafte Diskussion anschloß.

Das erste Referat hielt *Prof. Dr. Edouard Boné SJ* von der Kath. Universität Louvain (Löwen/Belgien). Er hatte im Sommer 1979 an der Konferenz des Weltkirchenrates in Cambridge, Massachusetts USA, teilgenommen und gab einen interessanten Bericht über diese Tagung der nichtkatholischen Christenheit. Sein Thema lautete: „Das Zusammenwirken von Glaube, Wissenschaft und Technik im Mühen um eine gerechte und lebensfähige Gesellschaft“. Wenn man das Ergebnis der Tagung des Ökumenischen Kirchenrates betrachtet, scheint die Zeit der großen Kontroversen zwischen einem wissenschaftlichen antireligiösen Rationalismus und der christlichen Weltanschauung vorbei zu sein. Wissenschaftler und Gläubige sehen sich vielmehr gezwungen, sich zu vereinigen, um die Herausforderungen der modernen Welt zu meistern. Die Wissenschaftler von heute beginnen einzusehen, daß Forschung ohne Bewußtsein die Seele ruiniert, daß nur eine bewußte Wissenschaft den wahren Aufstieg der Menschheit und eine verantwortliche Führung der gegenwärtigen Welt erlauben wird. Ihrerseits haben die Gläubigen heute ihre Einstellung gegenüber der Naturwissenschaft geändert. Das Aufblühen der technisch-naturwissenschaftlichen Mentalität hatte seit dem 16. Jahrhundert die religiöse Welt zunächst in Erstaunen versetzt, jedoch nach und nach Verwirrung hervorgerufen. Es bedarf der Anstrengung mehrerer Generationen von Christen, der Welt wissenschaftlichen Denkens und technischen Handelns mit Optimismus, Vertrauen und Sympathie gegenüberzutreten. Angesichts der ungerechten Verteilung der Güter dieser Welt auf Industrienationen und Entwicklungsländer und unter der Bedrohung durch die unbeachteten Folgen des technischen Fortschritts ist das Zusammenwirken von Wissenschaft und Glaube für das Entstehen einer gerechteren Gesellschaft und für das Überleben der Menschheit unbedingt notwendig. In Cambridge USA ging es den versammelten Christen, Wissenschaftlern und Ingenieuren weniger um eine theoretische Diskussion der Probleme, als vielmehr um Entschlüsse zum gemeinsamen Handeln im Bewußtsein der großen Verantwortung für die Zukunft der Welt und der Menschheit.

In der lebhaften Diskussion kam man zu dem Ergebnis, daß es gelte, mit der ethischen Kraft des freien und gläubigen Menschen die Gefahren zu bewältigen, die in der mit Naturwissenschaft und Technik wachsenden Macht des Menschen liegen. Die Lösung der Probleme liege nicht in Feindschaft und Angst gegenüber der Technik, sondern in ihrer humanen Anwendung unter Schonung der natürlichen Umwelt.

Im zweiten Vortrag referierte *Prof. Dr. Winfried Dahl* von der Technischen Hochschule Aachen über „Die Zuverlässigkeit von Werkstoffen als eine Grundlage des Vertrauens zur Technik“. Ausgehend vom molekularen Aufbau der Metalle erläuterte er die Grundlagen der modernen Prüfungsmethoden, mit denen der für technische Erzeugnisse und Bauwerke benötigte Stahl auf seine Zuverlässigkeit hin untersucht werde. Es komme darauf an, die einwirkenden Kräfte und die entstehenden Spannungszustände so genau wie möglich zu erfassen und im Festigkeits-Experiment nachzubilden. In jahrelangen theoretischen und praktischen Arbeiten sei es gelungen, unter sparsamer Verwendung der knapper werdenden Rohstoffe die Zuverlässigkeit des Stahls gegenüber früher erheblich zu steigern und bei der Herstellung und bei der

industriellen Produktion die Fehler zu vermeiden, die zu einer vorzeitigen Ermüdung des Werkstoffs führen können. Zwar gebe es wie überall im menschlichen Leben keine Sicherheit von 100%, aber auf Grund sorgfältiger Labortests und unter Zuhilfenahme statistischer Methoden könne man das verbleibende Risiko des Lebens mit der modernen Technik recht gut abschätzen und sich auf die Verantwortung der in der Technik tätigen Menschen verlassen.

In der Diskussion beantwortete der Referent zahlreiche Fragen interessierter Zuhörer und trug damit zur Abrundung des Bildes der modernen Technik bei, mit der man nicht in Angst und Feindschaft, sondern in Vertrauen und Hoffnung leben könne.

Aus einer interessanten Perspektive beleuchtete am zweiten Tage *Prof. Dr. Günter Hellwig* von der Technischen Hochschule Aachen das Thema: „Weltbilder – Werte – Wissenschaft – Von der Kunst, wissenschaftliches Schließen und religiöses Suchen zu vereinen“. Als Mathematiker ging er von der Schärfe der Informationen aus, die in unserem dreidimensionalen Raum zwischen den Menschen ausgetauscht werden. Wie er schon in früheren Jahren vor Aachener Studenten ausgeführt hatte, ist in den letzten Jahrzehnten eine Flut von sog. wissenschaftlichen Weltbildern über uns gekommen, die keineswegs wertneutral sind. Dort werde uns gesagt, der reine Zufall, lange Zeiträume oder „Tippfehler“ bei der genetischen Übertragung seien für die Entwicklung des Lebens auf dieser Welt verantwortlich. In den exakten Wissenschaften, besonders in der Mathematik, finde man eine andere Denkweise, in der nicht „Geschichten erzählt“, sondern die Frage nach den „Auszeichnungen“ des physikalischen Geschehens gestellt werde. Zum Wesen des Menschen gehöre die Fähigkeit zur Informationsübertragung durch Sprache, bei der drei Grundsätze erfüllt sein müßten, nämlich die scharf ein- und aussetzende Signalgebung zwischen Sender und Empfänger, die verzerrungsfreie Übertragung und die Gleichheit dieser Bedingungen in allen drei Dimensionen des Raumes dieser Erde. Die großartige Auszeichnung unseres Universums liege gerade in dieser Dreidimensionalität. Der Mensch sei also kein Zufallsprodukt der Evolution und kein „Zigeuner am Rande des Weltalls“, sondern er könne bei rechtem Nachdenken die Vereinbarkeit des Glaubens an den dreifaltigen Gott mit der die Grenzen von Raum und Zeit erforschenden Wissenschaft erleben.

Die Diskussion vertiefte die aus dem eindrucksvollen Vortrag gewonnenen Erkenntnisse und hinterließ bei allen Beteiligten die Überzeugung, daß hier auf eine neue und eindeutige Weise die heute so seltene Kunst des Schließens geübt und Wissenschaft und Glaube in eine große Synthese auf gemeinsamer menschlicher Grundlage geführt wurden.

Den Abschluß der Vortragsveranstaltungen bildete das Referat von *Prof. Dr. Fritz Reutter* von der Technischen Hochschule Aachen über das Thema: „Computer und wissenschaftliche Forschung“. Als Mathematiker und langjähriger Leiter des Rechenzentrums der RWTH Aachen gab der Vortragende aus eigener Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis ein lebendiges Bild von der „Wechselwirkung zwischen technischer Entwicklung und Naturwissenschaft“, die er an zahlreichen Beispielen aufzeigte. Er gab zunächst einen Abriß der geschichtlichen Entwicklung der Rechenhilfsmittel vom Altertum bis zur Konstruktion des ersten betriebsfähigen Computers durch Konrad Zuse um 1940. Das von den Rechnern verwendete Dual-System gehe bereits auf Leibniz zurück, jedoch habe erst die moderne Halbleitertechnik auf der Grundlage der Festkörperphysik die technische Möglichkeit eröffnet, immer mehr Recheneinhei-

ten auf dem verfügbaren Raum unterzubringen und die Zahl der Rechenoperationen in der Zeiteinheit unglaublich zu steigern.

Der moderne Großcomputer erlaube die zahlenmäßige Lösung von Aufgaben, die vorher praktisch nicht zu behandeln waren. Der Mathematiker sei gefordert, computer-gerechte Methoden zur Lösung solcher Aufgaben neu zu entwickeln. Der Computer könne grundsätzlich nur Näherungswerte liefern; daher müßten auch Methoden entwickelt werden, mit denen man die Abweichung von der genauen Lösung feststellen, die erreichbare Genauigkeit abschätzen und die Verfälschung des Resultats verhindern kann.

Die Entwicklung des Computers hat eine Vielzahl von Forschungen überhaupt erst ermöglicht, während andererseits die Forschung die Computerentwicklung vorange-trieben hat. Das neue Konzept der Parallelrechner erlaubt es, immer größere Daten-mengen immer schneller zu verarbeiten. Außer der Raumfahrt sind die mittelfristige Wettervorhersage und die medizinische Bilddatenverarbeitung interessante Anwen-dungsgebiete der modernen Computer.

Die Grenzen, aber auch die Gefahren der Computertechnik sind heute noch kaum zu übersehen. Es geht darum, den Menschen vor der Überfülle von Daten zu schützen, aber auch sicherzustellen, daß mit den persönlichen Daten kein Mißbrauch getrieben wird.

Gerade diese letzten Gedanken gaben den Anstoß zu einer lebhaften Diskussion über die Chancen und Gefahren der modernen Informationstechnik und der Mikro-Compu-ter. Es vertiefte sich die Erkenntnis, daß der „Elektronenrechner“ ein außerordentlich wichtiges und oft unentbehrliches Hilfsmittel zur Förderung wissenschaftlicher und politischer Aufgaben darstellt, daß es aber wie in der gesamten Technik darauf ankomme, die wachsenden Möglichkeiten zum Nutzen der Menschheit und nicht zu ihrem Schaden anzuwenden. So führte auch dieser letzte Vortrag zu einer gerechten Beurteilung von Naturwissenschaft und Technik, die nicht vom Teufel gemacht sind, sondern in der Hand von kreativen und verantwortungsvollen Forschern und Ingenieu-ren das Überleben der ständig zunehmenden Menschheit und den Weg in eine humane Zukunft auf dieser beschränkten Erde ermöglichen können. Der Preis für ein Leben mit Naturwissenschaft und Technik ist also nicht der Untergang in einer entarteten Umwelt, sondern die ständige, sachkundige Mühe um Maß und Grenze in der Anwendung der dem Menschen gegebenen Möglichkeiten.

Alfred Schieb

13. Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft

Dem an praktischer Bedeutung mehr und mehr gewinnenden Rahmenthema Massen-kommunikation und politisches System widmete sich die Sektion Politische Wissen-schaft und Kommunikationswissenschaft. Die Wahl dieses Themas lag auch deshalb nahe, weil es in besonderer Weise geeignet erscheint, die Möglichkeiten der Koopera-tion der beiden Disziplinen zu demonstrieren, die in Aachen zum ersten Mal gemein-sam in dieser Sektion ihre Arbeit aufnahmen.

Elisabeth Noelle-Neumann (Mainz/Allensbach) behandelte das Thema: „Neuere Ansätze und Ergebnisse der Wirkungsforschung“:

Die alten, viel zu einfachen Stimulus-Response-Vorstellungen von der Wirkung der Massenmedien liegen demnach hinter uns: Allzu direkte Fragen und viel zu grobe Meßverfahren hatten in den vergangenen Jahren die „Verstärker-Hypothese“ begünstigt, nach welcher Medien kaum wirken und Meinungen nicht ändern, sondern nur verstärken. Diese Hypothese wurde in den vergangenen Jahrzehnten geradezu dogmatisiert – nicht zuletzt von den Medien selbst.

Seit Anfang der 70er Jahre hat sich die Wirkungsforschung zu einer selbständigen Wissenschaftsdisziplin entfaltet, die jetzt auf dem Wege ist, ihren Gegenstand zu bewältigen.

Nun werden Untersuchungen kaum mehr wie früher kurzfristig, sondern langfristig, über Jahre, sogar Jahrzehnte hinweg geführt. Sie erstrecken sich auch kaum mehr auf einzelne Sendungen, Artikel oder bestimmte Organe, sondern überspannen themenbezogen das ganze Mediensystem mit Hilfe repräsentativer Stichproben aus seinen Botschaften.

Beide Richtungsänderungen hängen damit zusammen, daß man heute Medienwirkung vor allem ausgelöst sieht durch Kumulation und durch Übereinstimmung von Bewertung und Betonung über das Mediensystem hinweg: „Konsonanz“.

● Die Untersuchungen greifen auch in anderer Hinsicht viel weiter als früher. Sie konzentrieren sich nicht nur auf Botschaft und Empfänger, sondern alle Beteiligten und Betroffenen werden einbezogen: diejenigen, über die berichtet wird, diejenigen, die berichten (Kommentatoren), und Experten, in deren besondere Kompetenz das Thema fällt; und außer den Rezipienten auch diejenigen, die aus zweiter Hand eine Kommunikation erhalten, durch Weitergabe im Gespräch (Two-Step Flow of Communication).

● Nicht nur die direkten Wirkungen auf Einstellungen und Verhaltensweisen der Individuen werden untersucht, sondern auch, wie die Medien die Auffassung der Individuen von der Umwelt beeinflussen: was die Menschen billigen oder ablehnen. Indirekt über die Vorstellungen von der Umwelt, von „öffentlicher Meinung“ (was man öffentlich tun oder sagen kann, ohne sich zu isolieren) werden damit auch – manchmal mit erheblicher zeitlicher Verzögerung – die Meinungen und Verhaltensweisen der Individuen – der privaten Individuen wie der Individuen in ihrer Berufsrolle als Lehrer, Richter, Gesetzgeber und so weiter – beeinflusst. Das Stichwort für diesen Wirkungsfaktor lautet: Öffentlichkeitseffekt.

● Zu der Untersuchung der in Worte gefaßten Kommunikation (Texte) tritt die Untersuchung der nonverbalen Kommunikation, zum Beispiel optische Kommentare im Fernsehen, Kommunikation über Gesten und Physiognomie, die die Zuschauer zu entschlüsseln vermögen.

● Kennzeichen der neuen Wirkungsforschung ist schließlich die Methodenkombination: Inhaltsanalyse, Repräsentativbefragungen, kontrollierte Labor- und Feldexperimente, sekundärstatistische Auswertung von über Jahrzehnte hinweg führenden Trends der Umfragen, amtliche Statistik als Außenkriterium, zum Beispiel Kriminalstatistik, Anteil der Kriegsdienstverweigerer, Ölvorräte.

Unter dem Eindruck der Ergebnisse des ersten Jahrzehnts neuer Wirkungsforschung ist heute die „Verstärker-Hypothese“ aufgegeben. Die neuen Konzeptionen, mit denen gegenwärtig die Wirkungsforschung arbeitet, zum Beispiel „Agenda Setting Function“ – „Increasing Knowledge Gap“ – „Schweigespirale“ – gehen von der Annahme einer starken Wirkung der Medien auf Zeitgeist, Wertesystem, Verhaltensweisen der Menschen aus.

Die Fruchtbarkeit dieser neuen Ansätze konkretisierte *Hans Matthias Kepplinger* (Mainz) in seinem Referat „Fernsehen und Wahlentscheidung – Über die Möglichkeit subtiler Einflußnahme“.

Die Politikberichterstattung des Fernsehens beeinflusst die Wahlentscheidung nicht nur während des Wahlkampfes. Sie formt vielmehr neben den Darstellungen in anderen Massenmedien über weitaus längere Zeiträume Interpretationsmuster, die die Wahrnehmung von Politikern, Parteien und Sachthemen während des Wahlkampfes steuern. Hier wird schon die von Noelle-Neumann angesprochene Notwendigkeit langfristiger Untersuchungen konkret. Die Wirkungen der Berichte sind nicht notwendigerweise Folgen von Intentionen der Journalisten, sondern häufig das Ergebnis informeller Entscheidungsvorgänge, die eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen. Die

Ursachen der Nachrichtenauswahl und Kommentartendenz sind deshalb nicht nur in individuellen Motiven von Journalisten, sondern auch in strukturellen Voraussetzungen und gruppendynamischen Prozessen zu finden.

Die Politikberichterstattung des Fernsehens ist keine neutrale Darstellung des politischen Handelns und der politischen Akteure. Allein, daß berichtet wird, beeinflusst die Art der öffentlichen Aktionen (Pseudo-Ereignisse) und des Verhaltens von Politikern. Dabei handelt es sich z. T. um bewußte Veränderungen, die auf gegenseitigen Absprachen beruhen, z. T. um unbewußte Vorgänge, die durch nonverbale Zeichen hervorgerufen werden. Derartige Vorgänge können experimentell nachgewiesen und inhaltsanalytisch anhand der Berichterstattung festgestellt werden. Die induzierten Verhaltensänderungen beeinflussen die Personenwahrnehmung sowohl bei der direkten Beobachtung als auch bei der Fernsehberichterstattung über Kontakte zwischen Interviewern und Interviewten.

Die Politikberichterstattung des Fernsehens beeinflusst die Wahrnehmung und Einstellung der Zuschauer vermutlich mehr durch die visuellen als durch die verbalen Elemente der Beiträge, weil die Beiträge weitaus mehr visuelle als verbale Informationen enthalten und visuelle Informationen darüber hinaus besser erinnert werden. Deshalb müssen vor allem die visuellen Informationen des Fernsehens und die technischen Mittel ihrer Aufbereitung analysiert werden. Zu diesen Mitteln gehören die Aufnahmetechniken wie Kameraposition und Einstellungsgröße, Ausleuchtung und Ton, die Schnitt- und Montagetechniken wie Bildselektion, Reihung von Sequenzen, Kontrastierung von Bild und Ton. Die Verwendung dieser Mittel beeinflusst die Wahrnehmung der dargestellten Personen und Themen. Sie führt unter bestimmten Umständen zu einer optischen Kommentierung der Berichterstattung: Möglichkeiten subtiler Einflußnahme also, deren sich der Rezipient obendrein nicht bewußt ist und gegen die er sich von daher auch gar nicht wehren kann.

Heinrich Oberreuter (Passau) formulierte Fragen an das Rahmenthema „aus politikwissenschaftlicher Sicht“.

Trotz ihrer offenkundigen Bedeutung für die Integration der Gesellschaft und für die Einlösung demokratischer Legitimation tut sich Politikwissenschaft bis heute schwer, Massenmedien und Massenkommunikation in ihren Gegenstandsbereich einzubeziehen. K. W. Deuschs Ansatz einer systemtheoretischen „politischen Kybernetik“ hat kaum mehr bewirkt als eine leichte Sensibilisierung – gewissermaßen für einen Merkposten; die Bedeutung des Ansatzes von Robert A. Dahl wurde gar nicht erkannt. Soweit der Gegenstand überhaupt entdeckt wurde, geschah dies zusammen mit dem Einfall neo-marxistischer Ansätze in die Disziplin, welche, gesamtgesellschaftlichen Deutungsmustern verschrieben, wenig Sinn für empirische Analysen entwickelten. Von dieser Position aus wurde der Vorwurf formuliert, die Massenmedien wirkten als ideologische Stütze des „bürgerlichen“ Systems und nun umgekehrt das Postulat erhoben, sie als Werkzeug der „Veränderung“ und der „Emanzipation“ in Dienst zu nehmen. Damit wäre ihre potentiell unbegrenzte Themenuniversalität ebenso eingeschränkt wie die zum Kommunikationsprozeß zugelassenen Interessen. Demgegenüber beruht das „bürgerliche“ Modell geradezu auf dem, was ihm hier vorgeworfen wird: auf der ständigen kommunikativen Legitimierung der Politik gerade auch mit Hilfe der Massenmedien: sie gelten als Plattform politischer Meinungs- und Willensbildung, als Garanten und Vermittler politischer Öffentlichkeit. Demgemäß sind in der Literatur auch ihre Funktionen in der Demokratie bestimmt. Die Frage nach diesen Funktionen muß keineswegs, wie der Vorwurf materialistischer Theorie lautet, inhaltliche Wertungsmaßstäbe entbehren; sie kann – und wird dies auch zumeist – von einer normativen Theorie her beantwortet werden: etwa gemäß den Prinzipien (und Erfordernissen) freier und pluraler Demokratie.

Das Kommunikationssystem kann nicht einfach Autonomie beanspruchen. In der freiheitlich-rechtsstaatlichen Demokratie kann es sich auf ein Verhältnis der Interdependenz zum politischen System problemlos einlassen. Diese Interdependenz verleugnen Theorien, die es als „unselbständiges gesellschaftliches Subsystem“ gleichberechtigt neben das sogenannte „politisch-administrative System“ bzw. es ihm sogar autonom gegenüberstellen. Die Medien werden dadurch ausschließlich Produzenten ihrer eigenen Auffassungen und verlieren ihren vermittelnden Auftrag: damit verfehlten sie ihre Funktion in der Demokratie.

Auch wenn man diesen Irrweg nicht beschreitet, ist an der Schlüsselstellung der Medien nicht zu rütteln, die auch gegenüber den Kommunikationsangeboten von Parteien, Abgeordneten und Parlamenten ihre Rolle als Schleusenwärter (Gate-keeper) wahrnehmen. Journalistischen Selektionskriterien und Interpretationsmustern unterliegt nicht nur der demokratische Legitimations-

prozeß, sondern auch die Tradierung der gesellschaftsstiftenden Wert- und Normvorstellungen. Deren Situation kann prekär werden, wenn „strukturbedingte Neophilie“ (Roegele) zunehmend vor allem Abweichungen und Veränderungstendenzen für nachrichtenfähig hält. Ebenso prekär wird die Situation der demokratischen Institutionen, wenn aus dem gleichen Grund nicht sie und ihre Arbeit, sondern viel mehr ihre Bestreitung und Herausforderung durch unkonventionelle Organisationsformen abseits der Spielregeln des demokratischen Verfahrens die Berichterstattung der Medien beherrschen. Mit dem Verlust des Gleichgewichts von Autonomie und Interdependenz, der Destabilisierung des Normensystems und dem Verfall des Spielregelkonsensus sind drei Gefahrenpunkte im Verhältnis von politischem System und Massenmedien benannt.

Mit einer knappen abschließenden Skizze „Propaganda im 20. Jahrhundert (unter besonderer Berücksichtigung des Nationalsozialismus)“ sprach Otto B. Roegele (München) die künftige Arbeit der Sektion an, indem er ein potentiell interdisziplinäres Forschungsprojekt entwickelte, das geeignet erscheint, die beiden Disziplinen der Sektion zusammenzuführen, zugleich aber auch auf die Kooperation der Zeitgeschichte angewiesen ist. Gerade aus diesem Kreis kamen aus dem Auditorium zahlreiche ermutigende Anregungen. Die Sektion wird jedenfalls bei der nächsten Generalversammlung das Thema aufgreifen und testen, ob es weitergeführt werden kann.

Hans Maier

14. Sektion für Soziologie

Während der Generalversammlung in Aachen wurden am Montag, 6. Oktober 1980, vormittags, die folgenden Vorträge gehalten:

Prof. Dr. Walter Rüegg, Bern

Wertforschung auf internationaler Ebene

Das Thema der Lebensqualität ist durch dasjenige des Wertwandels abgelöst worden. Heidegger in den Holzwegen: „Der Wert und das Werthafte wird ein positivistischer Ersatz für das Metaphysische“. Unter Leitung des Referenten begann an seinem Institut 1974 die systematische Beschäftigung mit der Wertproblematik. 1976 ergriff er die Initiative zu einer Zusammenarbeit auf internationaler Ebene.

Einer der Anlässe für die 1974 begonnene Schweizer Untersuchung war die Enttäuschung der Öffentlichkeit über die mangelnde Aussagekraft soziologischer Analysen zum Problem der Zürcher Jugendunruhen und der Frauenfrage. Untersucht wurden Werte und Wertordnungen als Kristallisationen von Mustern für die Sinnggebung und Bewertung der sozialen Wirklichkeit. Sie stellen als solche ein Bindeglied zwischen individuellem und sozialem System dar. Die Ergebnisse des 1976 an einer Erhebungsauswahl von 2000 Personen in der ganzen Schweiz durchgeführten Untersuchung sollen 1981 vorliegen.

Seit dem Herbst 1976 findet Wertforschung auf internationaler Ebene statt in der Working Group on Values and Social Problem Indicators innerhalb der European Science Foundation. Beteiligt sind seit dem Frühjahr 1977 13 Forschergruppen aus 9 europäischen Ländern und Israel. Dabei wird der Methode und der Wertdefinition von Louis Guttman gefolgt. Die beteiligten Forschergruppen werden einen auf 60 Fragen beschränkten Survey während fünf Jahren jährlich in ihrem Lande zur Anwendung bringen. Das Schwergewicht liegt inhaltlich bei Problemen der politischen Kultur. Aber auch die Lebensbereiche Arbeit, Familie, Bildung, Religion werden berücksichtigt. Pretests werden seit Herbst 1979 durchgeführt. Das Projekt selbst wird 1981 ausführungsfähig sein.

Prof. Dr. Horst Jürgen Helle, München

Technologiepolitik im internationalen Vergleich

In der Tradition der Deutung der Technik in ihrer Relevanz für die soziale Entwicklung haben sich zwei gegensätzliche Positionen herausgebildet: Eine konservative und eine frühsozialistische. Nach der ersten wird Technik als Erweiterung des Handlungsspielraums des Menschen und Fortschritt begrüßt, nach der zweiten wird davor gewarnt, daß die Folgen der Technik nur zum

Teil steuerbar sein würden. Dieser Tradition entsprechen die einander entgegengesetzten modernen Technikdeutungen:

A. Technik ist ein Instrumentarium, das selbst weder gut noch böse ist, sondern erst in den Folgen seiner Anwendung bewertbar wird.

B. In die Gestaltung von Technik gehen interessengebundene Zielvorgaben ein. Es gibt daher eine prinzipiell böse Technik, die der gesellschaftlichen Kontrolle und Zensur unterworfen werden muß.

Der zweiten Position liegt die unausgesprochene Erwartung zugrunde, daß „gesellschaftliche Verantwortung“ als konkrete Entscheidungsinstanz mit einem höheren moralischen Niveau ausgestattet ist als der einzelne Staatsbürger, der z. B. als Unternehmer über die Anwendung oder Nichtanwendung einer konkreten Technik entscheidet.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Erwägungen werden die Institutionen der Technologiepolitik in den Niederlanden, in Schweden und in der Bundesrepublik Deutschland verglichen. Die Institutionalisierungsprobleme insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland, die ausführlich in der „Technologiestudie 1980“, einem Gutachten des Referenten für den Deutschen Bundestag, dargestellt sind, werden am Schluß des Vortrags kurz skizziert.

Prof. Dr. Friedrich Tenbruck, Tübingen
Prozesse der Internationalisierung

Die Neuzeit hat sich aus der mittelalterlichen Ordnung durch die Entwicklung neuer Gesellungsformen gebildet (religiöse und kulturelle Gemeinschaften; soziale Gruppen und Beziehungen; Institutionen). Diese charakteristischen und tragenden Gesellungsformen der Neuzeit lösen sich gegenwärtig auf, wobei nur die organisierbaren und immer stärker organisierten Institutionen übrig bleiben. Darunter entsteht eine an Identitätsverlusten erkennbare soziale Amorphie: Menschen rechnen sich keinen erkennbaren sozialen Gruppen zu.

Unter den tragenden Gesellungsformen der Neuzeit nahm die Kulturnation eine zentrale Stelle ein. Die Sozialwissenschaften haben dafür wenig Verständnis aufgebracht, weil sie sich an einem allgemeinen Begriff der Gesellschaft und deren Entwicklung orientiert haben. Tatsächlich aber haben die Gesellschaften der Neuzeit aus der Bildung ihrer Nationalkulturen gelebt, welche auch auf die übrigen Gesellungen, etwa die politischen, religiösen, familialen größten Einfluß genommen haben, so daß diese mit der Auflösung der Kulturnationen ihren wesentlichen Halt verlieren.

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich der Vortrag mit den vielfältigen Prozessen der Internationalisierung, die zugleich Wirkung wie Ursache der sozialen Amorphie sind. Diese Prozesse sind im politischen Bereich durch die Bildung überstaatlicher Blöcke, Einrichtungen und Organisationen sichtbar. Viel wichtiger sind jedoch die entsprechenden Prozesse im geistigen, religiösen, wissenschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich, auf die sich der Vortrag konzentriert. Dabei muß ein Seitenblick auf andere Ansätze zu neuen Gesellungsformen geworfen werden, auch wenn diese bisher überwiegend künstlichen Charakter haben, wie die regionalistischen, kommunalen oder sozialen Identitätsbewegungen.

Prof. Dr. Josef Solar, Brno
Zur Soziologie der internationalen Beziehungen

Gegenstand und Aufgabe der Soziologie der internationalen Beziehungen ist das Studium der Wechselwirkungen zwischen den in Staaten organisierten Gesellschaftssystemen. Diese Systeme weisen sowohl Divergenz- als auch Konvergenztendenzen auf. Die letzteren sind insbesondere eine Folge des Einflusses der modernen Technik und Wissenschaft sowie zunehmender Übereinstimmung der Lebensweise im Konsumbereich. Die wechselseitige Abhängigkeit der konkurrierenden Systeme ist eine nicht zu unterschätzende Gewähr dafür, daß es zu dem Versuch nicht kommt, Gegensätze kriegerisch zu lösen.

Vor dem Hintergrund dieser These des Referenten werden systematisch vorgetragen

1. geschichtsphilosophische und andere vorsoziologische Ansätze zu einer Theorie der internationalen Beziehungen im tschechischen Denken.
2. Entstehung und theoretische Grundkonzepte der internationalen Beziehungen in der westlichen Soziologie,
3. das Problem der internationalen Beziehungen bei den sowjetischen Theoretikern und

4. das Koexistenzproblem als zentrale Fragestellung der Theorie der internationalen Beziehungen. Bedeutsam für den Prozeß der Koexistenz ist das Auftreten zahlreicher neuer Aspekte:

- a) Entwicklung von Wissenschaft und Technik
- b) Entwicklung der Produktivkräfte
- c) Zunahme der Militärpotentiale
- d) Revolutionäre und nationale Befreiungsbewegungen
- e) Spaltungen innerhalb der kommunistischen Welt
- f) Ökonomische und politische Krisenerscheinungen in allen Systemen
- g) Aversionen gegenüber jeder Art von Ideologie und Politik in der Bevölkerung
- h) Ansteigen der Amoralität, des Verbrechertums und des Terrorismus
- i) Zunahme des Machtgefälles im Bereich der Rohstoffbilanz.

Die beiden großen Systeme (nach Huntington) konvergieren in ihrem Lebensstil, ihren Wünschen nach Frieden usw. Zugleich verbrauchen sich die Regime, verlieren ihre Anziehungskraft, geben keinen sittlichen Halt. Frieden ist möglich und wünschbar, doch Optimismus und Pessimismus sind in gleicher Weise berechtigt.

Horst Jürgen Helle

Dritter Teil
Jahresbericht

I. Vorstand und Sektionsleiter

Protector:

Se. Eminenz Dr. Joseph Kardinal Höffner
Erzbischof von Köln

Vorstand:

Präsident:

Professor Dr. Paul Mikat, MdB, Minister a. D., Erich-Hoepner-Straße 21,
4000 Düsseldorf

Vizepräsident:

Professor Dr. Rudolf Morsey, Blumenstraße 5, 6730 Neustadt-Geinsheim

Generalsekretär:

Professor Dr. Hermann Krings, Zuccalistraße 19 a, 8000 München 19

Stellvertretender Generalsekretär:

Domkapitular Professor Dr. Erwin Iserloh, Domplatz 29, 4400 Münster

Beisitzer:

Prälat Professor Dr. Karl Forster, Heigelstraße 4, 8000 München 90
Professor Dr. Johannes Herrmann, MdS, Wolfsäckerweg 4, 8520 Erlangen
Professor Dr. Hans Maier, Staatsminister für Unterricht und Kultus,
Meichelbeckstr. 6, 8000 München 90
Professor Dr. Max Müller, Kartäuserstraße 136, 7800 Freiburg
Professor Dr. Konrad Reppen, Saalestraße 6, 5300 Bonn-Ippendorf
Professor Dr. Hansjürgen Staudinger, Holbeinstraße 3, 7800 Freiburg

Sektionsleiter

Sektion für Philosophie:

Professor Dr. Hans Michael Baumgartner, Rapotostraße 3, 8000 München 21

Sektion für Pädagogik:

Professor Dr. Marian Heitger, Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien

Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie:

Professor Dr. Wilhelm Josef Revers, Buchenweg 13, A-5061 Salzburg-Glasenbach

Sektion für Geschichte:

Professor Dr. Laetitia Boehm, Hohenzollernstraße 54/I, 8000 München 40

Sektion für Altertumskunde:

Professor Dr. Heinrich Chantraine, Troppauer Straße 1, 6834 Ketsch

Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft:

Abteilung für klassische Philologie:

Professor Dr. Martin Sicherl, Weierstraßweg 8, 4400 Münster/W.

Abteilung für romanische Philologie:

Professor Dr. Theodor Berchem, Frühlingstraße 35, 8700 Würzburg-Lengfeld

Abteilung für deutsche Philologie:

Professor Dr. Hermann Kunisch, Nürnberger Straße 63, 8000 München 19

Abteilung für englisch-amerikanische Philologie:

Professor Dr. Franz H. Link, Eichrodtstraße 1, 7800 Freiburg

Sektion für die Kunde des christlichen Orients:

Professor Dr. Julius Aßfalg, Kaulbachstraße 95, 8000 München 40

Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:

Professor Dr. Albin Eser, Neuffenstraße 6, 7408 Wankheim

Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:

Professor Dr. J. Heinz Müller, Ringstraße 13, 7815 Kirchzarten

Sektion für Kunstwissenschaft:

Abteilung für Kunstgeschichte:

Professor Dr. Wolfgang Braunfels, Mitterweg 26, 8031 Stockdorf-Krailing

Abteilung für Musikwissenschaft:

Professor Dr. Günther Massenkeil, Böckingstraße 3, 5340 Bad Honnef

Sektion für Volkskunde:

Professor Dr. Dr. Dr. Dr. iur. utr. h.c. Dr. phil. h.c. Nikolaus Grass,
Meraner Straße 9, A-6020 Innsbruck

Sektion für Naturwissenschaft und Technik:

Professor Dipl.-Ing. Alfred Schieb, De-Vries-Straße 6, 5000 Köln 60

Sektion für politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft:

Professor Dr. Hans Maier, Staatsminister für Unterricht und Kultus,
Meichelbeckstr. 6, 8000 München 90

Sektion für Soziologie:

Professor Dr. Horst Jürgen Helle, Waldtruderinger Straße 32 a, 8000 München 82

Archivar der Görres-Gesellschaft:

Hans Elmar Onnau, Köln

Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft

Professor Dr. Clemens Bauer, Freiburg/Br. (1977)

Prälat Professor Dr. Dr. h. c. Hubert Jedin, Bonn † (1978)

Professor Dr. med. Franz Grosse-Brockhoff, Düsseldorf (1979)

Professor Dr. Johannes Broermann, Berlin (1980)

II. Mitgliederstand

vom 31. Dezember 1980

Mitglieder	2363
davon:	
a) lebenslängliche	77
b) zahlende	2202
c) Teilnehmer	84

III. Beirat

Abraham, Karl, Professor Dr., Viktoriastraße 3, 6242 Kronberg
Adam, Adolf, Professor Dr., Waldthausenstraße 52, 6500 Mainz-Finthen
Albrecht, Dieter, Professor Dr., Adalbert-Stifter-Straße 16, 8400 Regensburg
Aldea, Quintin, Professor Dr., Serrano 123, Instituto Enrique Florez, Madrid 6
Ambrosetti, Giovanni, Professor Dr., Villa Ambrosetti, I-37127 Verona Avesa
Angenendt, Arnold, Professor Dr., Hustadtring 151, 4630 Bochum
Arnold, Gottfried, Dr., Rechtsanwalt, MdB, Leostraße 107, 4000 Düsseldorf
Arnold, Rainer, Professor Dr., Wolfsteinerstraße 14, 8400 Regensburg
Asselmeyer, Fritz, Professor, Dr.-Ing., Sollner-Straße 6 a, 8000 München 71
Aßfalg, Julius, Professor Dr., Kaulbachstraße 95, 8000 München 40
Auer, Alfons, Professor Dr., Paul-Lechler-Straße 8, 7400 Tübingen
Bacelar e Oliveira, José, Professor Dr., SJ, Rua da Lapa, 111, Lisboa-2
Backmund, Norbert, O. Praem., 8841 Kloster Windberg, Post Hunderdorf/Ndb.
Bader, Karl Siegfried, Professor Dr., Rebbergstraße 57, CH-8049 Zürich
Baldus, Manfred, Dr., Schimmelsweg 4, 5353 Mechernich
Baltes, Matthias, Professor Dr., Hornstraße 2, 4400 Münster
Baruzzi, Arno, Professor Dr., Pfarrer-Grimm-Straße 18 c, 8000 München 50
Bauer, Clemens, Professor Dr., Hansastraße 10, 7800 Freiburg/Br.
Bäumer, Remigius, Professor Dr., Mattenweg, 2, 7815 Kirchzarten
Baumgartner, Hans Michael, Professor Dr., Rapotostraße 3, 8000 München 21
Becker, Hans-Jürgen, Dr., Leichtensternstraße 11, 5000 Köln 41
Becker, Winfried, Priv.-Dozent Dr., Ennertstraße 12, 5300 Bonn 3 (Holzlar)
Berchem, Theodor, Professor Dr., Frühlingstraße 35, 8700 Würzburg-Lengfeld
Biedenkopf, Kurt, Professor Dr., MdL, Haus des Landtags, 4000 Düsseldorf
Birk, Rolf, Professor Dr., Eichleitnerstraße 30, 8900 Augsburg
Biser, Eugen, Professor DDr., Hiltenspergerstraße 80, 8000 München 40
Blass, Georg, Min.-Rat a. D., OStud.Dir., Broicherdorfstraße 28, 4404 Kaarst
Boehm, Laetitia, Professor Dr., Hohenzollernstraße 54/I, 8000 München 40
Böckle, Franz, Professor Dr., Am Kottenforst 46, 5300 Bonn-Röttgen
Böhm, Winfried, Professor Dr., Unterer Katzenbergweg 11, 8700 Würzburg
Bosch, Friedrich Wilhelm, Professor Dr., Plittersdorfer Straße 130, 5300 Bonn-
Bad Godesberg
Bossle, Lothar, Professor Dr., Thüringer Straße 50, 8700 Würzburg
Braunfels, Wolfgang, Professor Dr., Mitterweg 26, 8031 Stockdorf-Krailing

Broermann, Johannes, Professor Dr., Ministerialrat a.D., Klingsorstraße 48,
 1000 Berlin-Steglitz
 Brohm, Winfried, Professor Dr., Wydenmöslistraße 11, CH-8280 Kreuzlingen
 Brück, Anton, Professor DDr., Domstraße 14, 6500 Mainz
 Brückner, Wolfgang, Professor Dr., Bohlleitenweg 59, 8700 Würzburg
 Büchner, Franz, Professor Dr., Holbeinstraße 32, 7800 Freiburg/Br.
 Carlen, Louis, Professor Dr., Sonnenstraße 4, CH-3900 Brig
 Casper, Bernhard, Professor Dr., Birkwäldele 16, 7801 Wittnau
 Chantraine, Heinrich, Professor Dr., Troppauer Straße 1, 6834 Ketsch
 Christian, Paul, Professor Dr., Bergheimer Straße 58, 6900 Heidelberg
 Dalfen, Joachim, Professor Dr., Lederwaschgasse 22, A-5020 Salzburg
 Delahaye, Karl, Professor DDr., Annaberger Straße 283, 5300 Bonn-Bad Godesberg
 Dempf, Alois, Professor Dr., Felix-Dahn-Straße 2 a, 8000 München 81
 Dickerhoff, Harald, Professor Dr., Keltenstraße 32, 8831 Möckenlohe bei Eichstätt
 Diemer, Alwin, Professor Dr. Dr., Kaiserswerther Straße 162, 4000 Düsseldorf 30
 Dolch, Heimo, Professor Dr. Dr., Messbeuel 6, 5340 Bad Honnef
 Dregger, Alfred, Dr., Oberbürgermeister a.D., MdB, Über der Aue 5, 6400 Fulda
 Eiff von, A. W., Professor Dr., Haager Weg 18 a, 5300 Bonn 1
 Elsener, Ferdinand, Professor Dr. Dr. h. c., Hintere Gasse 16, CH-8640 Rapperswil
 Elzer, Hans-Michael, Professor Dr., Pfalzstraße 47, 6101 Reichelsheim
 Engels, Odilo, Professor Dr., Pestalozzistraße 58, 5042 Erftstadt-Lechenich
 Eser, Albin, Professor Dr., Neuffenstraße 6, 7408 Wankheim
 Eßer, Ambrosius, Professor Dr., O. P., Pont. Università di San Tommaso d'Aquino,
 Largo Angelicum 1, I-00184 Roma
 Ewig, Eugen, Professor Dr., Saalestraße 10, 5300 Bonn-Ippendorf
 Faber, Werner, Professor Dr., Ludwigshöhe 23, 8600 Bamberg
 Feldmann, Erich, Professor Dr., Falkenweg 3, 5301 Röttgen
 Fellerer, Karl Gustav, Professor Dr. Dr. h. c., Biggestraße 17, 5000 Köln 41
 Ferrari d'Occhieppo, Graf, Professor Dr., Türkenschanzstraße 17, A-1180 Wien
 Fink, Hugo, Dr., Staatssekretär a.D., Römerweg 7, 8900 Augsburg 22
 Flasche, Hans, Professor Dr., Humboldtstraße 35, 5300 Bonn
 Freudenberger, Theobald, Professor Dr., Steubenstraße 13, 8700 Würzburg
 Friesenhahn, Ernst, Professor Dr. Dr. h. c., Wegelerstraße 2, 5300 Bonn
 Frühwald, Wolfgang, Professor Dr., Lessingstraße 28, 8900 Augsburg
 Ganzer, Klaus, Professor Dr., St.-Benedikt-Straße 6, 8700 Würzburg
 Gatz, Erwin, Prälat, Professor Dr., Via della Sagrestia 17, I-00120 Città del Vaticano
 Geiger, Willi, Professor Dr., Kantstraße 5, 7500 Karlsruhe
 Gieraths, Gundolf, Professor Dr., O. P., Pont. Università di San Tommaso
 d'Aquino, Largo Angelicum 1, I-00184 Roma
 Giesen, Dieter, Professor Dr., Ihnstraße 38, 1000 Berlin 33 (W)
 Gietzen, Hubert-Otto, Univ.-Dozent Dr., Marienstraße 18, 4660 Gelsenkirchen-
 Buer
 Gillessen, Herbert, Dr., Alt-Lietzow 23 ¹/₁₀, 1000 Berlin 10
 Grasmück, Ernst Ludwig, Dr., Kärlicher Straße 29, 5403 Mülheim-Kärlich
 Grass, Franz, Professor Dr., Meraner Straße 9, A-6020 Innsbruck
 Grass, Nikolaus, Professor Dr. Dr. Dr., Meraner Straße 9, A-6020 Innsbruck
 Greiß, Franz, Dr. h. c., Direktor i. R., Ehrenpräsident der Industrie- und Handels-
 kammer, Werthmannstraße 5, 5000 Köln 41

Gross, Heinrich, Professor Dr., Agnesstraße 13, 8400 Regensburg
 Große-Brockhoff, Franz, Professor Dr. med., Dürerstraße 7, 4040 Neuss
 Großfeld, Bernhard, Professor Dr., von-Manger-Straße 16, 4400 Münster
 Habscheid, Walter J., Professor Dr., Schillerstraße 2, 8702 Veitshöchheim
 Halder, Alois, Professor Dr., Riedweg 18, 8900 Augsburg 28
 Hammermayer, Ludwig, Professor Dr., Münzbergstraße 16/0, 8070 Ingolstadt
 Hanssler, Bernhard, Prälat, Kollegstraße 10, 4630 Bochum-Querenburg
 Hatzfeld, Helmut, Professor Dr., Catholic University of America, Washington, USA
 Hegel, Eduard, Professor Dr. Dr., Gregor-Mendel-Straße 29, 5300 Bonn
 Heggelbacher, Othmar, Prälat, Professor Dr. Dr., Weide 8, 8600 Bamberg
 Heitger, Marian, Professor Dr., Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien
 Helle, Horst Jürgen, Professor Dr., Waldtruderer Straße 32 a, 8000 München 82
 Hellmann, Manfred, Professor Dr., Kriemhildenstraße 22 II, 8000 München 19
 Hemmerle, Klaus, Professor Dr., Bischof von Aachen, Friedlandstraße 2,
 5100 Aachen
 Henrich, Dr. Franz, Mandlstraße 23, 8000 München 23
 Herborn, Ursula, Gustav-Mahler-Straße 8 a, 6200 Wiesbaden
 Herder-Dorneich, Hermann, Dr., Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg
 Herder-Dorneich, Theophil, Kommerzienrat Dr., Hermann-Herder-Straße 4,
 7800 Freiburg.
 Hermens, Ferdinand A., Professor Dr., 6212 Dahlonga Road, Mohican Hills,
 Washington D.C. 20016, USA
 Herrmann, Johannes, Professor Dr., MdS, Wolfsäckerweg 4, 8520 Erlangen
 Hessen, Jan Siebert van, Professor Dr., Heidelberglaan 2, N-3508 Utrecht
 Hiltbrunner, Otto, Professor Dr., Spitzingweg 5, 8031 Gröbenzell
 Hoberg, Hermann, Prälat, Dr., Archivio Segreto Vaticano, I-00120 Città del Vaticano
 Höffe, Otfried, Professor Dr., Albert-Schweitzer-Weg 4, CH-1700 Fribourg
 Hofmann, Rudolf, Professor Dr., Karlstraße 18, 7800 Freiburg/Br.
 Hollerbach, Alexander, Professor Dr., Parkstraße 8, 7801 March/Hugstetten
 Holzamer, Karl, Professor Dr., Friedrich-Schneider-Straße 32, 6500 Mainz
 Homeyer, Josef, Prälat, Dr., Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz,
 Kaiserstraße 159–163, 5300 Bonn
 Hommes, Ulrich, Professor Dr. Dr., Universität, 8400 Regensburg
 Honselmann, Klemens, Professor Dr., Karlstraße 1, 4790 Paderborn
 Hruschka, Joachim, Professor Dr., Werderring 18, 7800 Freiburg
 Hübinger, Paul Egon, Professor Dr., Ministerialdirektor a. D., Am Paulshof 6,
 5300 Bonn-Venusberg
 Hülshoff, Rudolf, Professor Dr., Kantstraße 9, 4618 Südkamen
 Hürten, Heinz, Professor Dr., Schwanenstr. 2, 8070 Ingolstadt/Gerolfing
 Isensee, Josef, Professor Dr., Meckenheimer Allee 112, 5300 Bonn
 Iserloh, Erwin, Domkapitular, Professor Dr., Domplatz 29, 4400 Münster/Westf.
 Jäger, Wolfgang, Professor Dr., Werderring 18, 7800 Freiburg
 Jahn, Wolfgang, Dr., Mitglied des Vorstandes der Commerzbank, Rosenstraße 4,
 4005 Meerbusch 1
 Juretschke, Hans, Professor Dr., Andrés Mellado, 76, Madrid
 Kampmann, Theoderich, Professor Dr., Plankenfelder Straße 15, 8000 München 60
 Kannengießler, Josef, Dr., Verleger, Mozartstraße 54, 4500 Osnabrück
 Kanz, Heinrich, Professor Dr., Adolfstraße 157, 5420 Lahnstein

Karpen, Hans-Ulrich, Dr., Hahnenstraße 19, 5032 Efferen
 Kaufmann, Franz-Xaver, Professor Dr., Graf-Galen-Straße 5, 4800 Bielefeld
 Keilbach, Wilhelm, Prälat, Professor Dr. Dr. Drs. h. c., Hiltenspergerstraße 107,
 8000 München 40
 Keim, Walter, Ministerialdirigent, Professor Dr. Dr., Barerstraße 11, 8000 München 2
 Kempf, Friedrich, Professor Dr., SJ, Piazza della Pilotta, 4, Rom
 Kerber, Walter, Dr. Dr., S.J., Kaulbachstraße 33, 8000 München 22
 Klaus, Josef, Dr., Bundeskanzler a. D., Saurangasse 11, A-1130 Wien
 Klose, Alfred, Professor DDDr., Starkfriedgasse 11, A-1180 Wien
 Kirchhof, Paul, Professor Dr., Universitätsstraße 14/16, 4400 Münster
 Kleinheyer, Gerd, Professor Dr., Steinergerasse 58, 5305 Alfter
 Kluxen, Wolfgang, Professor Dr. Dr., Humboldtstr. 9, 5300 Bonn 1
 Knemeyer, Franz-Ludwig, Professor Dr., Unterdürrbacher Straße 353,
 8700 Würzburg
 Kobler, Michael, Professor Dr., Brixener Straße 26, 8390 Passau
 Koeßler, Paul, Professor Dr.-Ing., Kreuzbaumstraße 7, 8211 Inzell
 Köhler, Oskar, Professor Dr., Verlagsdirektor, Sickingenstraße 35, 7800 Freiburg/Br.
 Kölmel, Wilhelm, Professor Dr., Frühgartenstraße 6, 7554 Kuppenheim
 Königstein, Franz-Josef, Dipl.-Chemiker, Dr., Am Kapellenbusch 19,
 5042 Erftstadt 1
 Konrad, Helmut, Professor Dr., Obergasse 5, 7630 Lahr
 Koopmann, Helmut, Professor Dr., Watzmannstr. 51, 8900 Augsburg
 Körner, Karl-Hermann, Professor Dr., An der Paulikirche 1, 3300 Braunschweig
 Kötting, Bernhard, Prälat, Professor Dr., Theresiengrund 24, 4400 Münster
 Kraft, Otto, Bankdirektor, Graf-Spee-Straße 15, 4300 Essen
 Krampe, Christoph, Professor Dr., Marktstraße 262, 4630 Bochum
 Kraus, Andreas, Professor Dr., Phil.-Theol. Hochschule, 8400 Regensburg
 Krausen, Edgar, Dr., Archivdirektor, Andreas-Hofer-Straße 20, 8000 München 90
 Kremer, Karl, Professor Dr., Elmenweide 16, 4000 Düsseldorf-Himmelweide
 Krenn, Kurt, Professor Dr., Universitätsstraße 31, 8400 Regensburg
 Krings, Hermann, Professor Dr., Generalsekretär, Zuccalisträße 19 a,
 8000 München 19
 Küchenhoff, Günther, Professor Dr., Trautenauer Straße 28, 8700 Würzburg
 Kuen, Heinrich, Professor Dr., Spardorfer Straße 57, 8520 Erlangen
 Kuhn, Rudolf, Professor Dr., Bothmerstraße 6, 8000 München 9
 Kunisch, Hermann, Professor Dr., Nürnberger Straße 63, 8000 München 19
 Kurth, Hans Heinrich, Dr., Nonnenstrombergstraße 5, 5205 St. Augustin 2
 Lakebrink, Bernhard, Professor Dr., Bussdorfmauer 18, 4790 Paderborn
 Laufer, Heinz, Professor Dr., 8197 Höfen, Post Königsdorf
 Laufke, Franz, Professor Dr., Frauenlandstraße 12, 8700 Würzburg
 Laufs, Adolf, Professor Dr., Hainsbachweg 6, 6900 Heidelberg
 Lausberg, Heinrich, Professor Dr., Schreiberstraße 14, 4400 Münster/Westf.
 Leder, Gottfried, Professor Dr., Ortelsburger Straße 35, 3200 Hildesheim
 Lenz, Johannes, Prälat, Professor Dr., Domkapitular, Domfreihof 5, 5500 Trier
 Lenzenweger, Josef, Professor DDr., Franz-Josefs-Kai 29, A-1010 Wien
 Lettenbauer, Wilhelm, Professor Dr., Am Rosenberg 36, 7801 Ehrenkirchen
 Lill, Rudolf, Professor Dr., De-Vries-Straße 20, 5000 Köln 60
 Link, Franz H., Professor Dr., Eichrodtstraße 1, 7800 Freiburg

Listl, Joseph, Professor Dr. SJ, Lennéstraße 5, 5300 Bonn 1
 Litzenburger, Ludwig Dr., Oberstudienrat i. R., Hauptstraße 136, 6731 Elmstein
 Llompарт, José, Professor Dr., S.J., Kiocho 7, S.J. House 102 Tokyo, Chiyoda-Ku
 Lobkowitz, Nikolaus, Professor Dr., Ludwigstraße 10, 8000 München 22
 Lutterotti, Markus von, Professor Dr., Loretto Krankenhaus, 7800 Freiburg/Br.
 Lutz, Heinrich, Professor Dr., Universitätstraße 10, A-1090 Wien
 Lützel, Heinrich, Professor Dr., Niebuhrstraße 19, 5300 Bonn
 Maier, Hans, Professor Dr., Staatsminister für Unterricht und Kultus, Meichel-
 beckstr. 6, 8000 München 90
 Malms, Johannes, Beigeordneter, Im Mittelfeld 83, 5100 Aachen
 Marx, August, Prälat, Professor Dr., Universität, 6800 Mannheim
 Massenkeil, Günther, Professor Dr., Böckingstraße 3, 5340 Bad Honnef
 Maunz, Theodor, Professor Dr., Kultusminister a. D., Hartnagelstraße 3,
 8032 München-Gräfelfing
 Mayer, Josef, Professor Dr., Moosmattenstraße 24, 7800 Freiburg-Kappel
 Mayer-Maly, Theo, Professor Dr., Weiserstraße 6 c, A-5020 Salzburg
 Meister, Walter, Rechtsanwalt und Notar, Akazienweg 1, 6368 Bad Vilbel
 Menne, Albert, Professor Dr., Trauermantelweg 8, 4600 Dortmund 30
 Menze, Clemens, Professor Dr., Paul-Gerhard-Straße 8, 5303 Bornheim-Walberberg
 Merzbacher, Friedrich, Professor Dr. Dr., Neubergstraße 9, 8700 Würzburg
 Meurers, Joseph, Professor Dr., Schlechinger Str. 7, 8211 Schleching-Ettenhausen
 Mikat, Paul, Professor Dr., Präsident, MdB, Minister a. D., Erich-Hoepner-Straße 21,
 4000 Düsseldorf
 Misera, Karlheinz, Professor Dr., Büchertstraße 15, 6902 Sandhausen
 Molitor, Hansgeorg, Professor Dr., Konrad-Adenauer-Straße 31,
 4052 Korschenbroich 2
 Mörsdorf, Klaus, Professor DDR., Junkersstraße 3, 8035 Gauting
 Morsey, Rudolf, Professor Dr., Vizepräsident, Blumenstraße 5,
 6730 Neustadt-Geinsheim
 Mosler, Hermann, Professor Dr., Mühlthalstraße 117,
 6900 Heidelberg-Handschuhsheim
 Mossay, J., Professor Dr., rue de Profondsart, 8, B-1342 Ottignies-Louvain-la-Neuve
 Mülher, Robert, Professor Dr., Alserstraße 69, Wien VIII
 Müller, J. Heinz, Professor Dr., Ringstraße 13, 7815 Kirchzarten
 Müller, Max, Professor Dr., Kartäuserstraße 136, 7800 Freiburg
 Muth, Robert, Professor Dr., Hormayrstr. 4, A-6020 Innsbruck
 Naendrup, Peter-Hubert, Professor Dr., Am langen Seil 95 C, 4630 Bochum
 Nehlsen, Hermann, Professor Dr., Prof.-Kurt-Huber-Straße 21, 8032 Gräfelfing
 Nell-Breuning, Oswald von, Professor Dr., S.J., Offenbacher Landstraße 224,
 6000 Frankfurt/M.-Süd
 Nettessheim, Josef, Professor Dr., Kanalstraße 12, 4400 Münster
 Niemeyer, Johannes, Regierungsdirektor a. D., Dr., Ahrstraße 1,
 5205 St. Augustin 2 (Hangelar)
 Oeing-Hanhoff, Ludger, Professor Dr., Rappenberghalde 18,
 7400 Tübingen
 Olesch, R., Professor Dr., Buchenweg 9, 5040 Brühl-Pingsdorf
 Onnau, H. Elmar, Haagstraße 34, 5159 Kerpen-Blatzheim
 Oswald, Josef, Prälat, Professor Dr., Heiliggeistgasse 6, 8390 Passau

Ott, Hugo, Professor Dr., v.-Schnewling-Straße 5, 7807 Merzhausen
 Otte, Gerhard, Professor Dr., Lina-Oetker-Straße 22, 4800 Bielefeld
 Pascher, Joseph, Prälat, Professor Dr., Professor-Huber-Platz 1,
 8000 München 22
 Patt, Helmut J., Prälat Dr., Flensburger Straße 53, 5300 Bonn 1
 Paus, Ansgar, Professor Dr., O.S.B., Toscaninihof 1, A-5020 Salzburg
 Perrez, Meinrad, Professor Dr., Villa Plein Soleil, CH-1711 Ependes
 Peters, Karl, Professor Dr., Kleinmannstraße 3, 4400 Münster
 Pfaff, Carl, Professor Dr., Fontanaweg 236, CH-3280 Muntelier
 Pfeil, Hans, Professor DDr., Obere Karolinenstraße 6, 8600 Bamberg
 Pfister, Bernhard, Professor Dr., Egartsteig 6, 8021 Icking/Isartal
 Pfligersdorffer, Georg, Professor Dr., Favoritenstraße 100, A-1100 Wien
 Piel, Joseph M., Professor Dr. Dr., Zeughausstraße 18, 5500 Trier
 Platzeck, Erhard, Professor Dr., OFM, Bettrather Straße 79,
 4050 Mönchengladbach
 Pohl, Hans, Professor Dr., Friedrich-Engels-Straße 28, 5042 Erftstadt
 Poll, Bernhard, Archivdirektor Dr., Piusstraße 6, 5100 Aachen
 Pötscher, Walter, Professor Dr., Favoritenstraße 100, A-1100 Wien
 Pötter, Walter, Dr., Präsident des Verfassungsgerichtshofs und des Oberverwaltungs-
 gerichtshofs Nordrhein-Westfalen a. D., Fliednerstraße 9, 4400 Münster
 Pralle, Ludwig, Professor DDr., Domkapitular, Domdechanei 5, 6400 Fulda
 Raab, Heribert, Professor Dr., Cité Beausejour, 179, CH-1700 Givisiez
 Regenbrecht, Alois, Professor Dr., Neuheim 23 a, 4400 Münster
 Reinhard, Wolfgang, Professor Dr., Radaustraße 77, 8900 Augsburg
 Reis, Hans, Dr., Rechtsanwalt und Hauptrechtsrat, Gellerstraße 21, 3000 Hannover
 Repgen, Konrad, Professor Dr., Saalestraße 6, 5300 Bonn-Ippendorf
 Revers, Wilhelm Josef, Professor Dr., Buchenweg 13,
 A-5061 Salzburg-Glasenbach
 Roegele, Otto B., Professor Dr., Hasselsheider Weg 35, 5060 Bergisch Gladbach 4
 Rogger, Iginio, Professor Dr., Via Milano, 106, Trento/Italien
 Rombach, Heinrich, Professor Dr., Judenbühlweg 25 a, 8700 Würzburg
 Röttgen, Peter, Professor Dr., Heinrich-Fritsch-Straße 16,
 5300 Bonn-Venusberg
 Rüfner, Wolfgang, Professor Dr., Leberstraße 13, 6600 Saarbrücken
 Rütters, Bernd, Professor Dr., Postfach 5560, 7750 Konstanz 1
 Schall, Anton, Professor Dr., Trübnerstraße 38, 6900 Heidelberg
 Schambeck, Herbert, Bundesrat, Professor Dr., Hofzeile 21, A-1190 Wien
 Scheffczyk, Leo, Professor Dr., Dall'Armistraße 3 a, 8000 München 13
 Scheuch, Erwin K., Professor Dr., Tannenweg 2, 5030 Efferen
 Scheuermann, Konrad Audomar, Professor Dr., M.d.S., Viktualienmarkt 1,
 8000 München 2
 Schick, Eduard, Professor Dr., Bischof, Michaelsberg 1, 6400 Fulda
 Schieffer, Theodor, Professor Dr., Augustastraße 91, 5300 Bonn-Bad Godesberg
 Schleicher, Wilhelm, Dr., Bibliotheksdirektor, Ignaz-Wolf-Straße 7,
 8600 Bamberg
 Schleißheimer, Bernhard, Professor Dr., Am Wald 46, 8078 Eichstätt
 Schmaus, Michael, Prälat, Professor Dr., Junkersstraße 5, 8035 Gauting
 Schmidinger, Heinrich, Professor Dr., Viale Bruno Buozzi, 113, Rom

Schmidt, Hans, Professor Dr., Tulpenstraße 15, 8011 Aschheim
 Schmitt, Rudolf, Professor Dr., Jacobistraße 47, 7800 Freiburg
 Schmolke, Michael, Professor Dr., Sigmund-Haffner-Gasse 18/III, A-5020 Salzburg
 Schmölz, Franz-Martin, Professor Dr., Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg
 Schmutz, Ludwig, Professor Dr., Illinger Straße 71, CH 8424 Embrach
 Schnith, Karl, Professor Dr., Gustav-Mahler-Weg 7/II, 8011 Neubaldham
 Schnackenburg, Rudolf, Prälat, Professor Dr., Erthalstraße 22 d,
 8700 Würzburg
 Schneider, Heinrich, Professor Dr., Doktorberg, Haus 2 B/4,
 A-2391 Kaltenleutgeben
 Schöningh, Ferdinand, Dr., Jühenplatz 3, 4790 Paderborn
 Schreiber, Hans-Ludwig, Professor Dr., Linzer Straße 1, 3000 Hannover 81
 Schulte-Herbrüggen, Heinz, Professor Dr., Habbelschwerdter Allee 45,
 1000 Berlin 33
 Schumacher, Walter, Professor Dr., Schwimmbadstraße 10, 7800 Freiburg
 Schwab, Dieter, Professor Dr., Riesengebirgstraße 44, 8400 Regensburg
 Schwarz, Albert, Professor Dr., Seilerbrückenstraße 22 a, 8050 Freising b. München
 Servatius, Bernhard, Dr., Klosterstieg 15, 2000 Hamburg 13
 Sicherl, Martin, Professor Dr., Weierstraßweg 8, 4400 Münster
 Siebel, Wiegand, Professor Dr., Soziologisches Institut der Universität,
 6600 Saarbrücken
 Smolka, Georg, Professor Dr., Alter Pfarrhof, 8031 Wessling/Obb.
 Spaemann, Robert, Professor Dr., Geschw.-Scholl-Platz 1, 8000 München 22
 Speigl, Jakob, Professor Dr., Karl-Straub-Straße 1, 8700 Würzburg-H.
 Spieker, Manfred, Dr., An der Baumschule 2, 5042 Erftstadt
 Starck, Christian, Professor Dr., Unter den Linden 20, 3400 Göttingen
 Stasiewski, Bernhard, Professor Dr. Dr., Pfarrer-Franssen-Weg 2,
 5330 Königswinter 41
 Stegmüller, Friedrich, Professor Dr., Aumattenweg 6, 7800 Freiburg
 Stickler, Alfons, Professor Dr. Dr. h. c., Via della Sagrestia 17,
 I-00120 Città del Vaticano
 Stix, Gottfried, Professor Dr., Via Bormida 4, I-00198 Roma
 Strassl, Hans, Professor Dr., Ochtrupweg 39, 4400 Münster
 Strätz, H.-Wolfgang, Professor Dr., Fischerstr. 14, 7750 Konstanz
 Straub, Johannes, Professor Dr., Auf dem Hügel 14, 5300 Bonn-Endenich
 Sydow, Jürgen, Professor Dr., Jürgensenstraße 32, 7401 Tübingen-Lustnau
 Szydzik, Stanis-Edmund, Prälat Dr., Am Venusberg 1, 5300 Bonn
 Teichtweier, Georg, Professor Dr., Frühlingstraße 46, 8702 Lengfeld
 Thomas, Alois, Prälat, Professor Dr., Bistumsarchivar, Domfreiheit 2,
 5500 Trier
 Thurnher, Eugen, Professor Dr., Universität, Innsbruck
 Trusen, Winfried, Professor Dr. Dr., Albert-Hoffa-Straße 14 a, 8700 Würzburg
 Ven van der, J.J. M., Professor Dr. Dr. h. c., Wallenburg 3, Zeist/Niederlande
 Vives, José, Dr., Duran y Bas, 9-11, Barcelona
 Voelkl, Ludwig, Prälat Dr., Via Cava Aurelia 96 int. 4, I-00165 Roma
 Vogel, Bernhard, Dr., Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz,
 Paul-Egell-Straße, 6720 Speyer
 Waldstein, Wolfgang, Professor Dr., Essergasse 11, A-5020 Salzburg

Wallraff, Hermann-Josef, Professor Dr., Offenbacher Landstraße 224,
 6000 Frankfurt/M.
 Weber, Christoph, M.A., Universitätsdozent Dr., Citadellstraße 9, 4000 Düsseldorf
 Weides, Peter, Professor Dr., Franz-Marc-Straße 22, 5000 Köln 50
 Weier, Joseph, Dr., Bischöfl. Rechtsrat, Kreuzeskirchstraße 11, 4300 Essen
 Welte, Bernhard, Prälat, Professor Dr., Silberbadstraße 24, 7800 Freiburg/Br.
 Werb, Vinzenz, Verlagsleiter, Warburger Straße 46, 4790 Paderborn
 Wertenbruch, Wilhelm, Professor Dr., Oberlandesgerichtsrat a. D., An der Rodung 6,
 5353 Mechernich-Katzvey
 Wewel, Meinolf, Dr., Alemannenstraße 11, 7809 Denzlingen
 Wilhelm, Julius, Professor Dr. Dr., Olgastraße 6, 7400 Tübingen
 Willoweit, Dietmar, Professor Dr., Fr.-Dannemann-Straße 24, 7400 Tübingen
 Wimmer, August, Dr. Dr., Senatspräsident, Endenicher Allee 16, 5300 Bonn
 Wittstadt, Klaus, Professor Dr. Dr., Dienickstraße 19, 4400 Münster
 Wolff, Paul, Prälat, Dr. Dr., Heisterbacher Straße 130,
 5330 Königswinter-Oberdollendorf
 Wyss, Dieter, Professor Dr., Waldkugelweg 6 a, 8700 Würzburg
 Zacher, Hans F., Professor Dr., Starnberger Weg 7, 8134 Pöcking
 Zahnen, Paul, Rechtsanwalt und Notar, Zweigertstraße 17, 4300 Essen
 Zdarzil, Herbert, Professor Dr., Lehargasse 3 a, A-1060 Wien
 Zeeden, Ernst Walter, Professor Dr., Mörikestraße 8, 7400 Tübingen
 Ziegler, Joseph, Professor Dr., Albrecht-Dürer-Straße 112,
 8706 Höchberg üb. Würzburg
 Zwierlein, Otto, Professor Dr., Mozartstraße 30, 5300 Bonn

In Aachen neuberufene Beiratsmitglieder

Boshof, Egon, Professor Dr., Kreuzbergstr. 13, 8390 Passau
 Briesemeister, Dietrich, Professor Dr., Lilienstr. 17, 6729 Kuhardt
 Dahl, Winfried, Professor Dr., Eberburgweg 53, 5100 Aachen
 Eulerich, Wilhelm, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Lichtburg, 4300 Essen
 Forster, Karl, Prälat, Professor Dr., Heigelstr. 4, 8000 München 90
 Hackmann, Johannes, Professor Dr., Beisserstr. 28, 2000 Hamburg 63
 Halleux, de, André, Professor Dr., Predikherenstr. 10, B-3000 Löwen
 Heinrich, Kurt, Professor Dr. med., Novalisstr. 1, 4000 Düsseldorf
 Hockerts, Hans Günter, Privatdozent Dr., Drachenfelsweg 32, 5300 Bonn 3
 Laurien, Hanna-Renate, Dr., Kultusminister des Landes Rheinland-Pfalz, In den
 Haferwiesen 28, 6506 Nackenheim
 Lazarowicz, Klaus, Professor Dr., Schubertstr. 2, 8132 Tutzing
 Lepper, Herbert, Dr., Archivdirektor, Hua-Heydenstr. 11, 5100 Aachen
 Niggel, Günter, Professor Dr., Blumenberger Str. 30, 8078 Eichstätt
 Oberreuter, Heinrich, Professor Dr., Postfach 2540, 8390 Passau
 Rauscher, Anton, Professor Dr., Wilhelm-Hauff-Str. 28/XIV, 8900 Augsburg
 Schaeffler, Richard, Professor Dr., Am Alten Stadtpark 61, 4630 Bochum 1
 Schieffer, Rudolf, Professor Dr., Augustastr. 91, 5300 Bonn-Bad Godesberg
 Schlette, Heinz Robert, Professor DDr., Professor-Neu-Allee 20, 5300 Bonn 3
 Solar, Josef, Dozent Dr. CSc., Mahenova 19, 602 00 Brno/CSSR

Stehkämper, Hugo, Dr., Ltd. Archivdirektor, Am Hang 12, 5060 Berg. Gladbach
Tettinger, Peter J., Professor Dr., Bergstr. 30, 5000 Köln 50
Vascovics, Laszlo, Professor Dr., Feldkirchenstr. 21, 8600 Bamberg
Vossenkuhl, Wilhelm, Privatdozent Dr., Chopinstr. 12, 8000 München 60
Wiesflecker, Hermann, Professor Dr., Schubertstr. 23, A-8010 Graz
Zieliński, Zygmunt, Professor Dr., ul.Sławińskiego 8/90, 20-080 Lublin/Polen

IV. Unsere Toten

Professor Dr. Karl Andersen, Freising
Professor Dr. Hermann Beck, Regensburg
Professor Dr. Josef Blaß, Köln
Professor Dr. Friedrich Burgbacher, Köln
Professor Dr. Anton Burghardt, Wien
Oberregierungsrat Dr. Burghartz, Düsseldorf
Syndikus Dr. jur. Paul Delanuit, Eupen/Belgien
Dr. Hans Dichgans, Düsseldorf
Regierungsrat a. D. Dr.-Ing. Hermann Eibel, Mainz
Professor Dr. Werner Fischel, Leipzig
Staatsminister a. D. Joseph P. Franken, Bonn
Dr. Josef Himmer, München
Oberstudiendirektor a. D. Dr. Wilhelm Hodapp, Lahr/Schw.
Prälat Professor Dr. Hubert Jedin, Bonn
Regierungsmedizinaldirektor Dr. Heinrich Johnen, Roxel
Dr. Joseph Kellner, München
Eberhard Kloepfer, Krottenmühl/Rosenheim
Heinrich Köppler MdL, Düsseldorf
Domkapitular Dr. Theodor Kramer, Würzburg
Dr. Wolfgang Pfeiffer-Belli, Laubach
Professor Dr. Leopold Prohaska, Salzburg
Dr.-Ing. Fritz Rohr, Heidelberg
Dr. Karl-Heinz Rüller, Oberhausen
Professor Dr. Siegfried Sudhof, Bamberg
Barbara Schäfer, Potsdam
Professor Dr. Waldemar Schlögl, München
Domkapitular Prälat Jakob Schmitz, Saarbrücken
Dr. Wilhelm Steinlein, Mainz
Dorothee von Veltheim, Rom
Staatsminister a. D. Justizrat Wilhelm Westenberger, Mainz

V. Institute und Auslandsbeziehungen

Das römische Institut

Anschrift: Via della Sagrestia, 17
I-00120 Città del Vaticano

Direktorium:

Minister a. D. Univ.-Prof. Dr. P. Mikat, MdB, Präsident der Görres-Gesellschaft,
Bochum/Düsseldorf
Univ.-Prof. Dr. Erwin Iserloh, Münster
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Kötting, Münster
Univ.-Prof. Dr. Konrad Repgen, Bonn
Univ.-Prof. Dr. Erwin Gatz, Geschäftsführender Direktor, Rom.

Fachbearbeiter:

Prälat Dr. Hermann Hoberg, Rom (Päpstliche Hof- und Finanzverwaltung im
14. Jahrhundert)
Univ.-Prof. Dr. Klaus Wittstadt, Würzburg (Kölner Nuntiaturberichte)
Univ.-Prof. Dr. Burkhard Roberg, Bonn (Kölner Nuntiaturberichte)
Bibliotheksrat Dr. Pierre Surchat, Bern (Kölner Nuntiaturberichte)
Dr. Josef Wijnhoven, Nimwegen (Kölner Nuntiaturberichte)

Bibliothekar:

Dr. phil. Ivan Rebernik

Beiratsmitglieder:

neun

Erworbene Bücher

206

Studienfahrt

Die diesjährige kunsthistorische Exkursion des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft führte am 18. Mai 1980 unter Beteiligung von ca. 30 Personen in die etwa 100 km nördlich von Rom gelegenen Orte Narni und Ferentillo. Vormittags wurde unter der wissenschaftlichen Leitung von Herrn Prof. Dr. Heinrich Pfeiffer S. J. (Päpstliche Universität Gregoriana/Rom) in Narni der Dom (11./12. Jh.) mit dem auf die Spätantike zurückgehenden und im 15./16. Jh. erneuerten Grab der hl. Bischöfe von Narni, Juvenalis und Cassius, ferner die Loggia dei Priori (14. Jh.), der Palazzo del Podestà (13. Jh.) sowie die Fassaden von S. Maria in Pensole (12. Jh.) und S. Domenico (12. Jh.) besichtigt. Nachmittags führte Frau Privatdozentin Dr. Ursula Nilgen (Göttingen) durch die Kirche der Abtei S. Pietro in Valle bei Ferentillo. Die Kirche des von den langobardischen Herzögen von Spoleto gegründeten Benediktinerklosters, die im 12. Jh. neu errichtet wurde, trägt noch erhebliche Reste eines Freskenzyklus mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, der der 2. Hälfte des 12. Jh. zuzuweisen ist. Daneben interessierten von den Ausstattungsstücken besonders einige antike Sarkophage, die den Herzögen von Spoleto in Zweitverwendung als Grabstätte dienten.

Wissenschaftliche Vorträge:

26. Januar, Prof. Dr. Christoph Weber, Düsseldorf: Franz Xaver Kraus und Italien
23. Februar, Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg: Vom Kloster als scola dominici servitii zum Kloster als servitium imperii

22. März, Prof. Dr. Ernst Dassmann, Bonn: „Ansage der Verleugnung“ oder „Beauftragung Petri“?

10. Mai, Priv.-Dozentin Dr. Ursula Nilgen, Göttingen: Zum Kunstpatronat des Thomas Becket. Die Wandmalerei der Anselms-Kapelle in der Kathedrale von Canterbury

25. Oktober, Prof. Dr. Heinz Müller, Freiburg: Europäische Währung als Aufgabe und Problem

29. November, Prof. Dr. Erwin Iserloh, Münster: Schicksalstage der Reformation. Die Confessio Augustana und ihre Confutatio als Dokumente des Willens zur Einheit. Zum 450. Jahrestag des Augsburger Reichstages von 1530.

Publikationen:

Römische Quartalschrift 75 (1980):

Josef Fink, Beobachtungen zu umlaufenden Bildzonen in ravennatischen Kuppeln

Claudia Müller, Das Apsismosaik von S. Apollinare in Classe. Eine Strukturanalyse

Alexander Hollerbach, Die Lateranverträge im Rahmen der neueren Konkordatsgeschichte

Elisabeth Schrötter, Zur Inhaltsdeutung des Alexander-Programms der Sala Paolina in der Engelsburg

Maria-Barbara von Stritzky, Zur Interpretation der „Darstellung Jesu im Tempel“ im Triumphbogen von Santa Maria Maggiore

Odilo Engels, Die Anfänge des spanischen Jakobusgrabes in kirchenpolitischer Sicht

Michele Maccarone, Die Cathedra Sancti Petri im Hochmittelalter. Vom Symbol des päpstlichen Amtes zum Kultobjekt

Elisabeth Schrötter, Der Vatikan als Hügel Apollons und der Musen. Kunst und Panegyrik von Nikolaus V. bis Julius II.

Renate Pillinger, Gedanken zu einem römischen Fingerring in der Sammlung des Campo Santo in Rom

Wilhelm Imkamp, Zur Neuedition der Register Papst Innocenz' III.

Römische Quartalschrift, Supplementhefte:

37: Hermann H. Schwedt, Das römische Urteil über Georg Hermes (1775–1831). Ein Beitrag zur Geschichte der Inquisition im 19. Jahrhundert, Freiburg 1980

38: Erwin Gatz: Anton de Waal (1837–1917) und der Campo Santo Teutonico. Mit einem Schriftenverzeichnis Anton des Waals, zusammengestellt von Michael Durst, Freiburg 1980

Institut Madrid

Anschrift:

Instituto Germano-Español de Investigación, Serrano 123, Madrid – 6,
Tel. 2.61.84.28

Leitung:

Professor Dr. Quintín Aldea, Consejo Superior de Investigaciones Científicas,
Madrid

Professor Dr. Hans Juretschke, Universidad Complutense, Madrid

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dr. habil. Hans-Otto Kleinmann, Universität Köln

Administrative Mitarbeiter:

Frau Regine Baumeister

Frau Jutta Ploss

Frau Germa Zorn

Öffnungszeiten:

9–14 und 16–20 Uhr

Die Neuanschaffungen der Bibliothek beliefen sich auf 357 Bände bzw. 248 Titel.

Durch die Fernleihe wurden 131 Publikationen vermittelt. Der Leihdienst aus den eigenen Beständen – zum Teil nach auswärts – umfaßte 326 Bücher, nahm also gegenüber dem Vorjahr erfreulich zu. Die Anzahl der Besucher betrug 531, was ebenfalls eine beachtliche Zunahme bedeutet.

Wissenschaftliche Vorträge:

8. Mai, Prof. Dr. Manuel Espadas Burgos, Investigador Científico des Spanischen Forschungsrats: Los despachos de los Embajadores Imperiales ante Carlos III. Una nueva valoración de las Fuentes Diplomáticas para la Historia Moderna.

17.–19. November, Symposium über Los orígenes del romanticismo en Europa.

17. November, Prof. Dr. Wolfram Krömer, Universität Innsbruck: Ilustración, historicismo y poética prerromántica en Antonio Muratori.

– Prof. Dr. R. P. Sebold, University of Pennsylvania, Philadelphia:

La supervivencia de elementos barrocos en el romanticismo español.

– Prof. Dr. Esteban Pujals, Universidad Complutense, Madrid:

Las líneas generales del romanticismo inglés y su repercusión limitada a Byron y Scott en España.

18. November, Prof. Dr. Claude Pichois, Sorbonne III, Paris:

L'auto-définition du romantisme français (Mit Simultanübertragung).

– Prof. Dr. Joaquín Arce, Universidad Complutense, Madrid:

La auto-interpretación del romanticismo italiano.

– Prof. Dr. José Luis Varela, Universidad Complutense, Madrid:

La auto-interpretación del romanticismo español.

– Xavier Fàbregas, Centre d'Estudis i Documentació de les Arts de l'Espèctacle i de la Comunicació, Barcelona: Aspectos esenciales del romanticismo catalán.

19. November, Prof. Dr. Friedrich Sengle, Universität München:

Goethes komplizierte Mittelstellung zwischen Klassizismus und Romantik. Eine historische Interpretation seiner individuellen ‚Metamorphosen‘. (Mit Simultanübertragung).

– Prof. Dr. Hans Juretschke, Universidad Complutense, Madrid:

Resumen y balance de las ponencias y sus discusiones.

Veröffentlichungen:

Das Manuskript des Bandes IX der Berichte der diplomatischen Vertreter des Wiener Hofes aus Spanien in der Regierungszeit Karls III. wird infolge seines ungewöhnlichen Umfangs erst jetzt fertiggestellt. Der Druck wird vor dem Sommer beendet sein und die Auslieferung im Juli 1981 erfolgen. Das Institut ist aber bereits mit der Vorbereitung von Band X beschäftigt, so daß die Publikation als solche keine Verzögerung erfährt.

Die Veröffentlichung des Vortragszyklus über Aspectos del humanismo alemán, über den im vorigen Jahr berichtet wurde, steht unmittelbar bevor. Exemplare sind in der Fundación Universitaria, Madrid 9, Alcalá 93, und durch das Institut der Görres-Gesellschaft zu beziehen.

Die umfangreiche Friedrich-Schlegel-Anthologie wurde in ihrem letzten Teil erneut erweitert, um einige bisher unbekannte Texte, die inzwischen in der Kritischen Ausgabe des Verlages Schöningh erschienen, noch einzubeziehen. Mit der Auslieferung des ausgedruckten Textes zu Ende des Jahres 1981 wird gerechnet.

Die Forschungsarbeiten über Die Präsenz des deutschen Geistes im Spanien des 19. Jahrhunderts konnten fortgesetzt werden, erlitten jedoch durch die Erkrankung des Berichterstatters eine Verzögerung, so daß die Publikation Las vivencias alemanas de Juan Valera erst im nächsten Jahr erscheinen kann.

Die Veröffentlichung der Vorträge und Diskussionen über Los orígenes del romanticismo en Europa soll Ende des Jahres 1981 erfolgen.

Hans Juretschke

Das Institut Lissabon (Vieira-Institut) und die Portugiesischen Forschungen

Anschrift: Rua Visconde de Seabra, 2-3°, Lissabon

I. Personalstand

Das Portugiesische Institut der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft (Vieira-Institut) erhält im Interesse einer engen wissenschaftlichen und organisatorischen Verbindung mit der Universidade Católica Portuguesa ein gemeinsames Direktorium, dem folgende Personen angehören: Der Präsident der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft (z. Z. Prof. Dr. Paul Mikat), der Rektor der Universidade Católica Portuguesa (z. Z. Prof. Dr. José Bacelar e Oliveira), ein weiterer Vertreter der Universidade Católica Portuguesa, ein weiterer Vertreter der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft (z. Z. noch Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Flasche).

Stipendiaten:

Über die Entsendung von Stipendiaten (Anträge liegen vor) wird im Laufe des Jahres 1981 entschieden.

Fachbearbeiter: s. Forschungsvorhaben.

II. Forschungsvorhaben (Vieiraforschungsprojekt)

1. *Edition* (die an der kritischen und kommentierten Edition beteiligten Autoren sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt). Helga Bauer (z. Z. Lissabon) bereitet die kritische und kommentierte Edition des Sermão do SS. Sacramento (1645) weiter vor, arbeitet jedoch zugleich an einer *genauen* Klassifikation der verschiedenen Formen der Editio Princeps aller Bände der Sermões (nicht zuletzt auf Grund der drucktechnischen und künstlerischen Gestaltung der Titelblätter), ferner über die Editionen der Davidpredigten und schließlich die spanischen Ausgaben der Werke Vieiras. Der erste Teil des letztgenannten Forschungsprojekts ist im 14. Aufsatzband, der zweite im 15. Aufsatzband erschienen. María de Fátima de Figueiredo Brauer (z. Z. Hamburg) schloß die kritische und kommentierte Edition eines Sermão (Sermão do Esposo da May de Deos S. Joseph . . . 1642) ab. – Rüdiger Hoffmann (bis 31. 12. 1974 Lissabon) konnte seine Forschungsarbeit im Hinblick auf eine kritische und kommentierte Ausgabe des Sermão vom 16. 8. 1642 beenden. Die mit „summa cum laude“ bewertete Edition liegt gedruckt vor. – Karl-Hermann Körner (Braunschweig) förderte die schwierige Edition des von ihm ausgewählten, in drei Sprachen (portugiesisch, italienisch, spanisch) überlieferten „Sermão das Chagas de S. Francisco, pregado em Roma . . . 1672“.– João Pereira Gomes (Lissabon) rechnet mit dem baldigen Abschluß der von ihm durchgeführten kritischen und kommentierten Edition des Werkes „Clavis Prophetarum“. – Von Klaus Rühl (Hamburg) liegt die kommentierte Ausgabe des „Sermam pelo bom successo de nossas armas“ (1645) zur Publikation vor. Er schloß inzwischen ebenfalls zwei Studien zur Chronologie von Vieiratexten ab (deren erste im Bd. XXI des Romanistischen Jahrbuchs erschien), wird desgleichen seine Untersuchungen zu den „Orações fúnebres“ beenden und danach Edition und Kommentierung der berühmten Fischpredigt in Angriff nehmen – (Vgl. auch Portugiesische Forschungen!) – Hans-Dieter Merl bereitet „Studien zur Funktion der Sprache António Vieiras im Hinblick auf deren publikumswirksame Eigenschaften“ vor.

2. *Interpretation* (die im Bereich der Interpretation arbeitenden Wissenschaftler sind in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt). Die schon früher genannte umfangreiche Arbeit von Fritz Berkemeier (Lissabon) *kann*, sobald möglich, publiziert werden. – Ulrike Ehrgott führte ihre „Untersuchungen zur Sprache António Vieiras im Bereich der Semantik“ – trotz vielseitiger Arbeitsbelastung – als Habilitationsschrift weiter. – Hans Flasche bereitet eine Studie mit dem Titel „Allusion und Hermetismus vor brasilianischem Auditorium. António Vieira in Bahia“ vor. – Für seine umfassende Analyse syntaktischer Phänomene hat der schon zitierte Vieira-Herausgeber Karl-Hermann Körner (Braunschweig) wiederum noch weiteres umfangreiches Material gesammelt.

(Die Schwierigkeiten, die sich der pünktlichen Vollendung einer Edition oder einer Interpretation (zu einem *anvisierten* Zeitpunkt) entgegenstellen, liegen oft sowohl in der Beschaffung des Textmaterials wie in der vorher schwer absehbaren Fülle der zu bewältigenden linguistischen und literarischen Probleme).

III. Veröffentlichungen

In der ersten Reihe der portugiesischen Forschungen (Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte) waren bei Abschluß dieses Berichts sechzehn Bände, in der 2. Reihe (Monographien) fünf Bände erschienen. Der 17. Aufsatzband ist im Druck, der 18. in

Vorbereitung. Für die Monographienreihe haben sich auch weiterhin die Anmeldungen in erfreulichem Maße gemehrt. Für die zu der ersten Reihe der Portugiesischen Forschungen (Aufsatzreihe) und zu der zweiten Reihe (Monographienreihe) hinzukommende, 1972 ins Leben gerufene dritte Reihe (Vieira-Texte und Vieira-Studien) wurden bislang sieben Bände fertiggestellt, von denen bei Abgabe dieses Berichtes sechs gedruckt waren. Weitere Bände sind druckfertig, eine Anzahl von Editionen in Vorbereitung. Sämtliche Reihen der Portugiesischen Forschungen wurden oft und positiv rezensiert. Sie nehmen nach wie vor innerhalb der auf lusitanistische Probleme konzentrierten Zeitschriften und Jahrbücher einen im Hinblick auf Qualität und Aspekt zentralen Platz ein. (Die Mitredaktion der Portugiesischen Forschungen [Erste Reihe] liegt seit dem 11. Band in Händen von Herrn Dr. Hans-Dieter Merl, der darin die Nachfolge von Frau Dr. Bauer antrat.) In dem von der Universität Granada 1980 herausgegebenen Band *Homenaje a Camões* publizierte der unterzeichnete Berichterstatter die Arbeit „António Vieira e Camões“.

Übersicht über die in Band 17 der Portugiesischen Forschungen erscheinenden Aufsätze

Eine portugiesische Marien-Legende vermutlich äthiopischer Provenienz
Von Felix Karlinger (Salzburg)

Leben und Sentenzen des Dom Francisco de Portugal, Graf von Vimioso († 1549)...
Von Karl von Schowingen (Baden-Baden)

Bemerkungen zu den mittelalterlichen hispanischen cognomina (VII)
Von Dieter Kremer (Trier)

Die Sprache Brasiliens – ein eigenständiges Idiom? Überlegungen zur *lingua brasileira*
Von Michael Scotti-Rosin (Mainz)

Kaiser Maximilian I. und Portugal. Die dynastisch-politischen Beziehungen und einige ihrer Entdeckungs- und kulturgeschichtlichen Denkmale und Zeugnisse
Von Peter Krendl (Graz)

Portugal nas Memórias do Almirante Sueco Carl Tersmeden
Von João José Pereira da Silva Duarte (Würzburg)

Die portugiesische Besiedlungs- und Wirtschaftspolitik in Angola
Von Beatrix Heintze (Frankfurt/M.)

(Band 16 wurde mit ausführlicher lateinischer Widmung der Universidade Católica Portuguesa zugeordnet.)

IV. *Vorträge.* Vgl. den Jahresbericht des Vorjahres!

Die Durchführung von Vorträgen soll 1981 nach Möglichkeit intensiviert werden. Die Ausarbeitung der diesbezüglichen Pläne hat begonnen. Jedoch erscheint – angesichts der sich infolge neuer Erkenntnisse mehr und mehr ausweitenden Vieiraforschung – *noch immer* die Konzentration auf das Vieiraforschungsprojekt in *allen* seinen Aspekten vordringlich. Der diesen Bericht unterzeichnende Direktor des Instituts hielt Anfang 1979 in Lissabon einen Vieira-Vortrag (Camões no pensamento de Vieira-Aspectos metodológicos). Am 11. 4. 1980 sprach er (als einziger deutscher Gelehrter) in Toronto (Internationales Colloquium „Camões und seine Zeit“) über „António Vieira

e Camões“. Aus Anlaß der Feier des vierhundertsten Todestages des größten portugiesischen Dichters Luis de Camões hielt der Unterzeichnete am 21. 10. 1980 einen Vortrag („A teologia em Camões“) im Portugiesischen Kulturinstitut Paris.

V. *Bibliothek*

Auch in diesem Jahresbericht ist nur, wie in früheren, zu wiederholen: Die Bibliothek des Vieirainstituts Lissabon konnte so ausgebaut werden, daß die Anmietung zusätzlicher Räumlichkeiten ernsthaft in Betracht gezogen werden mußte. U. a. wurden viele neue Vieiratexte (in verschiedenen *alten* Ausgaben!) und eine große Anzahl von Predigten (in der sogenannten folheto-Form!) erworben. Die Bibliothek enthält nunmehr schätzungsweise mehr als 11 500 Bände und stellt eine ausgezeichnete, durch eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten aus den verschiedensten Ländern besuchte Spezial-einrichtung für die Erforschung des (16. und) 17. Jahrhunderts in Portugal (und Spanien) dar. Auch für das Jahr 1981 haben sich Vieiraforscher aus Deutschland, England, Holland und Nordamerika angemeldet. Es muß besonders betont werden, daß auch in spanischen und italienischen Bibliotheken befindliche Vieiratexte lokalisiert, mikrofilmiert und gebunden wurden. Die Katalogisierung der seinerzeit vom Institut erworbenen Bibliothek des bekannten Coimbricenser Gelehrten A. E. Beau wird in absehbarer Zeit endgültig vollendet sein. *Außergewöhnlich* wertvolle Werke wurden restauriert.

VI. *Vieirakatalog*

Die 1963 begonnene Erfassung aller in portugiesischen Bibliotheken vorhandenen Vieiramanuskripte und (besonders frühen) Vieiradrucke konnte mit Hilfe von Dr. Luis Silveira, Dr. José Pereira da Costa, Direktoren zahlreicher anderer Bibliotheken und mancher weiterer Mitarbeiter erneut so gefördert werden, daß nunmehr (von Privatbibliotheken abgesehen) nur noch (soweit man bislang sagen kann) die Durchforschung eines Restbestandes übrigbleibt. Die Recherchen in *einer* der bedeutendsten Privatbibliotheken (derjenigen der Marquesa de Cadaval) werden kontinuierlich fortgeführt.

VII.

Um den Portugiesischen Forschungen der Görres-Gesellschaft *noch* weitere Verbreitung in *allen* Kontinenten zu sichern, werden weiterhin ausführliche Prospekte (in deutscher, englischer und portugiesischer Sprache) versandt.

VIII.

Auch 1980 hatte der Institutsdirektor Gelegenheit, die Bedeutung des Vieirainstituts für die deutsch-portugiesischen Kulturbeziehungen in Portugal zu erörtern.

IX.

Im Institut der Görres-Gesellschaft selbst wie auch in den Portugiesischen Forschungen wurde – nicht zuletzt im Hinblick auf das jahrzehntelange Wirken Vieiras in Brasilien – auch während des Jahres 1980 die Brasilianistik *besonders* gepflegt.

X.

Abgesehen von den Vieirabänden der *dritten* Reihe der Portugiesischen Forschungen sind in den Bänden der *ersten* Reihe (Aufsatzreihe) bislang *siebzehn* unmittelbar und *vier* mittelbar auf Vieira bezogene Studien (insgesamt also *einundzwanzig*) publiziert worden.

XI.

Die Verhandlungen über eine engere Zusammenarbeit mit der Universidade Católica Portuguesa wurden intensiviert. Die UCP hat, obwohl eine der jüngeren portugiesischen Universitäten, sowohl unter nationaler als auch internationaler Perspektive stetig an Ansehen gewonnen (S. I).

XII.

Die „Portugiesischen Forschungen“ sollen ab Band 18 „in Verbindung mit“ mehreren deutschen und ausländischen Lusitanisten herausgegeben werden.

15. 4. 1981.

Hans Flasche

Institut für interdisziplinäre Forschung

(Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie)

Die Jahrestagung fand, wie schon Brauch geworden, wiederum in Feldafing am Starnbergersee vom 28. 8. bis 2. 9. statt. Da der Direktor erkrankt und die Herren Keilbach und Luyten an der Teilnahme verhindert waren, wurde sie von Herrn Staudinger geleitet.

Das Generalthema lautete „Struktur und Ereignis“ (es soll im kommenden Jahr 1981 weiter behandelt werden). Darüber handelten im einzelnen als Gäste Herr Eisenring/Genf „Struktur und Ereignis in der Sicht des Psychiaters“ und Herr Fahr/Bonn „Die Hierarchie astrophysikalischer Strukturen und die Entropie im Kosmos“ und die Institutsmitglieder Herr Bröker/Osnabrück „Evolutionäre Erkenntnistheorie Erwägungen zu ihrer theologischen Relevanz“, Herr Narr/Münster „Struktur und Ereignis in archäologischen Quellen“, Herr Heuts/Leeuwen „Biologische Struktur und Strukturwandel“ und Herr Scheffczyk/München „Struktur und Ereignis als theologische Kategorien“.

Professor Dipl.-Ing. A. Schieb wurde zum Leiter der Sektion „Naturwissenschaft und Technik“ gewählt, Prof. Dr. Hj. Staudinger als Beisitzer in den Vorstand der Görres-Gesellschaft gewählt.

Prof. Dr. Hj. Staudinger, em. Professor für Physiologische Chemie an der Universität Gießen und dortselbst Ehrensensator, erhielt Juni 1980 für seine Verdienste um die klinische Chemie die Scherer-Medaille verliehen, die höchste Auszeichnung der Deutschen Gesellschaft für klinische Chemie zu Ehren von Professor Johann Josef von Scherer. Prof. Dr. M. Steiner, em. Professor für Pharmakognosie an der Universität Bonn, wurde September 1980 wegen seiner Verdienste auf vielen Gebieten des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens durch den Bundespräsidenten das Verdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

In diesem Jahr konnten zwei Bände der „Grenzfragen“ erscheinen, Band 9 (22. Arbeitstagung 1978) enthält unter dem Titel „Tod – Preis des Lebens?“ die Beiträge: M. Steiner/Bonn „Der Tod als biologisches Problem“; M. J. Heuts/Löwen „Genetik des Todes“; E. Boné/Louvain-la-Neuve „Das Aussterben biologischer Gruppen Tatsachen und Hypothesen“; N. A. Luyten/Fribourg „Der Mensch als wesentlich sterbliches Wesen in philosophischer Sicht“; L. Scheffczyk/München „Das biblisch-christliche Verständnis des Zusammenhangs von Sünde und Tod“.

Band 10 (Arbeitstagung 1979) enthält unter dem Titel „Tod – Ende oder Vollen-
dung?“ die Beiträge: A. Schieb/Aachen „Welchen Preis fordert die Technik vom Menschen? Gedanken eines Ingenieurs über Leben und Tod“; H. M. Baumgartner/Gießen „Die Unzerstörbarkeit der Seele. Platons Argumente wider den endgültigen Tod des Menschen im Dialog ‚Phaidon‘“; G. Cottier/Genf „Die Todesproblematik bei einigen Existentialphilosophen“; N. A. Luyten/Fribourg „Todesverständnis und Menschenverständnis – Zum Todesverständnis von K. Rahner und L. Boros“; H. Dolch/Bonn „Fides sacrificium intellectus? Erfordert der Glaube die Aufgabe des Intellekts?“; L. Scheffczyk „Die Überwindung von Sünde und Tod in der Auferstehung Jesu Christi“; R. Schulte/Wien „Die Sakramente als Ermöglichung der Teilnahme am Sterben und neuen Leben Jesu Christi“.

Heimo Dolch

VI. Publikationen

Philosophisches Jahrbuch

Das Philosophische Jahrbuch wird im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Krings, Ludger Oeing-Hanhoff, Heinrich Rombach, Arno Baruzzi, Alois Halder.

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.

Jährlich 2 Halbbände (im April und Oktober). Umfang des Jahrgangs: 448 Seiten. Preis des kompletten Jahrgangs: 62,- DM; Halbjahresband: 34,- DM. Mitglieder erhalten das Jahrbuch zu ermäßigtem Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

Lieferbare Jahrgänge: 63 (1955) bis 70 (1962), 79 (1972) bis 88 (1981). Die z. Z. fehlenden Jahrgänge 71 bis 78 werden in Xerox nachgedruckt, sobald ausreichende Bestellungen vorliegen; Preis hierfür je Halbband in Subskription ca. 45,- DM, Endpreis ca. 56,- DM. (Der Subskriptionspreis gilt bis zum Erscheinen des Halbbandes.)

Inhalt des 87. Jahrgangs (1980):

Beiträge

Reinhard Brandt, Rechtsverzicht und Herrschaft in Hobbes' Staatsverträgen.

Theodor G. Bucher, Das Verhältnis der Deduktion zur Intuition in den „Regulae“ von Descartes.

- Maximilian Forschner, Die pervertierte Vernunft. Zur stoischen Theorie der Affekte.
 Kurt von Fritz, Aristoteles' anthropologische Ethik.
 Otfried Höffe, Sittlichkeit als Horizont menschlichen Handelns.
 Herbert Huber, Richard Wagners „Parsifal“ und das Christentum. Zur religions-
 philosophischen Bedeutung der Dichtung.
 Wolfgang Kluxen, Thomas von Aquin: Zum Gutsein des Handelns.
 Hermann Lübke, Wissenschaft und Weltanschauung. Ideenpolitische Fronten im Streit
 um Emil Dubois Reymond.
 Ryosuke Ohashi, Die Dialektik in der Spätphilosophie Schellings – Problem und
 Wesen der Dialektik –.
 M.A.C. Otto, Wozu Gott suchen? Zur Phänomenologie des Nennens Gottes.
 Gangolf Schrimpf, Die Leistungsfähigkeit des kategorischen Imperativs als obersten
 Prinzips der Ethik.
 Bernhard Welte, Über zwei Weisen des philosophischen Denkens und deren Folgen für
 die Religionsphilosophie.

Berichte und Diskussionen

- Salvador Castellote, Der Stand der heutigen Suárez-Forschung auf Grund der neu
 gefundenen Handschriften.
 Werner Flach, Kritische Erwägungen zum Logikkonzept der analytischen Wissen-
 schaftstheorie.
 Wolfgang L. Gombocz, Anselm von Canterbury. Ein Forschungsbericht über die
 Anselm-Renaissance seit 1960.
 Helmut Gross, Über die Möglichkeiten der „Zukunftsforschung“ als Wissenschaft.
 Hermann Köstler, Heidegger schreibt an Grabmann.
 Ernst Wolfgang Orth, Nachruf Prof. Dr. Gerd Brand 8. 4. 1921 – 3. 7. 1979.
 Edgar Piel, Der Raum des Politischen ist der Raum des Mythos. Prolegomena zum
 Mythos als Kategorie des Politischen im 20. Jahrhundert.
 Walter Seitter, Ein Denken im Forschen. Zum Unternehmen einer Analytik bei Michel
 Foucault.
 Werner Stegmaier, Kants Theorie der Naturwissenschaft.
 Ernst Vollrath, Eine Fehlinterpretation – und was ihre Folgen sind. Zu den politischen
 Implikationen von K.-O. Apels Wittgenstein-Interpretationen.

Buchbesprechungen

Zeitschrift für klinische Psychologie und Psychotherapie

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von P. Christian (Heidelberg),
 W. J. Revers (Salzburg), H. Tellenbach (München), D. Wyss (Würzburg).

Mitherausgeber: W. v. Baeyer (Heidelberg), Th. Bovet (Zürich), E. Blum (Bern),
 I. A. Caruso (Salzburg), A. Däumling (Bonn), P. Fraise (Paris), V. E. Frankl (Wien),
 A. Görres (München), G. Harrer (Salzburg), P. H. Hofstätter (Hamburg), B. Kimura
 (Nagoya), A. Kraus (Heidelberg), S. Lebovici (Paris), G. Lienert (Erlangen-Nürnberg),

J. J. Lopez-Ibor (Madrid), P. Matussek (München), A. Mayer (München), A. E. Meyer (Hamburg), T. Miyamoto (Tokyo), U. Moser (Zürich), R. Mucchielli (Nizza), L. Pongratz (Würzburg), E. Roth (Salzburg), H. Ruffin (Freiburg), H. Schipperges (Heidelberg), M. Schrenk (Homburg/Saar), W. C. M. S (München), W. Spiel (Wien), J. Stork (München), H. Strotzka (Wien), R. Tausch (Hamburg), A. Vukovich (Regensburg), E. Wiesenhütter (Siegsdorf).

Redaktionsstab: Prof. Dr. Dr. G. A. Lienert, Erlangen-Nürnberg; Doz. Dr. Dr. J. Stork, München; Prof. Dr. I. A. Caruso, Salzburg; Prof. Dr. W. Simon, München.

Schriftleiter: Prof. Dr. W. J. Revers, Psychologisches Institut der Universität Salzburg, Akademiestraße 22, A-5020 Salzburg (Originalia); Prof. Dr. M. Perrez, Université de Fribourg, Institut de Pédagogie, Place du collège 22, CH-1700 Fribourg (Rezensionen, Berichte). Redaktion: Dr. H. Barnert, Psychologisches Institut der Universität Salzburg, Akademiestraße 22, A-5020 Salzburg.

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.

Erscheint vierteljährlich. Jedes Heft 96 Seiten. Bezugspreis pro Jahrgang: 68,- DM. Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

Lieferbar ab 19. Jahrgang (1971). – Vorläufer der Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie ist bis zum 18. Jahrgang (1970): Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie. Lieferbare Jahrgänge: 4 (1956) bis 18 (1970). Preis pro Jahrgang: 68,- DM.

Der 26. Jahrgang (1978) der Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie enthält folgende *Beiträge*:

Dieckhöfer, K. (Bonn): Menschliches, Allzumenschliches – Zur verstehenden Psychologie bei Nietzsche.

Seifert, W. (Köln): „Holocaust“ und die Kulturpsychologie Sigmund Freuds.

Wiehl, R. (Heidelberg): Der Anti-Cartesianismus und die psychophysischen Zusammenhänge.

Zur Methodologie der Klinischen Psychologie und Psychotherapie

Bambeck, J. J. und Wolters, A. (München): Überlegungen zu bisherigen Konzepten des verhaltenstherapeutisch orientierten Assertivitätstrainings, speziell zur Problematik, zwischen assertivem und aggressivem Verhalten zu unterscheiden.

Brandtstädter, J. (Trier): Gedanken zu einem psychologischen Modell optimaler Entwicklung.

Krauth, J. (Düsseldorf) und Lienert, G. A. (Nürnberg): Die Konfigurationsfrequenzanalyse. XII. Symptommusterfolgen (Durchgangssyndrome).

Lienert, G. A. (Nürnberg) und Straube, E. (Tübingen): Die Konfigurationsfrequenzanalyse. XI. Strategien des Symptom-Konfigurations-Vergleichs vor und nach einer Therapie.

Plaum, E. (Konstanz): Ein nichtkompensatorischer diagnostischer Ansatz als Beitrag zu einem syndromorientierten Vorgehen in der klinischen Psychologie.

Zur Psychoanalyse, Psychotherapie, Kinderpsychotherapie

- Duker, P. C. und Seys, D. M. (Nijmegen): Anwendung von aversiven Reizen bei ersten Verhaltensstörungen Geistigbehinderter.
- Gröschke, D. (St. Ingbert): Verhaltenstherapie als Kompromiß – Wissenschaftssoziologische Aspekte der klinischen Psychologie.
- Klotz-Wiesenhütter, M. (Siegdsdorf): Periodizität und Rhythmus im Blickwinkel der „Funktionellen Entspannung“.
- Kröner, B. und Beitel, E. (Bochum): Längsschnittuntersuchung über die Auswirkung des autogenen Trainings auf verschiedene Formen der subjektiv wahrgenommenen Entspannung und des Wohlbefindens.
- Lebzelter, G. (Graz): Eine interessante Fehlleistung S. Freuds Neis, L. und Salem, G. (Lausanne): Möglichkeiten kognitiver und funktionaler Verhaltensanalyse und sich daraus ableitender Therapieansätze für einen geistig behinderten Brandstifter.
- Simon, W. (München): Kathartische Effekte im autogenen Training und deren therapeutische Nutzung.
- Sorgatz, H. et al. (Bochum): Der Einfluß der Therapeutenvariable „Konkretheit“ auf Selbstexploration und psychophysiologische Aktivierung des Klienten.

Zur Klinischen Sozialpsychologie

- Bergeest, H. G. et al. (Hamburg): Gesprächsinhalte in personenzentrierten Gesprächsgruppen und ihr Zusammenhang mit Prozeßvorgängen bei Nicht-Klienten.
- Gaspari, Ch. (Wien): Merkmale der Familienstruktur, sozialpsychologische Belastung und wirtschaftliche Leistung: Ein internationaler Vergleich.
- Kimura, B. (Nagoya): Phänomenologie des Zwischen – zum Problem der Grundstörung der Schizophrenie.
- Schaub, S. (Eppstein): Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Grundstimmung und Musikerleben unter klinisch-musikpsychologischem Aspekt.
- Schmiedeck, R. (Wien): Identität und der Vorstellungsraum der persönlichen Sphäre.

Zur Klinischen Psychologie in der Psychosomatik und Psychopathologie

- Bühler, K. E. und Wyss, D. (Würzburg): Der Beitrag der Systemtheorie und der „Existentialintegrativen Psychotherapie“ zur Relativierung der Begriffe „Endogenität“, „Exogenität“, „Psychogenität“ und „Soziogenität“ psychischen Krankseins.
- Gerich, L. (Würzburg): Ein Beitrag zur psychosomatischen Betrachtung der Enteritis regionalis.
- Klicpera, Ch. (Boston) und Strian, F. (München): Die vegetative Wahrnehmung bei Angstreaktionen.
- Klußmann, R. (München): Beitrag zur Frage der Geschlechtsidentität der Gichtkranken.
- Maly, J. und Quatember, R. (Wien): Die Neuropsychologie frontobasaler und frontokonvexer Hirnläsionen.
- Pankow, G. (Paris): Verwerfung und Identität.
- Tellenbach, H. (München): Zur Phänomenologie des Gesundseins und deren Konsequenzen für den Arzt.
- Tellenbach, H. (München): Wähnen, Wahn und Wahnsinn in Sophokles' „Oidipus tyrannos“.

Historisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Laetitia Boehm, Odilo Engels, Erwin Iserloh, Rudolf Morsey, Konrad Repgen.

Kommissionsverlag J. P. Bachem, Köln

62. bis 69. Jahrgang 1949, I. und II. Halbband, 50,- DM.

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.

Pro Jahr erscheinen im allgemeinen 2 kartonierte Halbbände mit zusammen 33 Bogen (= 528 Seiten). Preis des kompletten Jahrgangs bis Band 101 (1981): 78,- DM. (Die Jahrgänge 97/98 [1977/78] erschienen geschlossen in 1 Sammelband mit 720 Seiten zum Preis von 108,- DM). Mitglieder erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei Frau Professor Dr. Laetitia Boehm, Universitäts-Archiv, Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22.

Lieferbare Jahrgänge: 70 (1951), 71 (1952), 73 (1954), 75 (1956), 76 (1957), 78 (1959) bis 92 (1972)/I, 93 (1973) bis 101 (1981).

Inhalt des 100. Jahrgangs (1980):

Aufsätze

Das geistliche Bündnis der Päpste mit den Karolingern (754–796).

Von Prof. Dr. Arnold Angenendt, Bochum.

Über die Staatsgründung des ersten Kreuzzugs.

Von Prof. Dr. Harald Dickerhof, Eichstätt.

Zum Problem des Identitätsnachweises in mittelalterlichen Handschriften.

Von Prof. Dr. Waldemar Schlögl (†), München.

Das Aufkommen der bischöflichen Thronsigel im deutschen Reich.

Von Dr. Manfred Groten, Köln.

Die Aufgaben der Städte in der Reformatio Friderici (1442).

Von Prof. Dr. Heinrich Koller, Salzburg.

Thomas Hirschhorn, ein Magdeburger Gelehrter des 15. Jahrhunderts.

Von Dr. Hans Gerhard Senger, Köln.

Gegenreformation und Literatur: Das Jesuitendrama im Dienste der religiösen und moralischen Erziehung.

Von Prof. Dr. Jean-Marie Valentin, Straßburg.

Die angebliche Lücke der Gesetzgebung im preußischen Verfassungskonflikt.

Von Priv.-Doz. Dr. Winfried Becker, St. Augustin.

Kardinal Frings im Rückblick. Zeitgeschichtliche Kontroverspunkte einer künftigen Biographie.

Von Prof. Dr. Konrad Repgen, Bonn.

Die Londoner Institutionen der britischen Deutschlandpolitik 1943–1948. Eine behörden-geschichtliche Untersuchung.

Von Ulrich Reusch, M. A., Ratingen.

Beiträge und Berichte

Die Königsherrschaft der burgundischen Rudolfinger. Zum Erscheinen eines neuen MGH-Diplomata-Bandes.

Von Prof. Dr. Eduard Hlawitschka, München.

Die Entstehung der Briefsammlung Anselms von Canterbury.

Von Dr. Walter Fröhlich, München.

Zur Datierung und Interpretation des Briefwechsels Wibalds von Corvey mit Bernhard von Hildesheim (1148/1149).

Von Dr. Freya Stephan-Kühn, Mönchengladbach.

Neuere Literatur zu Fragen der kurialen Behördengeschichte. Zur Auswertung vatikanischer Quellen für die allgemeine, Kirchen- und Landesgeschichte vor allem des Spätmittelalters.

Von Dr. Thomas Frenz, Würzburg.

Konfessionsbildung als Forschungsfeld.

Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Tübingen.

Kardinäle und Prälaten. Ein Bericht.

Von Prof. Dr. Dieter Albrecht, Regensburg.

Buchbesprechungen

Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte

Bände XX, XXII, XXIV.

Ludwig Mohler, Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann.

I. Band. Darstellung. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 432 Seiten, Leinen, 75,- DM.

II. Band. Bessarionis in Calumniatore Platonis Libri IV. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 636 Seiten, Leinen, 100,- DM.

III. Band. Aus Bessarions Gelehrtenkreis. Abhandlungen, Reden, Briefe von Bessarion, Theodoros Gazes, Michael Apostolios, Andronikos Kallistos, Georgios Trapezuntios, Niccolo Perotti, Niccolo Capranica. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1942), 649 Seiten, Leinen, 100,- DM.

I.-III. Band, 1717 Seiten, Leinen, 250,- DM.

Die Bände IV und VII der „Quellen und Forschungen“ liegen als Reprints als Bände I und II/1 der „Nuntiaturberichte aus Deutschland – Die Kölner Nuntiatur“ vor. Näheres siehe dort.

Neue Folge

1. Band

Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870–1914). Herausgegeben von Hans Pohl. Mit Beiträgen von Walter Achilles, Karl Heinrich Kaufhold, Hans Pohl, Hermann Schäfer und Günther Schulz. 1979, 266 S., kart. 36,- DM.

2. Band

Jesuiten an Universitäten und Jesuiten-Universitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im

Zeitalter der konfessionellen Auseinandersetzung. Von Dr. Karl Hengst. 1981, 425 S., kart. 70,- DM.

3. Band (in Vorbereitung)

Ketzer in Österreich. Untersuchungen über Häresie und Inquisition im Herzogtum Österreich im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert. Von Dr. Peter Segl

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Vatikanische Quellen

VII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 1. Teil: Die Einnahmeregister des Päpstlichen Thesaurars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1956, X, 36, 501 Seiten, brosch. DM 50,-.

VIII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 2. Teil: Die Servitienquittungen des päpstlichen Kamerars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1972, XII, 36, 302 Seiten, brosch. DM 68,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Nuntiaturberichte aus Deutschland

Die Kölner Nuntiatur (1583–1648)

Band I

Bonomi in Köln. Santonio in der Schweiz. Die Straßburger Wirren. Bearbeitet von Stephan Eheses und Alois Meister. 1969 (1895), LXXXV, 402 Seiten, kart. DM 44,-.

Band II/1

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1587–1590. Bearbeitet von Stephan Eheses. 1969 (1899), LXI, 544 Seiten, kart. DM 56,-.

Band II/2

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1590–1592. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1969, LI, 330 Seiten, kart. DM 52,-.

Band II/3

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1592–1593. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1971, XVIII, 450 Seiten, kart. DM 90,-.

Band III (in Vorbereitung)

Nuntius Coriolano Garzadoro. 1596–1606.

Band IV/1

Nuntius Atilio Amalteo. 1606–1607. Bearbeitet von Klaus Wittstadt. 1975, LXXXI, 394 Seiten, kart. DM 92,-.

Band V/1

Nuntius Antonio Albergati. 1610–1614. Bearbeitet von Wolfgang Reinhard. 1973, 2 Halbbände. Zusammen LVIII, 1068 Seiten, kart. DM 245,-.

Band VI

Nuntius Pietro Francesco Montoro. 1621–1624. Bearbeitet von Klaus Jaitner. 1976. 2 Halbbände. Zusammen LXII, 929 Seiten, kart. DM 210,-.

Band VII

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1624–1627. Bearbeitet von Josef Wijnhoven. 1980, LXXIV + 768 Seiten, kart. DM 140,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos Litterarum Studiis. 4. Pflichtfortsetzung. Apartbezug möglich.

Tomus I: Diariorum Pars Prima: Herculis Severoli Commentarius. Angeli Massarelli Diaria I-IV. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CXXXII et 931 pp. (27051) 1. N' dr. d. 2. Aufl. 1965. Br. Subskr.-Pr. DM 235,-, Einz.-Pr. DM 262,-.

Tomus II: Diariorum pars Secunda: Massarelli Diaria V-VII. L. Pratani, H. Seripandi, L. Firmani, O. Panvini, A. Guidi, G. de Mendoza, N. Psalmai Commentarii. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CLXXVIII et 964 pp. (27052) 1. N' dr. d. 2. Aufl. 1965. Br. Subskr.-Pr. DM 252,-, Einz.-Pr. DM 280,-.

Tomus III/1: Diariorum Partis Tertiae Volumen Prius: Aistulphi Servantii, Philippi Musotti, Philippi Gerii, Gabrielis Paleotti Scripturae conciliares. Collegit, edidit, ill. S. Merkle, VIII et 762 pp. (27053) 2. Aufl. 1964. Br. Subskr.-Pr. DM 170,-, Einz.-Pr. DM 189,-.

Tomus IV: Actorum Pars Prima: Monumenta Concilium praecedentia, trium priorum Sessionum Acta. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. CXLIV et 619 pp. (27054) 2. Aufl. 1964. Br. Subskr.-Pr. DM 169,-, Einz.-Pr. DM 187,-.

Tomus V: Actorum Pars Altera: Acta post Sessionem tertiam usque ad Concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. LX et 1081 pp. (27055) 2. Aufl. 1964. Br. Subskr.-Pr. DM 252,-, Einz.-Pr. DM 280,-.

Tomus VI/1: Actorum Partis Tertiae Volumen Prius: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta. Edidit, ill. Th. Freudenberger. XII et 864 pp. (27056) 2. Aufl. 1964. Br. Subskr.-Pr. DM 192,-, Einz.-Pr. DM 215,-.

Tomus VI/2: Actorum Partis Tertiae Volumen Secundum: Concilii Tridentini periodus Bononiensis. Vota patrum et theologorum, quotquot inveniri potuerunt. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XVI et 756 pp. (27066) 1972. Br. Subskr.-Pr. DM 292,-, Einz.-Pr. DM 330,-.

Tomus VI/3: Actorum Partis Tertiae Volumen Tertium: Summaria sententiarum theologorum super articulis Lutheranorum de sacramentis, purgatorio, indulgentiis, sacrificio missae Bononiae disputatis. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XXXVIII et 572 pp. (27068) 1974, Br. Subskr.-Pr. DM 240,-, Einz.-Pr. DM 272,-.

Tomus VII/1: Actorum Partis Quartae Volumen Prius: Acta Concilii iterum Tridentum congregati a Massarello conscripta 1551–1552. Collegerunt, ediderunt, ill. Joach. Birkner et Th. Freudenberger. XII et 558 pp. (27057) 1961. Br. Subskr.-Pr. DM 56,-, Einz.-Pr. DM 62,-.

Tomus VII/2: Actorum Partis Quartae Volumen Secundum: Orationes et vota theologorum patrumque originalia in Concilio iterum Tridentum congregato prolata

vel in scriptis data, quotquot inveniri potuerunt, cum Actis Miscellaneis. Collegit, edidit, illustravit Th. Freudenberger. XXXVI et 784 pp. (27067). 1976. Br. Subskr.-Pr. DM 367,-, Einz.-Pr. DM 415,-.

Tomus VII/3: Actorum Partis Quartae Volumen Tertium: Acta praeparatoria, Mandata, Instructiones, Relationes concilium iterum Tridentum congregatum spectantia. Cum Praesidentium, Imperatoris Principumque Germanorum, oratorum, episcoporum, abbatum, theologorum quorundam litteris. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XLVI et 706 pp. (27069) 1980.

Tomus VIII: Actorum Pars Quinta: Complectens Acta ad praeparandum Concilium et Sessiones anni 1562 a prima (XVII) ad sextam (XXII). Collegit, edidit, ill. St. Ehses. XIV et 1024 pp. (27058) 2. Aufl. 1964. Br. Subskr.-Pr. DM 229,-, Einz.-Pr. DM 255,-.

Tomus IX: Actorum Pars Sexta: Complectens Acta post Sessionem sextam (XXII) usque ad finem Concilii 17. Sept. 1562-4. Dez. 1563. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. XXXII et 1193 pp. (27059) 2. Aufl. 1965. Br. Subskr.-Pr. DM 270,-, Einz.-Pr. DM 300,-.

Tomus X: Epistularum Pars Prima: Complectens Epistulas a die 5. Martii 1545 ad Concilii translationem 11. Martii 1547 scriptas. Collegit, edidit, ill. G. Buschbell. LXXVI et 996 pp. (27060) 2. Aufl. 1966. Br. Subskr.-Pr. DM 235,-, Einz.-Pr. DM 262,-.

Tomus XI: Epistularum Pars Secunda: Additamenta ad tom. X. Epistulae usque ad suspensionem anno 1552 conscriptae. Collegit, edidit, ill. G. Buschbell. XLIV et 1058 pp. (27061) 2. Aufl. 1966. Br. Subskr.-Pr. DM 242,-, Einz.-Pr. DM 270,-.

Tomus XII: Tractatum Pars Prior: Complectens tractatus usque ad translationem concilii conscriptos. Collegit, edidit, ill. V. Schweitzer. LXXX et 884 pp. (27062) 2. Aufl. 1966, Br. Subskr.-Pr. DM 212,-, Einz.-Pr. DM 236,-.

Tomus XIII/1: Tractatum Partis Alterius Volumen Prius: Complectens Tractatus a translatione Concilii usque ad Sessionem XXII conscriptos. Ex Collectionibus Vincentii Schweitzer auxit, edidit, ill. H. Jedin. CII et 737 pp. (27063) 2. Aufl. 1967. Br. Subskr.-Pr. DM 165,-, Einz.-Pr. DM 184,-.

Verlag Herder, Freiburg

Römische Quartalschrift

für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Im Auftrag des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Heinrich Chantraine, Erwin Iserloh, Paul Mikat, Konrad Repgen, Theodor Schieffer, Walter Nikolaus Schumacher, Alfred Stuiber, Ernst Walter Zeeden, herausgegeben von Erwin Gatz, Hermann Hoberg, Bernhard Kötting. Jährlich ein Band in zwei Doppelheften.

Verlag Herder, Freiburg

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

herausgegeben von Engelbert Drerup, Nymwegen; Hubert Grimme, Münster; Johann Peter Kirsch, Freiburg i. d. Schweiz

(Unveränderter Nachdruck der Johnson Reprint Corporation.)

I. Band

1. Heft: Das israelische Pfingstfest und der Plejadenkult. Von Hubert Grimme, 1907. 132 Seiten, mit drei Tafeln, DM 24,-.
2. Heft: Der Senat unter Augustus. Von Theodor Anton Abele. 1907. VIII und 78 Seiten, DM 16,-.
- 3./4. Heft: La Polis grecque. Recherches sur la formation et l'organisation des cités des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne. Von Henri Francotte. 1907. VIII und 252 Seiten, DM 40,-.
5. Heft: Attisches Prozeßrecht in den attischen Seebundstaaten. Von Hans Weber. 1908. 66 Seiten, DM 44,-.

II. Band

1. Heft: Ἡρώδου Περί Πολιτείας. Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Chr. Von Engelbert Drerup. 1908. 124 Seiten, kart. DM 16,-.
2. Heft: Altbabylonische Privatbriefe. Transkribiert, übersetzt und kommentiert von Simon Landersdorfer. 1908. 156 Seiten, DM 24,-.
3. Heft: Galla Placidia. Von Assunta Nagl. 1908. 70 Seiten, DM 14,-. (vergriffen)
- 4./5. Heft: Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften, untersucht von Thomas Stangl. 1909. IV und 202 Seiten, DM 32,-.

III. Band

- 1./2. Heft: Der Exorzismus im altchristlichen Taufritual. Eine religionsgeschichtliche Studie. Von Franz Joseph Dölger. 1909. XII und 175 Seiten, DM 32,-.
- 3.-5. Heft: Festbrevier und Kirchenjahr der syrischen Jakobiten. Eine liturgiegeschichtliche Vorarbeit. Von Anton Baumstark. 1910. XII und 308 Seiten, DM 48,-.
6. Heft: Die sogenannten Sententiae Varronis. Von Peter Germann. 1910. 99 Seiten, DM 16,-.

IV. Band

1. Heft: Cruquius und der Codex Divaei des Horaz. Von Ernst Schweikert. Der Aufbau der Ars poetica des Horaz. Von Alain Patin, 1910. VI, 44 und 41 Seiten, DM 14,-.
2. Heft: Die hl. Cäcilia in der römischen Kirche des Altertums. Von Johann Peter Kirsch. 1910. IV und 77 Seiten, mit einer Tafel, DM 16,-.
3. Heft: Isokrates und die panhellenische Idee. Von Josef Keßler. 1910. 86 Seiten, DM 16,-.
4. Heft: Ästhetisch-kritische Studien zu Sophokles. Von Alain Patin. 1911. VIII und 120 Seiten, DM 24,-.
5. Heft: Die ägyptischen Totenstelen als Zeugen des sozialen und religiösen Lebens ihrer Zeit. Mit fünf Tafeln. Von Balthasar Poertner. 1911. VI und 96 Seiten, DM 16,-.

V. Band

- 1./2. Heft: Fulgentius, der Mythograph und Bischof. Mit Beiträgen zur Syntax des Spätlateins. Von Otto Friebe. 1911. XXIV und 200 Seiten, DM 32,-.

3./4. Heft: Die Sphragis. Eine altchristliche Taufbezeichnung in ihren Beziehungen zur profanen und religiösen Kultur des Altertums. Von Franz Joseph Dölger. Mit 2 Tafeln. 1911. XII und 200 Seiten, DM 32,-.

5./6. Heft: Die ägyptische Religion nach der Darstellung der Kirchenschriftsteller und die ägyptischen Denkmäler. Von Friedrich Zimmermann. 1912. XVI und 201 Seiten, DM 32,-.

VI. Band

1./2. Heft: Ägyptische Abendmahlsliturgien des ersten Jahrtausends in ihrer Überlieferung dargestellt. Von Theodor Schermann. 1912. VIII und 258 Seiten, DM 40,-.

3./4. Heft: Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl in ihrer vielfachen Überlieferung zum erstenmal herausgegeben und erläutert. Von W. H. Roscher. 1913. XII und 175 Seiten, DM 32,-.

5./6. Heft: Zur Götterlehre in den altbabylonischen Königsinschriften. Mit einem ausführlichen Register der auf die altbabylonische Götterlehre bezüglichen Stellen. Von Tharsicius Paffrath. 1913. XVI und 226 Seiten, DM 40,-.

VII. Band

1. Heft: Die lateinische Übersetzung der Didache kritisch und sprachlich untersucht, mit einer Wiederherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang über das Verbum „altare“ und seine Komposita. Von Leo Wohleb. 1913. VIII und 142 Seiten, DM 24,-.

2. Heft: Der Philosoph und Grammatiker Ptolemaios Chennos. Leben, Schriftstellerei und Fragmente (mit Ausschluß der Aristotelesbiographie). Erster Teil. Einleitung und Text. Von Anton Chatzis. 1914. CIV und 57 Seiten, DM 24,-.

3./4. Heft: Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am Heiligen Grabe zu Jerusalem. Von Anton Baumstark. 1915. XII und 174 Seiten, DM 32,-.

VIII. Band

1. Heft: Zur Überlieferung der Horaz-Scholien. Von Ernst Schweikert. 1915. VIII und 54 Seiten, DM 14,-.

2. Heft: Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte. Von Otto Theodor Schulz. 1916. VII und 94 Seiten, DM 16,-.

3./4. Heft: Aus einer alten Advokatenrepublik. (Demosthenes und seine Zeit.) Mit einem Anhang: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen. Auch ein Kriegsbuch. Von Engelbert Drerup. 1916. VIII und 211 Seiten, DM 32,-.

5./6. Heft: Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudäa. Archäologische und topographische Untersuchungen. Mit 12 Figuren im Text, 7 Tafeln und einer Kartenskizze im Anhang. Von Andreas Evaristus Mader. 1918. XII und 224 Seiten, DM 40,-.

IX. Band

1./2. Heft: Die römischen Titelkirchen im Altertum. Von Johann Peter Kirsch. 1918. X und 224 Seiten, DM 40,-.

3. Heft: Der Βααλ τετραμορφος und die Kerube des Ezechiel. Von P. Simon Landersdorfer. 1918. 67 Seiten, DM 16,-.

4./5. Heft: Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des römischen Kaisertums des dritten Jahrhunderts. Von Otto Theodor Schulz. 1919. VIII und 304 Seiten, DM 48,-.

X. Band

1. Heft: Ein neuer Ninkarrak-Text. Transkription, Übersetzung und Erklärung nebst Bemerkungen über die Göttin Ninkarrak und verwandte Gottheiten. Von Johannes Nickel. 1918. VIII und 64 Seiten, DM 14,-.

2. Heft: Natur und Kunst bei Aristoteles. Abteilung und Bestimmung der Ursächlichkeitsfaktoren. Von Hans Meyer. 1919. VIII und 128 Seiten, DM 24,-.

3. Heft: Plato als Sprachphilosoph. Würdigung des platonischen Kratylus. Von Max Leko. 1919. VIII und 88 Seiten, DM 16,- (vergriffen).

4. Heft: Die koptischen Quellen zum Konzil von Nicäa. Von Felix Haase. 1920. VIII und 123 Seiten, DM 24,-.

5. Heft: Die schriftstellerische Technik im Sophistenmahl des Athenaios. Von Karl Mengis. 1920. IV und 138 Seiten, DM 24,-.

XI. Band

1./2. Heft: Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen. Von Friedrich Stummer. 1922. XIV und 190 Seiten, DM 32,-.

3. Heft: Tulliana. Die vatikanischen Codices zu Cicero de oratore Vatic. lat. 2901 und Vatic. Palat. 1470. Von Josef Martin. 1922. IV und 90 Seiten, DM 16,-.

4./5. Heft: Die babylonischen Kudurru (Grenzsteine) als Urkundenform. Von Franz X. Steinmetzer. 1922. VIII und 272 Seiten, DM 48,-.

XII. Band

1./2. Heft: Demosthenes im Urteile des Altertums (von Theopomp bis Tzetzes: Geschichte: Roman, Legende). Von Engelbert Drerup. 1923. VIII und 264 Seiten, DM 40,-.

3./4. Heft: Die Pädagogik des Isokrates als Grundlage des humanistischen Bildungsideals. Von August Burk. 1923. VIII und 231 Seiten, DM 40,-.

XIII. Band

1. Heft: Das Schicksal als poetische Idee bei Homer. Von P. Engelbert Eberhard. 1923. 80 Seiten, DM 16,-.

2./3. Heft: Die Homerexegese Aristarchs in ihren Grundzügen dargestellt. Von Adolph Roemer. Bearbeitet und herausgegeben von Emil Belzner. 1924. XVI und 286 Seiten, DM 48,-.

4. Heft: Die Rechtstitel und Regierungsprogramme auf römischen Kaisermünzen (von Cäsar bis Severus). Von Otto Th. Schulz. 1925. X und 124 Seiten, DM 24,-.

XIV. Band

1. Heft: Sprachlicher Bedeutungswandel bei Tertullian. Ein Beitrag zum Studium der christlichen Sondersprache. Von St. W. J. Teenwen. 1926. XVI und 148 Seiten, DM 24,-.

2./3. Heft: Grillius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik. Von Josef Martin. 1927. XXIV und 189 Seiten, DM 32,-.

4./5. Heft: Mienenspiel und Maske in der griechischen Tragödie. Von Robert Löhner. 1927. XVI und 192 Seiten, DM 32,-.

XV. Band

1./2. Heft: Die Pilgerreise der Aetheria. Von August Bludau. 1927. VIII und 294 Seiten, DM 48,-.

3./4. Heft: Catos Hausbücher, Analyse seiner Schrift *De Agricultura* nebst Wiederherstellung seines Kelterhauses und Gutshofes. Mit 12 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers. Von Josef Hörle. 1929. 278 Seiten, DM 48,-.

XVI. Band

1. Heft: Texte und Untersuchungen zur safatenisch-arabischen Religion. Von Hubert Grimme. 1930. 191 Seiten, mit 15 Tafeln, DM 32,-.

2./3. Heft: Die Komposition von Vergils *Georgica* mit vier Beilagen: 1. Catulls Bedeutung für die klassische Kompositions-kunst. 2. Zur Komposition von Catulls 64. Gedicht.

3. Heft: Stoff- und Versverteilung in den Dichtungen *Culex* und *Ciris*. 4. Zur Kompositionstechnik des Horaz. Von Magdalena Schmidt. 1930. 233 Seiten, DM 40,-.

XVII. Band

1./2. Heft: ΕΥΜΠΟΟΣΙΟΝ. Die Geschichte einer literarischen Form. Von Josef Martin. 1931. VIII und 320 Seiten, DM 56,-.

3./4. Heft: Η ΒΑΣΙΛΙΚΗ ΟΔΟΣ. Der Königsweg zu Wiedergeburt und Vergottung bei Philon von Alexandria. Von Josef Pascher. 1931. 280 Seiten, DM 48,-.

XVIII. Band

1. Heft: Kulturprobleme des klassischen Griechentums. 1. Generationsproblem. Von Engelbert Drerup. 1933. 160 Seiten, DM 24,-.

2. Heft: Die Briefe des Sokrates und der Sokratiker. Von Johann Sykutris. 1933. 125 Seiten, DM 24,- (vergriffen).

3. Heft: Das Seelenpneuma, seine Entwicklung von der Hauchseele zur Geistseele. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Pneumalehre. Von Franz Rüsche. 1933. 92 Seiten, DM 16,-.

XIX. Band

1. Heft: Die Datierung der Mumienporträts. Von Heinrich Drerup. Mit 31 Abbildungen auf 20 Tafeln. 1933. 66 Seiten, DM 14,-.

2. Heft: Der Humanismus in seiner Geschichte, seinen Kulturwerten und seiner Vorbereitung im Unterrichtswesen der Griechen. Von Heinrich Drerup. 1935. 164 Seiten, DM 24,-.

3. Heft: Studien zur offiziellen Geltung des Kaiserbildes im römischen Reiche. Von Helmut Krause. 1934. 116 Seiten, DM 16,- (vergriffen).

XX. Band

1. Heft: Victorverehrung im christlichen Altertum. Von Felix Rütten. 1936. 182 Seiten, DM 32,-.
2. Heft: Appians Darstellung des zweiten Punischen Krieges. Von Alfred Klotz. 1939. 120 Seiten, DM 16,-.
3. Heft: Altsinaitische Forschungen. Von Hubert Grimme. 1937. 177 Seiten, DM 32,-.

XXI. Band

1. Heft: Die Imago clipeata. Von J. Bolten. 1937. 131 Seiten, DM 24,-.
2. Heft: Die Chester Beatty-Papyri zum Pentateuch. Untersuchungen zur älteren Überlieferungsgeschichte der Septuaginta. Von Arthur Allgeier. 1938. 142 Seiten, DM 24,-.
3. Heft: Der Peripatos über das Greisenalter. Von Adolf Dyroff. 1939. 137 Seiten, DM 24,-.

XXII. Band

- 1./2. Heft: Studien zu den Ethiken des Corpus Aristotelicum. Von E. J. Schächer. 1940. XII, 96 und 126 Seiten, DM 40,-.
3. Heft: Die Psalmen der Vulgata. Ihre Eigenart, sprachliche Grundlage und geschichtliche Stellung. Von Arthur Allgeier. 1940. 314 Seiten, DM 48,-.

Ergänzungsbände

I. Ergänzungsband

Sumerisch-babylonische Hymnen und Gebete an Samas. Von Anastasius Schollmeyer. 1912. VIII und 140 Seiten, DM 24,-.

II. Ergänzungsband

Das Priester- und Beamtentum der altbabylonischen Kontrakte. Mit einer Zusammenstellung sämtlicher Kontrakte der I. Dynastie von Babylon in Regestenform. Von Ernst Lindl. 1913. X und 514 Seiten, DM 80,-.

III. Ergänzungsband

Die allgemeine Kirchenordnung, frühchristliche Liturgien und kirchliche Überlieferung.

1. Teil: Die allgemeine Kirchenordnung des zweiten Jahrhunderts. Von Theodor Schermann. 1914. VIII und 136 Seiten.
2. Teil: Frühchristliche Liturgien. 1915. X und 437 Seiten.
3. Teil: Die kirchliche Überlieferung des zweiten Jahrhunderts. 1916. VIII und 175 Seiten. Zusammen DM 120,-.

IV. Ergänzungsband

Das alexandrinische Akzentuationssystem. Unter Zugrundelegung der theoretischen Lehren der Grammatiker und mit Heranziehung der praktischen Verwendung in den Papyri. Von Bernhard Laum. Mit drei Tafeln. 1929. 540 Seiten, DM 88,-.

V. Ergänzungsband

Blut, Leben und Seele. Ihr Verhältnis nach der Auffassung der griechischen und hellenischen Antike der Bibel und der alten alexandrinischen Theologen. Eine Vorarbeit zur Religionsgeschichte des Opfers. Von Franz Rüsche. 1930. 471 Seiten, DM 72,-.

VI. Ergänzungsband

Die Schulaussprache des Griechischen von der Renaissance bis zur Gegenwart. Erster Teil: Vom XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Von Engelbert Drerup. 1930. VIII und 488 Seiten, DM 80,-.

VII. Ergänzungsband

Zweiter Teil: Vom XVIII. Jahrhundert bis heute. 1932. VIII und 563 Seiten, DM 88,-.

(Ergänzungsband VI und VII werden zusammen abgegeben.)

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Spanische Forschungen

1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit Quintin Aldea, Theo Berchem, Hans Flasche, Hans Juretschke und José Vives †, herausgegeben von Odilo Engels.

- 9. Band 1954, in Leinen DM 24,-, kartoniert DM 22,-.
- 10. Band 1955, in Leinen DM 28,-, kartoniert DM 26,-.
- 11. Band 1955, in Leinen DM 22,-, kartoniert DM 20,-.
- 12. Band 1956, in Leinen DM 25,-, kartoniert DM 23,-.
- 13. Band 1958, in Leinen DM 32,-, kartoniert DM 30,-.
- 14. Band 1959, in Leinen DM 26,-, kartoniert DM 24,-.
- 15. Band 1960, in Leinen DM 30,-, kartoniert DM 27,-.
- 16. Band 1960, in Leinen DM 28,-, kartoniert DM 26,-.
- 17. Band 1961, in Leinen DM 24,-, kartoniert DM 21,-.
- 18. Band 1961, in Leinen DM 34,-, kartoniert DM 32,-.
- 19. Band 1962, in Leinen DM 32,-, kartoniert DM 30,-.
- 20. Band 1962, in Leinen DM 32,-, kartoniert DM 30,-.
- 21. Band 1963, in Leinen DM 48,-, kartoniert DM 45,-.
- 22. Band 1965, in Leinen DM 53,-, kartoniert DM 50,-.
- 23. Band 1967, in Leinen DM 54,-, kartoniert DM 52,-.
- 24. Band 1968, in Leinen DM 72,-, kartoniert DM 68,-.
- 25. Band 1970, in Leinen DM 60,-, kartoniert DM 58,-.

26. Band 1971, in Leinen DM 70,-, kartoniert DM 64,-.
27. Band 1973, in Leinen DM 84,-.
28. Band 1975, in Leinen DM 94,-.
29. Band 1978, in Leinen DM 148,-.
30. Band 1979, im Satz.

2. Reihe: Monographien.

6. Band 1957, Spanische Versdichtung des Mittelalters im Lichte der spanischen Kritik der Aufklärung und Vorromantik, von Heinrich Bihler, in Leinen DM 24,-, kartoniert DM 22,-.

7. Band 1958, Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik, von Werner Brüggemann, in Leinen DM 34,-, kartoniert DM 32,-.

8. Band 1964, Spanisches Theater und deutsche Romantik, Band 1, von Werner Brüggemann, in Leinen DM 45,-, kartoniert DM 42,-.

9. Band nicht erschienen.

10. Band 1962, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamtsfeier, besonders in Spanien. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, von Gerhard Matern, in Leinen DM 52,-, kartoniert DM 50,-.

11. Band 1967, Die theologische Wissenschaftslehre des Juan de Perlin SJ (1569–1638), von Johannes Stöhr, in Leinen DM 76,-, kartoniert DM 72,-.

12. Band 1968, Heine im spanischen Sprachgebiet, von Claude R. Owen, in Leinen DM 70,-, kartoniert DM 67,-.

13. Band 1968, Zur Weltanschauung, Ästhetik und Poetik des Neoklassizismus und der Romantik in Spanien, von Wolfram Krömer, in Leinen DM 49,-, kartoniert DM 45,-.

14. Band 1970, Schutzgedanke und Landesherrschaft im östlichen Pyrenäenraum (9.–13. Jahrhundert) von Odilo Engels, in Leinen DM 68,-, kartoniert DM 64,-.

15. Band 1972, Die Kupferstiche zur Psalmodia Eucaristica des Melchor Prieto von 1622, von Ewald M. Vetter, in Leinen DM 120,-.

16. Band 1972, Die philosophischen Notionen bei dem spanischen Philosophen Angel Amor Ruibal (1869–1930), von José Luis Rojo Seijas, in Leinen DM 42,-.

17. Band 1979, Personengeschichtliche Studien zum Westgotenreich in Spanien, von Gerd Kampers, in Leinen DM 68,-.

18. Band 1980, Bedürftigkeit, Armut, Not. Studien zur spätmittelalterlichen Sozialgeschichte Barcelonas, von Uta Lindgren, in Leinen DM 120,-.

19. Band 1980, Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas, von Horst Pietschmann, in Leinen DM 68,-.

20. Band 1980, Zur Frühgeschichte des Gnadenstreites, von Johannes Stöhr, in Leinen DM 45,-.

(Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bezug im Abonnement.)

Verlag Aschendorff, Münster

Festschrift für Johannes Vincke. Herausgegeben von Consejo Superior de Investigaciones Científicas und der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft.
Blass, S. A. Tipografica, Nùñez de Balboa, 27, Madrid

Portugiesische Forschungen

Herausgegeben von Hans Flasche.

Erste Reihe: Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte.

1. Band 1960, VIII u. 334 S., 5 Taf. mit 7 Abb., kart. DM 36,-, Leinen DM 38,-.
2. Band 1961, VI u. 297 S., 1 Karte, kart. DM 44,-, Leinen DM 46,-.
3. Band 1962/1963, VI u. 262 S., kart. DM 38,-, Leinen DM 40,-.
4. Band 1964, VI u. 272 S., 9 Taf. mit 17 Abb., kart. DM 54,-, Leinen DM 58,-.
5. Band 1965, VI u. 299 S., kart. DM 57,-, Leinen DM 60,-.
6. Band 1966, 290 S., kart. DM 54,-, Leinen DM 58,-.
7. Band 1967, VI u. 450 S., kart. DM 90,-, Leinen DM 94,-.
8. Band 1968, VI u. 274 S., 5 Taf. mit 8 Abb., kart. DM 60,-, Leinen DM 64,-.
9. Band 1969, VI u. 273 S., Leinen DM 64,-.
10. Band 1970, VIII u. 336 S., Leinen DM 85,-.
11. Band 1971, VI u. 296 S., 20 Abb., Leinen DM 85,-.
12. Band 1972/1973, IV und 287 S., Leinen DM 80,-.
13. Band 1974/1975, IV u. 332 S., 1 Taf., Leinen DM 90,-.
14. Band 1976/1977, IV u. 315 S., Leinen DM 98,-.
15. Band 1978, VI u. 294 S., Leinen DM 78,-.
16. Band 1980, VI u. 345 S., Leinen DM 98,-.

Zweite Reihe: Monographien.

1. Band: Christine de Pisan „Buch von den Drei Tugenden“ in portugiesischer Übersetzung. Von Dorothee Carstens-Grokenberger. 1961, VIII u. 159 S., 1 Tafel, kart. DM 31,80, Leinen DM 34,80.
2. Band: Petro Luis SJ (1538–1602) und sein Verständnis der Kontingenz, Praescienz und Praedestination. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Molinismus. Von Klaus Reinhardt. 1965, XXXI u. 256 S., kart. DM 44,-, Leinen DM 48,-.
3. Band: The Cancionero „Manuel de Faria“. A Critical edition with introduction and notes by Edward Glaser, 1968, VI u. 283 S., kart. DM 50,-, Leinen DM 53,-.
4. Band: The Fortuna of Manuel de Faria e Sousa. An Autobiography, Introduction, Edition and Notes. By Edward Glaser. 1975, VIII u. 413 S., Leinen DM 108,-.
5. Band: Stile der Portugiesischen Lyrik im 20. Jahrhundert. Von Winfried Kreuzer. 1980, VIII u. 256 S., Leinen DM 84,-.

Dritte Reihe: Vieira-Texte und Vieira-Studien.

1. Band: Die Antoniuspredigt António Vieiras an die portugiesischen Generalstände von 1642. Kritischer Text und Kommentar von Rolf Nagel. 1972, XII und 142 S., Leinen DM 34,-.
2. Band: António Vieiras Pestpredigt. Kritischer Text und Kommentar von Heinz-Willi Wittschier. 1973, VIII und 176 S., Leinen DM 48,-.
3. Band: António Vieira: História do futuro (Livro Antepimeiro). Edição crítica, prefaciada e commentada por José von den Besselaar. – Volume 1: Bibliografia, Introdução e Texto. 1976, XL und 282 S. Volume 2: Commentario. 1976, IV und 264 S. Beide Bände zusammen DM 180,-.

4. Band: Die Negation im Werk von Padre António Vieira. Von Jürgen Burgarth. 1977, VI, 226 S., Leinen DM 56,-.

5. Band: António Vieiras Predigt über „Mariä Heimsuchung“. (Sermão da Visitação de Nossa Senhora 1640.) Kritischer Text und Kommentar von Radegundis Leopold. 1977, VIII u. 128 S., Leinen DM 38,-.

6. Band: António Vieiras Rochuspredigt aus dem Restaurationskriegsjahr 1642. Kritischer Text und Kommentar von Rüdiger Hoffmann. – Im Druck.

(Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bezug im Abonnement.)

Verlag Aschendorff, Münster

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Kunisch.

Neue Folge

- Band 1 (1960), VIII/291 Seiten, DM 48,-, für Mitglieder DM 40,80.
Band 2 (1961), VI/291 Seiten, DM 48,-, für Mitglieder DM 40,80.
Band 3 (1962), VI/413 Seiten, DM 54,-, für Mitglieder DM 45,90.
Band 4 (1963), VI/330 Seiten, DM 48,-, für Mitglieder DM 40,80.
Band 5 (1964), VI/507 Seiten, DM 72,-, für Mitglieder DM 61,20.
Band 6 (1965), VI/340 Seiten, DM 59,-, für Mitglieder DM 50,15.
Band 7 (1966), VI/337 Seiten, DM 59,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 8 (1967), VI/388 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 9 (1968), VI/417 Seiten, DM 76,-, für Mitglieder DM 64,60.
Band 10 (1969), VI/438 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 11 (1970), VI/452 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 12 (1971), VI/403 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Sprache und Bekenntnis.

Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs

Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971

Hg. v. Wolfgang Frühwald und Günter Niggel

VII, 324 S. und 12 Abb., 1971, DM 78,-, Mitgliederpreis DM 66,30.

- Band 13 (1972), VI/384 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 14 (1973), VI/479 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 15 (1974), VI/308 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 16 (1975), V/287 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 17 (1976), VIII/411 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 18 (1977), VI/406 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.
Band 19 (1978), VI/413 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Hermann Kunisch und Franz Link

Band 20 (1979), 387 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Theodor Berchem, Hermann Kunisch und Franz Link

Band 21 (1980), 450 Seiten, DM 98,-, für Mitglieder DM 83,30.

Band 22 (1981) erscheint voraussichtlich im Sommer 1981. Preis ca. DM 98,-.

Die neue Folge setzt die Tradition des von Günther Müller 1926 begründeten Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs, das 1939 sein Erscheinen einstellen mußte, fort. Das Literaturwissenschaftliche Jahrbuch ist dem ganzen Kreis literarischen Schaffens gewidmet, vornehmlich der deutschen mittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur, wobei namentlich für das Mittelalter auch das geistliche Schrifttum deutscher und lateinischer Sprache einzubeziehen ist. Darüber hinaus werden die anderen europäischen Literaturen und deren Wechselbeziehungen zur deutschen Beachtung finden wie auch die antike Dichtung, soweit sie Verbindungen mit der deutschen hat oder allgemeinere Aufschlüsse gibt.

Verlag Duncker & Humblot, Berlin

Oriens Christianus

Hefte für die Kunde des christlichen Orients. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hieronymus Engberding und Joseph Molitor, ab Band 49 unter Mitwirkung von Julius Aßfalg herausgegeben von Joseph Molitor, ab Band 63 unter Mitwirkung von Hubert Kaufhold herausgegeben von Julius Aßfalg. Band 37–41 (1953–1957) vergriffen. Band 42 (1958) – 47 (1963) je DM 64,-. Band 48 (1964), XII, 318 Seiten und 13 Tafeln, DM 78,-. Band 49 (1965) – Band 56 (1972) je DM 64,-. Band 57 (1973), VIII, 212 Seiten und 4 Tafeln, DM 46,-. Band 58 (1974), VIII, 223 Seiten und 8 Tafeln, DM 50,-. Band 59 (1975), VIII, 219 Seiten und 8 Tafeln, DM 68,-. Band 60 (1976), VIII, 232 Seiten, DM 72,-. Band 61 (1977), X, 180 Seiten und 5 Tafeln, DM 68,-. Band 62 (1978), XIII, 241 Seiten und 21 Tafeln, DM 80,-. Band 63 (1979), X, 240 Seiten und 17 Tafeln, DM 80,-. Band 64 (1980), X, 239 Seiten, DM 80,-. Band 65 (1981), ca 230 Seiten, ca. DM 80,-.

Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Nachdruck Oriens Christianus

Neue Serie, Bände 1–14 (Leipzig 1911–1925)

Gesamtausgabe, broschiert, DM 720,-, Leinen, DM 880,-.

Bände 1–6, broschiert, je DM 84,-.

Bände 7/8–10/11, broschiert, je DM 52,-.

Band 12/14, broschiert, DM 72,-.

Johnson Reprint, New York

Staatslexikon

Recht – Wirtschaft – Gesellschaft. Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. Acht Bände und drei Ergänzungsbände. Sechste, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

- Band I, 1957, XII und 624 Seiten.
 Band II, 1958, VIII und 616 Seiten.
 Band III, 1959, VIII und 616 Seiten.
 Band IV, 1959, VIII und 624 Seiten.
 Band V, 1960, VIII und 624 Seiten.
 Band VI, 1961, VIII und 626 Seiten.
 Band VII, 1962, VIII und 608 Seiten.
 Band VIII, 1963, VIII 570 Seiten und 62 Seiten Register.
 Band IX, 1969, X und 492 Seiten.
 Band X, 1970, VIII und 484 Seiten.
 Band XI, 1970, VIII 418 Seiten und 46 Seiten Register.

Verlag Herder, Freiburg

Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft

Herausgegeben von Alexander Hollerbach, Hans Maier, Paul Mikat (früher: Görres-Gesellschaft, Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft).

Neue Folge

1./2. Heft

Gegenwartsprobleme des Rechts. Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp. 1950, 240 Seiten, kart. DM 14,50.

3. Heft

Historische Ansätze für die europäische Privatrechtsangleichung. Von Johannes Herrmann. – Vereinheitlichung des europäischen Rechts. Von George van Hecke. 1963, 31. Seiten, kart. DM 2,80.

4. Heft

Gedanken zur Strafrechtsreform. Von Ernst Heinitz, Thomas Würtenberger und Karl Peters. 1965, 56 Seiten, kart. DM 4,80.

5. Heft

Beiträge zum Richterrecht. Von Walther J. Habscheid und Wilhelm Pötter. 1968, 54 Seiten, kart. DM 4,80.

6. Heft

Möglichkeiten und Grenzen einer Leitbildfunktion des bürgerlichen Ehescheidungsrechts. Von Paul Mikat. 1969, 31 Seiten, kart. DM 2,80.

7. Heft

Zivilrechtliche Aspekte der Rechtsstellung des Toten unter besonderer Berücksichtigung der Transplantationen. Von Hans-Wolfgang Strätz. 1971, 66 Seiten, kart. DM 5,40.

8. Heft

Christlicher Friede und Weltfriede. Geschichtliche Entwicklung und Gegenwartsprobleme. Herausgegeben von Alexander Hollerbach und Hans Maier. Mit Beiträgen von Manfred Abelein, Ernst-Otto Czempel, Hans Maier, Wilfried Schumann und Swidbert Schnippenkötter. 1971, 417 Seiten, kart. DM 12,-.

9. Heft

Aktuelle Fragen des Arbeitsrechts. Von Bernd Rühlers und Theodor Tomandl. 1972, 46 Seiten, kart. DM 4,80.

10. Heft

Deutsches und österreichisches Staatskirchenrecht in der Diskussion. Von Inge Gampl und Christoph Link. 1973, 56 Seiten, kart. DM 5,40.

11. Heft

Zur Kritik der Politischen Theologie. Von Gustav E. Kafka und Ulrich Matz. 1973, 46 Seiten, kart. DM 4,80.

12. Heft

Leben und Werk des Reichsfreiherrn Johann Adam von Ickstatt (1702–1776). Ein Beitrag zur Staatsrechtslehre der Aufklärungszeit. Von Fritz Kreh. 1974, XXIV u. 327 Seiten, kart. DM 44,-.

13. Heft

Zur Reform des § 218 StGB. Von Hermann Hepp und Rudolf Schmitt. 1974, 35 Seiten, kart. DM 4,-.

14. Heft

Beiträge zur Familienrechtsreform. Von Helmut Engler und Dieter Schwab. 1974, 58 Seiten, kart. DM 5,40.

15. Heft

Treu und Glauben. Teil I: Beiträge und Materialien zur Entwicklung von „Treu und Glauben“ in deutschen Privatrechtsquellen vom 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Von Hans Wolfgang Strätz. 1974, 328 Seiten, kart. DM 34,-.

16. Heft

Die Entwicklung einzelner Prozeßmaximen seit der Reichszivilprozeßordnung von 1877. Von Jürgen Damrau. 1975, 633 Seiten, kart. DM 68,-.

17. Heft

Zur Problematik der Einführung einer Familiengerichtsbarkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen. 1975, 60 Seiten, kart. DM 8,40.

18. Heft

Die Schulaufsicht im Reformwerk des Johann Ignaz von Felbiger. Schule, Kirche und Staat in Recht und Praxis des aufgeklärten Absolutismus. Von Josef Stanzel. 1976, 427 Seiten, kart. DM 48,-.

19. Heft

Unfallprophylaxe durch Strafen und Geldbußen? Vorschläge zu einer Neugestaltung des Sanktionensystems im Bereich des Verkehrsrechts. Von Peter Cramer. 1975, 189 Seiten, kart. DM 19,80.

20. Heft

Revolution – Demokratie – Kirche. Von Winfried Becker, Hans Maier und Manfred Spieker. 1975, 72 Seiten, kart. DM 12.–.

21. Heft

Das Vaterschaftsanerkennnis im Islamrecht und seine Bedeutung für das deutsche internationale Privatrecht. Von Christian Kohler. Mit einem Vorwort von Wilhelm Wengler. 1976, 242 Seiten, kart. DM 28.–.

22. Heft

Kindesschutz als Rechtsschutz und elterliches Sorgerecht. Von Manfred Hinz. 1975, 79 Seiten, kart. DM 9,20.

23. Heft

Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts. Von Diethelm Klippel. 1976, 244 Seiten, kart. DM 34.–.

24. Heft

Verfassungsprobleme des Hochschulwesens. Von Ulrich Karpen und Franz-Ludwig Knemeyer. 1976, 92 Seiten, kart. DM 10,80.

25. Heft

Zur Problematik multinationaler Unternehmen. Von Rolf Birk und Hans Tietmeyer. 1976, 60 Seiten, kart. DM 7,80.

26. Heft (in Herstellung)

Rechtsprobleme in den Freilassungen der Bötier, Dorer, Phoker, Ost- und Westlokrer. Von Karl-Dieter Albrecht. 1978, 350 Seiten, kart. ca. DM 44.–.

27. Heft

Ehe, Familie und Erwerbsleben. Von Dieter Giesen. 1977, 80 Seiten, kart. DM 9,80.

28. Heft

Die erste gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Von Albin Nees. 1978, 282 Seiten, kart. DM 36.–.

29. Heft

Gestalten und Probleme katholischer Rechts- und Soziallehre. Von Clemens Bauer, Alexander Hollerbach und Adolf Laufs. 1977, 90 Seiten, kart. DM 11,80.

30. Heft

Exilium. Untersuchungen zur Verbannung in der Antike. Von Ernst Ludwig Grasmück. 1978, 167 Seiten, kart. DM 23.–.

31. Heft

Pax et Imperium. Spaniens Kampf um seine Friedensordnung in Europa zwischen 1617 und 1635. Von Eberhard Straub. 1980, 490 Seiten, kart. DM 44.–.

32. Heft

Kindesmißhandlung? Zur Kinder- und Familienfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen, unter Mitwirkung von Dr. Freiherr v. Maltzan, Facharzt f. Kinderheilkunde in Berlin. 1979. 138 Seiten, kart. DM 19,80.

33. Heft

Die Zeugnisverweigerungsrechte im geltenden und künftigen Strafverfahrensrecht. Von Rudolf Rengier. 1980, XLVIII und 360 Seiten, kart. DM 44,-.

34. Heft

Beiträge zur Rechtsgeschichte. Gedächtnisschrift für Hermann Conrad. Von Gerd Kleinheyer und Paul Mikat. 1979, 634 S., kart. DM 64,-.

35. Heft (in Vorbereitung)

Recht und Staat bei Friedrich Julius Stahl. Von Christian Wiegand, ca. 330 Seiten, kart. ca. DM 34,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

3. Heft

Die sozialen Rundschreiben Leos XIII. und Pius XI. Text und deutsche Übersetzung samt systematischen Inhaltsübersichten und einheitlichem Sachregister im Auftrag der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft herausgegeben von Gustav Gundlach. 1961, XVI und 183 Seiten, kart. DM 14,-. vergriffen

7. Heft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsrechtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee. Von Wilhelm Schwer. Mit Vor- und Nachwort, herausgegeben von Nikolaus Monzel. 1952, unveränderter Nachdruck 1970. 99 Seiten, kart. DM 8,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft

in Verbindung mit

Martin Albrow, Cardiff; Karl Martin Bolte, München; Lothar Bossle, Würzburg; Walter L. Bühl, München; Lars Clausen, Kiel; Roland Eckert, Trier; Friedrich Fürstenberg, Linz a. d. D.; Dieter Giesen, Berlin; Alois Hahn, Trier; Werner Kaltefleiter, Kiel; Franz-Xaver Kaufmann, Bielefeld; Janpeter Kob, Hamburg; Henrik Kreutz, Wien; Heinz Laufer, München; Wolfgang Lipp, Würzburg; Thomas Luckmann, Konstanz; Kurt Lüscher, Konstanz; Rainer Mackensen, Berlin; Georg Mantzaridis, Thessaloniki; Norbert Martin, Koblenz; Julius Morel, Innsbruck; Peter Paul Müller-Schmid, Fribourg; Elisabeth Noelle-Neumann, Mainz; Helge Proß, Siegen; Horst Reimann, Augsburg; Walter Rüegg, Bern; Johannes Schasching, Rom; Erwin K. Scheuch, Köln; Gerhard Schmidtchen, Zürich; Franz-Martin Schmölz, Salzburg; Helmut Schoeck, Mainz; Dieter Schwab, Regensburg; Hans-Peter Schwarz, Köln; Mario Signore, Lelle; Josef Solár, Brno; Friedrich H. Tenbruck, Tübingen; Paul Trappe, Basel; Laszlo Vaskovics, Bamberg; Anton C. Zijderveld, Tilburg; Valentin Zsifkovits, Graz;

herausgegeben von Horst Jürgen Helle, München; Johann Siebert van Hessen, Utrecht; Wolfgang Jäger, Freiburg i. Br.; Nikolaus Lobkowicz, München.

Band 1

Interaktion und Institution. Zur Theorie der Institution und der Institutionalisierung aus der Perspektive einer verstehend interaktionistischen Soziologie, von Dr. Ephrem Else Lau, 276 S., 1978. DM 68,-.

Band 2

Jugendalkoholismus. Eine familiensoziologische Untersuchung zur Genese der Alkoholabhängigkeit männlicher Jugendlicher, von Dr. Franz Stimmer, 192 S., 1978. DM 52,-.

Band 3

Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie. Möglichkeiten der soziologischen Analyse religiöser Gruppen. Von Dr. Günter Schmelzer. 221 S., 1979. DM 59,-.

Band 4

Situation. Konzepte und Typologien zur sozialen Situation und ihre Integration in den Bezugsrahmen von Rolle und Person. Von Dr. Hans Peter Buba. 231 S., 1980. DM 44,-.

Band 5

Soziologie und Symbol. Verstehende Theorie der Werte in Kultur und Gesellschaft. Von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. 172 S., 1980. DM 48,-.

Band 6

Die Religionssoziologie Max Webers. Eine Darstellung ihrer Entwicklung. Von Dr. Gottfried Küenzlen. XII, 140 S., 1981. DM 39,-.

Band 7

Familie und Beruf in Japan. Zur Identitätsbildung in einer asiatischen Industriegesellschaft. Von Dr. Gerd Reinhold. 187 S., 1981. DM 48,-.

Band 8

Soziologie des Christentums. Von Prof. Dr. Georg J. Mantzaridis. Erscheint voraussichtlich Sommer 1981.

Verlag Duncker & Humblot, Berlin

Civitas

Jahrbuch für Sozialwissenschaften, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Dr. Bernhard Vogel (Mainz) und S. E. Josef Höffner (Köln), Alexander Hollerbach (Freiburg/Br.), Hans Maier (München), Paul Mikat (Bochum), J. Heinz Müller (Freiburg/Br.), Hermann-Josef Wallraff (Frankfurt), Hans Zwiefelhofer (München). I. Band 1962, II. Band 1963, vergriffen, III. Band 1964, IV. Band 1965, V. Band 1966, VI. Band 1967, VII. Band 1968, VIII. Band 1969, IX. Band 1970, vergriffen,

X. Band 1971, XI. Band 1972, XII. Band 1973, XIII. Band 1974, XIV. Band 1976, XV. Band 1977, XVI. Band 1979. Schriftleitung: Peter Molt, Paul Becher, Dieter Grimm, Peter Haungs. Je 220–316 Seiten, Ganzleinen DM 27,- bis DM 58,-.

Matthias Grünewald Verlag, Bischofsplatz 6, 6500 Mainz.

Jahrbuch für Volkskunde

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Wolfgang Brückner, Würzburg, und Nikolaus Grass, Innsbruck.

Neue Folge

Band 1, 1978; Band 2, 1979; Band 3, 1980

Inhalt Band 3, 1980:

Kontextstudien: Form und Struktur – Funktion und Intentionalität

Nils-Arvid Bringéus: Interpretationsmodelle volkstümlicher Malerei in Schweden. Eine Fallstudie: Die alten Weiber auf dem Glasberge 1819.

Leopold Schmidt: Der Hochmut des zu hohen Hutes. Eine Teufelssage bei Karl Heinrich Waggerl.

Dietz-Rüdiger Moser: Theorie- und Methodenprobleme der Märchenforschung. Zugleich der Versuch einer Definition des „Märchens“.

Wassilia von Hinten: Wundererzählungen als Exempel bei dem Jesuiten C. G. Rosignoli.

Wolfgang Beck: Protestantischer Exempelgebrauch am Beispiel der Erbauungsbücher Johann Jacob Othos. Versuch einer methodischen Anleitung.

Bruderschaften (Sektionsreferate in Salzburg 1979)

Ludwig Remling: Bruderschaften als Forschungsgegenstand.

Ludwig Baron Döry: Bruderschaftsmedaillen. Ein Problemaufriß.

Edgar Krausen: Die Bruderschaftsbriefe der Sammlung Dr. Anton Roth.

Thomas Finkenstaedt und Josef Krettner: Die Bruderschaft zum gezeißelten Heiland in der Wies.

Forschungs- und Literaturberichte

Robert Pichl: Zur Dokumentation der deutschsprachigen katholischen Predigtliteratur vom späten 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert. Probleme ihrer Durchführung und wissenschaftlichen Auswertbarkeit.

Christoph Daxelmüller: Bibliographie barocker Dissertationen zu Aberglaube und Brauch. Teil I.

Das Jahrbuch erscheint jährlich einmal im Umfang von 240 Seiten am 1. Oktober. Es kann bestellt werden:

In der Bundesrepublik Deutschland: Echter Verlag, Postfach 5560, 8700 Würzburg 1, Bezugspreis DM 32,-.

In Österreich: Verlagsanstalt Tyrolia, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, Bezugspreis öS 230,-.

In der Schweiz: Universitätsverlag, Perolles 36, CH-1700 Fribourg, Bezugspreis SFr 32,-.

Im übrigen Ausland: Durch jede Buchhandlung zum DM-Preis.

Mitglieder der Görres-Gesellschaft erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

Veröffentlichungen des Instituts für interdisziplinäre Forschung (Naturwissenschaft – Philosophie – Theologie):

Reihe „Grenzfragen“

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.

Band 1:

Führt ein Weg zu Gott? Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1972. 336 Seiten. Kart. DM 38,- (ISBN 3-495-47250-9). Beiträge von N. A. Luyten, J. Meurers, B. Thum, D. Dubarle, H. Dolch, H. Doms.

Band 2:

Krise im heutigen Denken? Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1972. 278 Seiten. Kart. DM 34,- (ISBN 3-495-47254-1). Beiträge von G. Cottier, B. Thum, H. Staudinger, M. Steiner, A. R. Sigmond, J. Lortz.

Band 3:

Weltgestaltung als Herausforderung. Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1973. 324 Seiten. Kart. DM 38,- (ISBN 3-495-47276-2). Beiträge von N. A. Luyten, B. Thum, P. Koessler, H. M. Th. Rauen, P. Christian, D. Dubarle, H. Dolch.

Band 4:

Fortschritt im heutigen Denken? Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1974. 340 Seiten. Kart. DM 38,- (ISBN 3-495-47298-3). Beiträge von B. Thum, J. Arens, K. J. Narr, W. J. Revers, G. Cottier, H. Dolch, N. A. Luyten.

Band 5:

Zufall, Freiheit, Vorsehung. Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1975. 398 Seiten mit 32 Abbildungen und Tabellen. Kart. DM 47,- (ISBN 3-394-47323-8). Beiträge von B. Thum, N. A. Luyten, A. Meessen, A. W. v. Eiff, W. Wickler, L. Scheffczyk.

Band 6:

Wissenschaft und gesellschaftliche Verantwortung. Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1977. 360 Seiten. Kart. DM 47,- (ISBN 3-495-47367-X).

Band 7:

Aspekte der Hominisation. Auf dem Wege zum Menschsein. Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1978. 158 Seiten. Kart. 28,- DM (ISBN 3-495-47396-3).

Band 8:

Aspekte der Personalisation. Auf dem Wege zum Personsein. Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1979. 256 Seiten. Kart. DM 39,- (ISBN 3-495-47413-7).

Band 9:

Tod – Preis des Lebens? Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1980. 248 Seiten. Kart. DM 39,- (ISBN 3-495-47433-1).

Inhalt: Norbert A. Luyten (Fribourg), Vorwort – Maximilian Steiner (Bonn), Der Tod als biologisches Problem – M. Jozef Heuts (Löwen), Genetik des Todes – Edouard Boné (Louvain-la-Neuve), Das Aussterben biologischer Gruppen: Tatsachen und Hypothesen – Norbert A. Luyten (Fribourg), Der Mensch als wesentlich sterbliches Wesen in philosophischer Sicht – Leo Scheffczyk (München), Das biblisch-christliche Verständnis des Zusammenhangs von Sünde und Tod – Raphael Schulte (Wien), Über die Endherrlichkeit als endgültigen Sieg über den Tod – Die an die Referate anschließenden Diskussionen – Personenregister.

Band 10:

Tod – Ende oder Vollendung? Hrsg. v. Norbert A. Luyten. 1980. 344 Seiten. Kart. DM 54,- (ISBN 3-495-47442-0).

Inhalt: Norbert A. Luyten (Fribourg), Vorwort – Alfred Schieb (Köln), Welchen Preis fordert die Technik vom Menschen? Gedanken eines Ingenieurs über Leben und Tod – Hans Michael Baumgartner (Gießen), Die Unzerstörbarkeit der Seele. Platons Argumente wider den endgültigen Tod des Menschen im Dialog „Phaidon“ – Georges Cottier (Genf), Die Todesproblematik bei einigen Existenzialphilosophen – Norbert A. Luyten (Fribourg), Todesverständnis und Menschenverständnis. Zum Todesverständnis von K. Rahner und L. Boros – Heimo Dolch (Bonn), Fides sacrificium intellectus? Erfordert der Glaube die Aufgabe des Intellekts? – Leo Scheffczyk (München), Die Überwindung von Sünde und Tod in der Auferstehung Jesu Christi – Raphael Schulte (Wien), Die Sakramente als Ermöglichung der Teilnahme am Sterben und neuen Leben Jesu Christi – Die an die Referate anschließenden Diskussionen – Personenregister.

Vorläufer der Reihe „Grenzfragen“ ist die

Reihe „Naturwissenschaft und Theologie“

Verlag Max Hueber, München

Heft 1

Vorträge zur Eröffnung des Instituts der Görres-Gesellschaft. Beiträge von J. Kälin, M. Schmaus und F. J. Buytendijk. 57 Seiten, kartoniert DM 2,80.

Heft 2

Die biologische Evolution. Beiträge von J. Peitzmeier, M. J. Heuts, J. Kälin, S. Alcobé, F. M. Bergounioux, H. Dolch, N. Luyten, 172 Seiten, kartoniert DM 9,80.

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.

Heft 3

Die evolutive Deutung der menschlichen Leiblichkeit. Vergriffen.

Heft 4

Geist und Leib in der menschlichen Existenz. Vorträge und Diskussionen. Vergriffen.

Heft 5

Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von J. Meurers, M. J. Heuts, J. Piveteau, H. Dolch, B. Thum, N. A. Luyten, H. Doms. 216 Seiten, kart. DM 29,- (ISBN 3-495-44072-0).

Heft 6

Die Problematik von Raum und Zeit. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von G. Ludwig, J. Meurers, W. Büchel, N. Luyten, B. Thum, H. Volk. 224 Seiten, Großoktav DM 29,- (ISBN 3-495-47116-2).

Heft 7

Materie und Leben. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von St. Goldschmidt, J. Piveteau, J. Haas, F. Mainx, J. Kälin, P. Christian, D. Dubarle, M. Schmaus. 288 Seiten, Großoktav DM 32,- (ISBN 3-495-47141-3).

Heft 8

Struktur und Dynamik der Materie. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von G. Ludwig, W. Büchel, J. Meurers, N. A. Luyten, P. Christian, B. Thum, M. Schmaus. 208 Seiten, Großoktav DM 29,- (ISBN 3-495-47150-2).

Heft 9

Mensch und Technik. Beiträge von P. Koeßler, F. Moeller, D. Dubarle, B. Thum, J. H. Walgrave, N. A. Luyten. 158 Seiten, DM 25,- (ISBN 3-495-47158-8).

Heft 10

Teilhard de Chardin und das Problem des Weltbilddenkens. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von J. Piveteau, J. Meurers, W. Keilbach, G. Vandebroek, N. A. Luyten, H. Dolch, K. Rahner. 202 Seiten, Großoktav, kart. DM 29,- (ISBN 3-495-47163-4).

Heft 11

Umwelt, Erbgut und menschliche Persönlichkeit. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von H. M. Rauen, F. Büchern, H. Schipperges, J. J. Lopez-Ibor, J. Rudin, W. van der Marck. 210 Seiten, Großoktav DM 29,- (ISBN 3-495-47185-5).

Heft 12

Weisen der Zeitlichkeit. Vorträge und Diskussionen. Beiträge von G. Ludwig, W. Büchel, M. J. Heuts, P. Christian, J. Meurers, B. Thum, J. Lotz, K. Rahner. 246 Seiten, Großoktav DM 32,- (ISBN 3-495-47199-5).

Joseph Görres, Gesammelte Schriften

Band 4

Geistesgeschichtliche und literarische Schriften, 1808 bis 1817. Herausgegeben von Leo Just. 1955. 336 Seiten. Vergriffen. Band 15. Schriften der Münchener Zeit von 1826 bis 1837, herausgegeben von Ernst Deuerlein. 610 Seiten und 6 Bildtafeln. Vergriffen.

J. P. Bachem Verlag, Köln

Die Görres-Gesellschaft 1876–1941

Grundlegung – Chronik – Leistungen. Von Wilhelm Spael. 1975, 84 Seiten, kart. DM 5,20.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft 1876–1976

Von Hans Elmar Onnau. 1980. 281 Seiten, kart. DM 26,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Vierteljahresschrift für Wissenschaftliche Pädagogik

in Verbindung mit dem Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik und der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Marian Heitger (verantwortlich für den Gesamtinhalt), Winfried Böhm, Rudolf Hülshoff, Heinz Jürgen Ipfling, Otto Kreis, Elisabeth Krohmann, Hanna-Renate Laurin, Clemens Menze, Karl Gerhard Pöppel, Aloysius Regenbrecht, Rita Süßmuth, Herbert Zdarzil.

Bezugspreis 40,- DM jährlich, Einzelheft 12,- DM.

(Verlag Ferdinand Kamp GmbH & Co. KG, Bochum)

Kirchenmusikalisches Jahrbuch

Herausgegeben vom Allgemeinen Cäcilien-Verband für die Länder der deutschen Sprache in Verbindung mit der Görres-Gesellschaft. Schriftleitung: Günther Massenkeil

63./64. Jahrgang 1979/80

(Verlag Luthe-Druck, Köln)